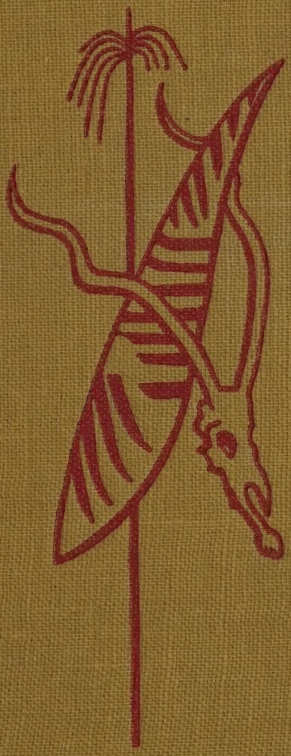
RUDOLF DE HAAS

Die Meuterer



UNIVERSITY OF
ILLINOIS LIBRARY
AT URBANA-CHAMPAIGN
BOOKSTACKS

CENTRAL CIRCULATION BOOKSTACKS
The person charging this material is responsible for its return to the library from which it was borrowed on or before the **Latest Date** stamped below.

Theft, mutilation, and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University.

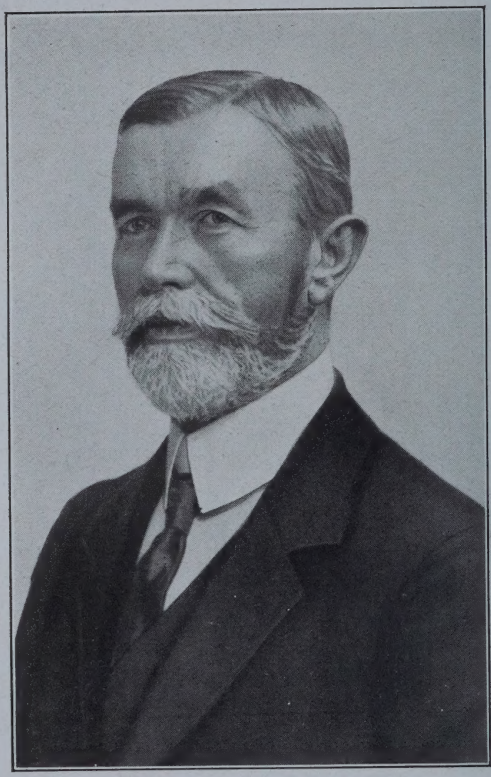
TO RENEW CALL TELEPHONE CENTER, 333-8400

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY AT URBANA-CHAMPAIGN

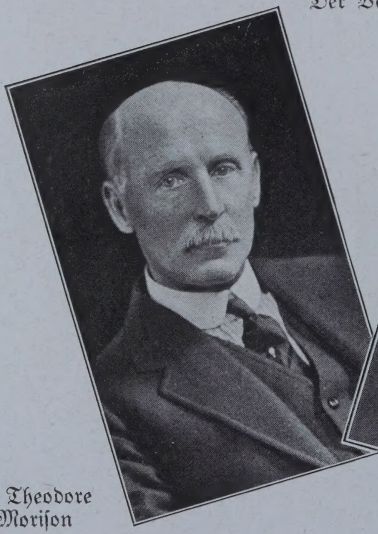
JUN 04 1998

When renewing by phone, write new due date below previous due date. L162

H. Söhlmann
Hannover



Der Verfasser



Sir Theodore
Morison

Theodor,
der jüngste
Reiter

Die Meuterer

Abenteuer versprengter Reiter im innersten Afrika

von

Rudolf de Haas

Mit zehn Farbendrucken,
einer Karte und 95 Abbildungen

Leipzig 1927 / Hesse & Becker Verlag

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1927 by Hesse & Becker Verlag in Leipzig

916.782
H111m

An meine Frau!

Die Wildnis, die der Schauplatz der in diesem Buche erzählten Tragödie wurde, ist nur wenigen Menschen bekannt. Du hast sie einst kennengelernt, keine weiße Frau außer Dir. An dem Inhalt dieses Buches hast Du mitgetragen wie ich. Wem anders darf ich dieses Buch widmen als Dir!

R. v. H.

Vorwort

Der Inhalt dieses Buches ist Wahrheit, nicht Dichtung. Es ist die in allen wesentlichen Punkten genaue Wiedergabe der Erlebnisse einer kleinen Reiterschar der Truppe des Generals v. Lettow-Vorbeck. Die Veröffentlichung geschieht, weil sie im Interesse der beteiligten deutschen Soldaten liegt, die eine schwere, undankbare, aber als unabweisbare Notwendigkeit erkannte Pflicht erfüllten und bis heute darunter zu leiden haben, daß sie taten, was ihnen ihrer unerschütterlichen Überzeugung nach ihre Ehre zu tun gebot.

Es ist eine Episode aus dem ostafrikanischen Kriege, die hier erzählt wird. Eine Episode, die im übrigen völlig tendenzlos wiedergegeben wird und zu keinen Schlußfolgerungen berechtigt. Fälle von Tropenkoller sind in der Geschichte aller Kolonialvölker vorgekommen. Sie ändern nichts an dem endgültigen Urteil über die Leistungen einer Nation in den Tropen. Der Verfasser hat in den trübsten Jahren nach dem verlorenen Kriege in zahlreichen öffentlichen Vorträgen die koloniale Schuldlüge bekämpft, als nur erst wenige Stimmen das koloniale Thema überhaupt zu berühren wagten. Er steht auch heute unentwegt auf dem Standpunkt, daß das deutsche Volk auf seine makellose Vergangenheit in den Kolonien stolz sein darf und mit vollem Rechte seine unter Lug und Trug ihm geraubten Besitzungen zurückverlangt.

Seinen Kriegskameraden und Freunden spricht der Verfasser auch an dieser Stelle nochmals seinen Dank für das photographische Material aus.

Der Verfasser.

Africa

Inhaltsverzeichnis

		Seite
1.	Vor Kondoa Irangi	5
2.	Marsch nach Singidda	11
3.	Gegen Umbulu	17
4.	Neuer Zug gegen Umbulu	26
5.	Dritter Ritt ins Tatogaland	32
6.	Sekenke	45
7.	Der Nachtmarsch	51
8.	Der Zug nach Limbita	61
9.	Zu den Roten Bergen	75
10.	Der Aufstieg auf das Nyarasa-Randgebirge	80
11.	Auf dem Hochplateau	90
12.	Am Speerberg	109
13.	Ein Wiedersehen	118
14.	Abmarsch zum Standlager	122
15.	Lagerbau	126
16.	Im Reich der Löwen	143
17.	Vor Mkalama	174
18.	Meatu	183
19.	Im Ngoro-Ngoro-Krater	216
20.	Lagerfreuden	235
21.	In den Schluchten des Oldeani	249
22.	Mkumbo	259
23.	Am Manyarasee	266
24.	Im Tal des Todes	282
25.	Engaruka	288
26.	Die Rückkehr	293
27.	Maporu ya Meatu	310
28.	Im neuen Lager	318
29.	Der Parlamentärritt nach Mkalama	329
30.	Konrads Heimkehr	348
31.	Das Protokoll	360
32.	Der 2. Februar 1917	365
33.	Die Reise nach Magalla	373
34.	Der Brief nach Mkalama	385
35.	Am Scheidewege	390
36.	Löwenjagd zu Pferde	397
37.	„Helio“	406
38.	Der Zug zum Longido	410
39.	Rombo	417
40.	Bismarckhütte	424
41.	Das Nachspiel	431

1. Vor Kondoa Irangi

Juni 1916

„Was höre ich, Konrad? Sie wollen mit dem ehemaligen Kürassier auf Patrouille reiten? Nicht möglich!“ wandte sich der pommersche Sergeant Pallaß an den graubärtigen Reiter, den Alterspräsidenten der Achten Berittenen, der als Kriegsfreiwilliger in der Kompagnie stand.

„Es ist die Wahrheit!“ brummte der Alte, der mit seinem von schwerem Fieber eben genesenden Pflegesohn unter dem Wunderbaume von Kwa Handu saß, einem Zwergstamm, dessen Krone einen märchenhaften Baldachin bildete und einer Gruppe Reiter als Naturzelt diente.

„So erklären Sie mir doch wenigstens, wie Sie dazu kommen!“ drängte der ehemalige Lokomotivführer, als der andere kein Wort mehr hinzufügte, vielmehr in offenbar wenig rosiger Laune unter seinen Sachen umherkramte.

„Was ist da viel zu erklären?“ versetzte der Graubart. „Paßt Ihnen vielleicht das Leben, das wir hier seit Wochen führen? Ist das ein Dasein für Reiter? Vor Kondoa haben allein die Kanonen das Wort. Seit unsre Patrouillen in den Hirsefeldern zusammengeschossen wurden, liegen wir hier in Kwa Handu in Schonung und ziehen auf Posten. Eine Wache folgt der anderen in tötender Langeweile. Wenn der Flieger der Briten uns nicht täglich die Nerven kitzelte, wäre es nicht zum Aushalten!“

„Was soll die Kompagnie machen!“ entgegnete der Pommer achselzuckend. „Eine Ugandabahn gibt es hier nicht, die man sprengen könnte!“

„Was die Kompagnie machen soll?“ brauste der alte Reiter auf. „Der Artilleriehauptmann, der auf dem letzten Blockadebrecher herauskam und mit der frisch gelandeten Haubitze jetzt droben vor Kondoa liegt, gab die rechte Antwort darauf. Ich war neulich in seiner Stellung nahe dem Kommandohügel; unser früherer Vizewachtmeister Maurer, der jetzt unter ihm steht, führte mich hinauf. Ich blickte durch das Scherenfernrohr und sah Kondoa und die weiten Lande ringsum wie auf dem Präsentierbrett vor mir liegen. ‚Was macht ihr Reiter hier eigentlich?‘ fragte der Neuankömm-

ling, ein netter, freundlicher Kerl, der schon an den Dardanellen gefochten hat; er heißt v. Kaltenborn-Stachau. Ich gab ihm Bescheid. Er lachte spöttisch. ‚Dorthin gehört ihr!' sagte er und wies auf die Flanken und den Rücken des Feindes. Der Hauptmann hatte recht! Dort unternimmt das Kommando so gut wie gar nichts! Weil die paar Buren sich da nicht durchfanden, hieß es, kein Mensch käme da durch. Piet Nieuwenhuizen in allen Ehren, er ist der geborene Buschläufer, aber ich bin in Ufiome zu Hause und kenne auch Kondoa. Freiwillig stellte ich mich der Patrouille zur Verfügung, die Mickel führen sollte; sie wurde wieder aufgegeben, trotzdem fünfzig Kameraden sich erboten, mitzugehen; hole der Teufel den Burenfimmel des Kommandeurs, wir Deutsche leisten auch etwas! Nun geht der Küraſſier los, und ich mache mit!"

„Und nun gehen Sie mit dem Küraſſier, nach all dem, was ich Ihnen gesagt habe?" murrte der Pommer vorwurfsvoll.

„Was bleibt mir anders übrig? Ich will hier nicht bei lebendigem Leibe verfaulen! Sie halten nichts von ihm, ich weiß es. Jedenfalls bringt es aber der Exküraſſier immer fertig, aus der Monotonie des Lagers herauszukommen. Das ist der Grund, weswegen ich mit ihm gehe. Er ist nun einmal persona gratissima beim Kommandeur, das hat auch seine guten Seiten! Ich komme um, wenn ich hier untätig sitze! Ich habe nie mit dem Pasewalker reiten mögen, die ganze Kompagnie weiß es, aber diesmal muß ich es auf mich nehmen! Reiten Sie mit uns, Pallaß!"

„Nie mehr mit dem Küraſſier, Konrad! Das habe ich mir fest vorgenommen! Er kann mir noch so gute Worte geben! Meine Erfahrungen bei den Sprengpatrouillen zur Ugandabahn genügen mir für immer! Und ich warne auch Sie! Lorbeeren werden Sie auf dem Zuge nicht ernten, er geht nicht heran an den Feind! Patrouillen mit ihm sind die reine Lebensversicherung!"

„Eine Lebensversicherung ist es auch hier unter dem Wunderbaum! Die Möglichkeit, daß einem der Flieger ein faules Ei auf den Kopf wirft, ist gering! Da sehe ich also keinen Unterschied. Wir werden ihn aber zwingen, etwas zu unternehmen! Warten Sie ab, Pallaß!"

„Sie waren nie mit ihm auf Patrouille, darum kennen Sie ihn nicht, Konrad! Sie zwingen ihn nie! Im kritischen Augenblick haut er ab, sogar allein, wenn es nicht anders geht! Hat er es nicht so mit Lowes gemacht, den er am Malattihügel vor Kondoa neulich schmählich im Stich ließ? Wer weiß, was aus dem armen, schwerverwundeten Kameraden geworden ist? Als erster kam natürlich der Pasewalker wieder zur Kompagnie zurück-

galoppiert, ganz allein noch obendrein! Seine beiden schwarzen Leibordonnanzen, der Araber Sef Auad und der Somali Babikir, mußten es mit dem Leben bezahlen, daß sie ihm den Steigbügel zur Flucht hielten! Nein, Konrad, auch Sie zwingen den Kürassier nicht dazu, etwas zu leisten! Aber reiten Sie immerhin los, es ist eine Abwechslung!"

* *
*

„Der Sanitätsfeldwebel Jonat sucht Sie!" sagte einer der Kameraden zu Konrad. Dieser kam eben von einer Besprechung mit dem Führer, der die Patrouille unternehmen wollte.

„Gut, ich werde sofort zu ihm gehen!" erwiderte der Angeredete. Eilig schritt er an dem Baum vorüber, unter dem der landwirtschaftliche Sachverständige Dr. Mickel sein Quartier aufgeschlagen hatte, einer der Kompagnieoffiziere, mit dem er im Norden einst die folgenschwerste Erkundung seiner ganzen Kriegszeit unternommen hatte.

„Sie reiten mit der Patrouille?" fragte der alte Gefährte interessiert. Die Nachricht hatte sich wie ein Lauffeuer in der Kompagnie verbreitet, obwohl dienstlich noch nichts verlautet war.

„Jawohl!" antwortete Konrad lächelnd. „Es ist das erstemal! Ich bin für gewöhnlich anderen Schirmherren gefolgt, wenn es gegen den Feind ging!"

„Hoffentlich kommen Sie mit heiler Haut zurück!" sagte Mickel.

Konrad glaubte ein Zwinkern in seinen Augen zu entdecken.

„Der Führer hat große Pläne!" erklärte er. „Wir werden unser möglichstes dazu tun, daß sie ausgeführt werden! Diesmal macht er entweder etwas oder er kommt gar nicht zurück!"

„Also Heldentod!" lächelte der andere. „Na, Hals- und Beinbruch!"

Wenige Minuten später befand sich Konrad in ernsthafter Unterhaltung mit dem Sanitäter.

„Ihr Sohn kann die Patrouille unmöglich mitmachen!" erklärte der Feldwebel. „Er ist zwar Rekonvaleszent, aber viel zu schwach für eine solche Unternehmung! Er bedarf noch der Schonung!"

„Ich sehe das vollkommen ein!" sagte der Graubart. „Ich habe mir alles nach beiden Seiten hin überlegt. Jeden Augenblick kann der stockende Betrieb hier vor Kondoa in Bewegung kommen. Gerät er in Fluß und zieht sich die Truppe nach Süden zurück, während ich auf Patrouille bin, so werden mein Sohn und ich voneinander getrennt, für wer weiß wie lange; ich habe das schon einmal erlebt, auf dem großen Rückzug vom

Norden. Diesmal möchte ich es vermeiden! Kein Mensch kann so für ihn sorgen wie ich selbst! Ich hoffe, daß Sie das einsehen!"

Jonat sah das zwar ein, glaubte es aber dennoch nicht mit seiner Pflicht vereinbaren zu können, die Genehmigung zu geben. Er sträubte sich mit Händen und Füßen.

Konrad ging zum Kompagnieführer, um nötigenfalls einen Arzt zu erlangen.

Oberleutnant Meyer war ein braver Offizier und ein tadelloser Kamerad, den alle gern hatten.

„Ich will Ihr Fürsprecher bei dem Sanitätsfeldwebel werden!" antwortete er, als Konrad ihm die Sache vorgestellt hatte. Eigentlich dürfte ich es nicht! Väter, Söhne und Brüder beläßt man daheim in der Armee für gewöhnlich auch nicht in derselben Formation! Na, hier sind die Verhältnisse eben ganz anders!"

* * *

Der Mond schien auf eine seelenvergnügte Gesellschaft herab. Der Kompagnieführer und seine Offiziere saßen mit den Feldwebeln und den ältesten Kameraden in heiterem Geplauder beieinander. Der Abschied der Patrouille wurde gefeiert.

Daß man überhaupt noch feiern konnte, war das Verdienst des Schutzpatrons der Reiter, des wackren Hermann Schneider, der in seinem Zivilberuf ein nüchterner Bankbeamter war und zum Unterschied von anderen seines Namens der Bankschneider hieß. Er hatte die Herrschaft über Magazin und Keller der Etappe Burungi und sorgte für die ihm vor allen anderen am Herzen liegenden Reiter im nahen Kwa Handu mit einem Wohlwollen, wie sie es nie zuvor erfahren hatten; ihrer Meinung nach waren sie immer etwas stiefmütterlich behandelt worden. Nun hatten sie auch in alcoholicis wieder eine gewisse Leistungsfähigkeit gewonnen, besonders die ostpreußischen Elemente. Wie sehr, bewies bald darauf die Verlegenheit des braven Franz Neubacher, als eines Tages 21 Kisten ankamen, von denen jede 24 Flaschen Ersatzwhisky enthielt. Zufällig waren gerade 23 Reiter im Lager anwesend. „Was ist das für ein Pech!" rief der Abkömmling der nach Litauen und Masuren ausgewanderten Salzburger Familie, „zwei arme Kerle gehen da leer aus!"

Heute war alles Freude und Friede. Zwischen Offizieren und Mannschaften herrschte das denkbar beste Verhältnis.

Der Kompagnieführer war in besonders fröhlicher Laune. Er erzählte

Eingeborenenhäuschen an der Küste.
(Nach einem Ölbilde von Thea de Haas.)

Marktstraße in Daressalam.
(Nach einem Ölbilde von Thea de Haas.)

von allerlei Schulklippen seiner in Hannover verlebten Jugend. Sein Vater, ein ehrsamer Landgerichtspräsident, habe sich oft die Haare gerauft, vor Sorge, was aus dem Filius werden solle. Wenn der ihn jetzt nur einmal sehen könnte!

Es war alles so schlicht und herzlich und bescheiden erzählt, daß der Kompagnieführer einen weiteren Stein ins Brett bei allen Zuhörern bekam. Auch Konrad war gerührt. Jeder gönnte ihm seine schnelle Beförderung.

„Ich gönne sie ihm auch!" sagte einer der Reserveoffiziersaspiranten leise zu seinem Nachbar. „Ich finde es aber gemein, daß man keinen von uns befördert! In der ganzen Schutztruppe ist noch nie jemand Offizier geworden! Wenn auch der Oberste Kriegsherr allein die Befugnis hat, Offiziere zu ernennen, so hätte der Kommandeur der Schutztruppe immerhin provisorisch Anordnungen treffen können, die alle diese Härten ausglichen! Was meinen Sie?"

„Was sollen erst die Reserve-, Landwehr- und Landsturmoffiziere sagen?" versetzte der Nachbar, ebenfalls ein Vizefeldwebel und Offiziersaspirant. „Kein einziger von ihnen wird befördert! Der älteste inaktive Oberleutnant sieht den blutjungen aktiven Leutnant aufsteigen, sieht ihn Oberleutnant, Hauptmann und Vorgesetzter werden! Die Herren lassen sich natürlich nichts merken, aber sie ärgern sich schwarz! Es ist eine schamlose Ungerechtigkeit! Ich möchte bloß wissen, was unser guter Dr. Mickel denkt, der ja auch ewig Leutnant bleibt! Daß der junge Meyer sein Vorgesetzter ist und die Reiter führt, paßt ihm sicher nicht, wie nett auch Meyer sein mag! Ich kann es verstehen! Das alles erweckt blutigen Haß!"

„Der Lorbeer des Feldzuges soll eben ausschließlich der aktiven Truppe zufallen!" meinte der andere achselzuckend, „das ist des Pudels Kern! Das System arbeitet zielbewußt, schneidet sich aber mit seiner selbstsüchtigen Methode ins eigene Fleisch!"

Konrad hörte das Gespräch mit an und lächelte still vor sich hin. Er hatte sich, obwohl Leutnant d. Res. a. D., als simpler Kriegsfreiwilliger wieder zur Verfügung gestellt, nachdem er infolge eines Zusammenstoßes mit Vorgesetzten schon einmal ausgeschieden war; dem Vaterland zuliebe hatte er wieder das Gewehr geschultert.

Der Kompagnieführer sah ihn lächeln. „Was brüten Sie denn heute für schwarze Gedanken aus?" scherzte er. „Auf wen gehen diesmal die Spottverse? Weiß der Teufel, ich fürchte mich nicht vor den Briten und, was mehr besagen will, auch nicht vor dem Kommandeur, aber vor Ihnen fürchte ich mich!"

Als die Stimmung auf der Höhe war, erschien der Regierungsrat Graß. Der ehemalige Herrscher des Bezirks Kondoa Irangi fand sich sehr schnell in die Stunde, die schon vorgerückt war.

„Ich begrüße Sie im letzten Zipfel Ihres Königreiches!" rief der alte Reiter. „Der Purpurmantel ist Ihnen von der Schulter geglitten!"

„Da die Sella curulis dem Prätor verlorengegangen ist, können Sie auch den letzten Zipfel des Purpurmantels haben!" antwortete der Regierungsrat und hielt Konrad den Saum seines von Dornen zerfetzten Khakirocks entgegen.

„Ich bin gerade dabei, Jamben zu dichten wie Archilochos!" sagte Konrad. „Die Pfeile sind schon zugespitzt! Gegen Sie kann ich sie leider nicht verschießen, da mir die letzte Pulle Rotwein, die Sie mir einst in Kondoa bewilligten, in angenehmer Erinnerung ist!"

„Lassen Sie sich dadurch nur ja nicht stören! Schießen Sie ruhig los! Ich habe auch Pfeile im Köcher!" lachte Graß.

Bald waren die beiden zum Gaudium aller Reiter mitten im lustigsten Geplänkel.

* *
*

Als der Morgen graute, machten sich die für die Patrouille bestimmten Reiter zum Abmarsch fertig.

Den Führer eingerechnet, waren es 12 Weiße und etwa 16—18 schwarze Berittene. Die Weißen waren mit einer einzigen Ausnahme alle Freiwillige; nur Mallin, ein Niedersachse, war kommandiert worden. Dieser, ein tapferer Soldat, hatte sich früher einmal aus irgendeiner Veranlassung gekränkt und zurückgesetzt gefühlt und sich seither nie mehr freiwillig zu irgendeiner Unternehmung gemeldet.

Unter den weißen Reitern war ein einziger von der Neunten, August Dehnicke, ein Riese von Gestalt, der einst bei den Gardedukorps in Potsdam gedient hatte; sein langer schwarzer Bart wehte vor ihm her. Mit ihm kamen drei schwarze Berittene seiner Kompagnie, Karo, Baruti und Suedi.

Im Laufe des Tages ritt die Patrouille von Kwa Handu ab.

2. Marsch nach Singidda

20. bis 24. Juni 1916

Der Marsch führte durch das von früheren Ritten her wohlbekannte Land der Wassandaui, eines den südafrikanischen Buschmännern verwandten Splitters der Ureinwohner; in ihrer Sprache fielen die Schnalzlaute auf. Der Gau war eine einzige, dichtverschlungene, von wenigen schmalen Pfaden durchzogene Dornbuschwildnis.

Der Führer hatte als erstes Ziel Singidda bezeichnet, einen Militärposten im hochgelegenen Lande der Wanjaturu. Der Weg dahin führte über Kwa Mtoro, wo sich eine Missionsstation der Väter vom Heiligen Geist befand. Das Schlachtfest, das hier veranstaltet wurde, erhöhte die Feststimmung. Daß es mitten zwischen den beiden feindlichen Fronten auf einem von Briten und Deutschen wiederholt besetzten Punkt noch Schweine gab, hätte sich niemand träumen lassen. Eifrig wurde der große Missionsgarten nach den letzten Feigen, Mapera und Tomaten abgesucht.

In der Nähe der Station der Väter vom Heiligen Geist lag die jetzt leerstehende Wohnung des Feldwebels Linke, des „Königs von Ussandaui". Der Kral, in dem er alle möglichen Tiere der Wildnis eingefangen hielt, war verlassen.

Unter Beobachtung der äußersten Wachsamkeit erfolgte der Weiterritt. Es war undenkbar, daß man den Weg nach Singidda unbesetzt finden sollte.

„Vorsicht!" schrie mit einem Male einer der schwarzen Reiter, als die Patrouille eben ein dichtes Dorngewirr durchquerte. Er wies auf einen der blauschwarzen, dünnen Äste der Büsche, auf dem nur ein scharfes und geübtes Auge eine in der Farbe völlig angepaßte dünne, lange Schlange liegen sah.

„Es ist eins der giftigsten und angriffslustigsten Reptile, die es im Lande gibt!" erklärte Hamsini, der einzige schwarze Unteroffizier der Patrouille. „Ihr Biß ist in kürzester Zeit tödlich. Sie ist schnell im Zustoßen wie keine andere!"

Die Weißen betrachteten die Schlange, die einer von ihnen mit dem Arm beinah gestreift hätte, so eingehend, wie es vom Sattel aus möglich war; bewegungslos und dem blauen Aste zum Verwechseln ähnlich lag sie da; nur die Augen glitzerten.

Am folgenden Morgen gelangte die Patrouille nach wenigen Stunden an ein weitläufiges Gehöft. Es gehörte einem Eingeborenen von Rang.

„Wo ist der Dorfschulze, der dies Anwesen hier besitzt?" forschte der Führer.

„Er ist nach Kondoa gegangen!" antworteten ihm die anwesenden Schwarzen.

„Was, nach Kondoa? Zu den Engländern?"

„Jawohl, Großer Herr, zu den Wengereza! Sie haben alle Schulzen und Akiden (Dorfälteste) zum Befehlsempfang nach Kondoa entboten!"

Der Patrouillenführer sah sich im Kreise der Weißen um.

„Das ist ja Landesverrat!" erklärte er. „Von seiner rechtmäßigen Obrigkeit ist der Verräter zum Feinde übergelaufen! Dies verdient die allerschärfste Ahndung! Ich werde sein Gehöft in Brand stecken!"

„Dann haben wir aber viel zu tun, wenn alle Gehöfte der Dorfschulzen, die nach Kondoa gegangen sind, in Flammen aufgehen sollen!" warf der Referendar Ancker ein, der Vizefeldwebel und Offiziersaspirant war. „In diese Gegend kommen keine Deutschen mehr! Was Wunder, daß die Eingeborenen sich an die Weisungen der Briten halten? Tun sie das nicht, so wird auch von denen zweifellos Gewalt angewendet!"

„Was meinen Sie, Konrad?"

Der alte Reiter schloß sich seinem Freunde an. Aus dem beifälligen Gemurmel einer Anzahl anderer ersah der Patrouillenführer, daß er mit seiner Ansicht alleinstand.

Einige hundert Meter vom Gehöft wurde Mittagsrast gemacht. Ein paar Eingeborene trieben sich in der Nähe herum. Einer machte einen sehr auffallenden Eindruck. „Er hat seine fünf Sinne nicht zusammen!" rief ein Reiter. „Er ist betrunken!" meinte ein anderer.

Der Führer ließ ihn greifen. „Es unterliegt keinem Zweifel, der Kerl hat sich an Pombe (Hirsebier) berauscht! Ich will ihm einen Denkzettel geben, damit er sich in Zukunft anständig benimmt, wenn Weiße da sind!" erklärte er und ließ dem Mann 25 Hiebe mit der Flußpferdpeitsche aufzählen.

Konrad und Theodor hatten ihre Mahlzeit etwas abseits eingenommen.

„Was ist denn da drüben los?" fragte der alte Reiter, der sich eine

Weile entfernt hatte und eben zurückkam. Aus dem Gehöft des Dorfoberhauptes schlugen Qualm und Rauch in dicken Schwaden empor.

„Wallraf hat den Befehl bekommen, mit einer Anzahl Askari das Anwesen in Brand zu stecken!" erklärte Theodor. „Der Führer hat sich trotz aller Abmahnungen zu dieser Gewaltmaßregel entschlossen. Er will ein warnendes Beispiel aufstellen!"

„Der helle Wahnsinn und eine Dummheit dazu!" sagte Ancker, der Referendar, der eben vorüberkam. „Die Behörde bemüht sich, beim Abzug der Deutschen den besten Eindruck bei den Eingeborenen zu hinterlassen, und dieser Mensch erleichtert dem Feinde seinen Einzug! Da soll doch der Teufel dreinschlagen!"

* *
*

Als die Patrouille ein paar Stunden später dem in Asche sinkenden Gehöft den Rücken wandte, bemerkte Konrad ein junges, bildschönes Weib im Zuge der Reiter.

„Es ist die Lieblingsfrau des Dorfschulzen!" sagte Wallraf, an den er sich behufs Aufklärung wandte, „ich habe sie auf Befehl des Führers mitnehmen müssen. Der Jumbe soll durch diese Maßnahme an seiner empfindlichsten Stelle getroffen werden!"

Gleich darauf setzte der Befehlshaber seinen mächtigen Blauschimmel in Trab. Er hatte das Weib nach vorn kommen lassen; es mußte vor dem trabenden Hengst herlaufen.

Konrad hatte sich im Laufe des Feldzugs die Hörner abgestoßen und scheute Unannehmlichkeiten innerhalb und außerhalb des Dienstes. Noch hoffte er, einer der im militärischen Rang Höherstehenden werde einschreiten; zwei Vizefeldwebel nahmen an der Patrouille teil, die beide Offiziersaspiranten waren, sowie fünf Unteroffiziere; er selbst hatte als Kriegsfreiwilliger nichts zu sagen. Still hörte er zunächst mit an, wie seine Kameraden über den Fall dachten; schließlich aber, als niemand geneigt war, an der richtigen Stelle Einwendungen zu erheben, hielt er nicht länger an sich. Sobald der Patrouillenführer das Marschtempo wieder mäßigte, ritt er an ihn heran.

„Ich bitte um Verzeihung," sagte er, „aber ich halte es mit der Würde deutscher Soldaten nicht für vereinbar, daß von der im Dienst befindlichen Truppe ein Weib mitgeschleppt wird und vor den trabenden Reittieren herlaufen muß! Der Schutztruppenkommandeur würde es nicht dulden!"

„Aber, Herr Gott noch einmal, mein lieber Konrad, Sie werden uns doch keine Gastrolle als Bußprediger oder Missionar geben wollen!"

„Meine Kameraden denken genau so wie ich, wenn auch niemand etwas gesagt hat!"

„Gut denn, am nächsten Rastort lasse ich das Weib wieder laufen! Ich wollte es ohnehin nicht weiter mitführen!"

Mißmutig gab der Patrouillenführer seinem Hengst die Sporen und ritt voraus.

* *
*

Gegen Abend stieß man in einem Waldstück rechts von der Straße Kondoa-Singidda auf eine vorgeschobene Feldwache des noch in deutscher Hand befindlichen Militärpostens im Wanjaturulande. Wachthabender war ein Türke, der einen strammen und zuverlässigen Eindruck machte. Auf alle Fragen gab er genaue und klare Antworten in der Kisuahelisprache. Bei ihm bezog man das Nachtquartier.

Am anderen Morgen war das Weib verschwunden.

Nach mehrstündigem Ritt erreichte die Patrouille die am Fuße der Großen Bruchstufe gelegene, zu Singidda gehörige Eingeborenenniederlassung Kwa Ngori. Die Dorfbewohner hatten die Verpflegung schon bereitgestellt. Hühner und Eier gab es in Menge, ebenfalls Mehl und Milch. Als ein langentbehrter Genuß winkten Kürbisse, Melonen, Papayen und Tomaten. Pombe, das aus Hirse gebraute Negerbier, stand in zahllosen Kalebassen für die weißen wie die schwarzen Reiter zur Verfügung.

Tags darauf erkletterte man die Bruchstufe, die Fortsetzung des Großen Afrikanischen Grabens, dessen westliche Felswand hier allein noch erhalten war. Sie zeigte sich hier nicht so steil wie weiter im Norden bei Engaruka und am Großen Natronsee und ließ sich bedeutend bequemer ersteigen.

Oben stand ein Posten der von Singidda her vorgeschobenen Feldwache, die in einem zu Verteidigungszwecken eingerichteten Turme ganz in der Nähe der Straße untergebracht war.

Der Weitermarsch führte durch eine bis zu 1800 m ansteigende, vielfach mit Geröll bedeckte Hochebene, die aus Urgesteinsland, in der Hauptsache Granit, aufgebaut war. Verschiedentlich ragten Felsgruppen in allerlei grotesken Formen aus dem rötlichen Verwitterungsschutt heraus.

Nach etwa halbstündigem Ritt gelangte die Patrouille an die ersten Ansiedlungen. Sie bestanden aus brusthohen Temben, deren offene Seiten meist durch Wolfsmilchgebüsche geschützt waren; die Reiter kannten die

Bauart dieser Hütten mit ihrer rechteckigen Form und den flachen Dächern von Irangi her.

Aus den Gehöften kamen halbnackte, mit einem seltsamen Geflecht von Bastschnüren um die Lenden bekleidete Eingeborene im Laufschritt wie Eilboten herbeigestürzt. Sie rannten bis an die Pferde heran, stießen ein freundlich klingendes Wort in ihrer Sprache aus und kehrten dann in demselben Tempo in ihre Temben zurück.

Der Vorgang wiederholte sich bei jeder Hütte.

„‚Amutscha!' rufen die Kerle! Jetzt habe ich das Wort heraus!" jubelte der Rheinländer Wallraf, der sich über jede Kleinigkeit freuen konnte. „Der Ton liegt auf der ersten und der dritten Silbe! Das ‚A' ist jedesmal ganz kurz, hört ihr's?"

Ja, man hörte es! „Amutscha! Amutscha! Amutscha!" schrien unermüdlich die Wanjaturu an allen Ecken und Enden. Auch die kleinen Kinder riefen es. Eine große Huldigung sollte es offenbar sein.

Die Einwohner von Turu waren nicht immer so freundlich gegen die Weißen gewesen. Schon Stanley hatte auf seiner ersten großen Reise gegen sie kämpfen müssen. Nach der Ansicht der einen waren sie reine Bantu, nach anderen hatten sie hamitische Blutmischung.

„Da vorne hält jemand zu Pferde!" sagte der Patrouillenführer. „Es wird der Postenführer von Singidda sein, Dr. Hoffmeister, der Regierungstierarzt des vor dem Kriege in Turu eingerichteten Gestüts!"

* * *

In Begleitung von Hunderten von singenden und tanzenden Wanjaturu zogen die Reiter eine Stunde später unter dem Freudengetriller der Dorfweiber in Singidda ein. In der Hauptstraße hatten sich festlich gekleidete Inder zum Empfang aufgestellt.

Von weitem glänzte die weiße Boma im Sonnenschein, das von einer einfachen, aber hohen Mauer umschlossene Verwaltungsgebäude.

In den sauber gereinigten Steinhäusern der Askari wurden die weißen und schwarzen Reiter untergebracht.

Dr. Hoffmeister hatte im Verein mit den wenigen Weißen der Station umfangreiche Vorbereitungen zum Empfang der von ihm als Unterstützung vom Kommando erbetenen Gäste getroffen. Zwei Schweine waren geschlachtet. Milch, Negerbier und Ersatzschnaps gab es in Fülle.

An das Mahl schloß sich ein regelrechter Kommers mit Ansprachen aller Art. Der Bitte des Patrouillenführers entsprechend hielt der alte Reiter

Konrad die Dankrede im Namen seiner Kameraden. Er würdigte die Künste des Ökonomen Markus, der mit seinen eigenhändig zubereiteten Schweinen eine Glanzleistung vollbracht hatte; er feierte Curdes und Lang, die ihre persönlichen Vorräte hergegeben, und er pries Dr. Hoffmeister als den kernigen deutschen Mann, der er war, das Vorbild eines Postenführers in schwerer Zeit: mit drei Europäern und einer Handvoll Askari hielt er das große Land Turu mit seiner schwarzen Bevölkerung von über 100000 Mann durch seinen Namen allein im Zaum, während im Norden und Osten bereits die Engländer herrschten und alle den Deutschen noch treugebliebene Stämme zum Verrat und Abfall anstachelten.

Auf den Schwingen ehrlicher Begeisterung klang das Hoch in die stille Nacht hinaus. Deutsche Lieder in nichtendenwollender Fülle ertönten ...

Zu Ehren der Reiter folgte in den nächsten Tagen ein großes Volksfest.

Sol (Feldwebel) der ſchwarzen Polizeitruppe von Aruſcha.
Gefallen vor dem Feind. (Nach einem Ölbilde von Thea de Haas.)

Frau des Häuptlings Ndaſſekoi vom Meruberg.
(Nach einem Ölbilde von Thea de Haas.)

Dorfstraße in Lindi.

Lukulediſluß bei Lindi.
Das Hinterland von Lindi war 1917 Schauplatz ſchwerer Kämpfe der Schutztruppe.

3. Gegen Umbulu

27. Juni bis 6. Juli 1916

Staubwolken am See von Singidda verkündeten den Wanjaturu, daß die zu ihrer Hilfe gekommene Reiterschar nach Norden aufgebrochen war, um die Tatoga und insonderheit die Mangati zu züchtigen. Diese waren ihre Todfeinde, deren Sündenregister voll war.

Gegen die deutsche Herrschaft hatten sie sich schon erhoben, ehe Umbulu von den Engländern erobert worden war. Einen Postboten von dort fesselten sie, verwundeten ihn an den Armen und Schultern und steckten ihn dann mit dem Kopf voran in einen Termitenbau hinein, in dem er eines fürchterlichen Todes starb.

Beinahe täglich machten sie damals schon Einfälle in die Landschaft Turu, meist vom Uschutosee her. Diese waren fast immer erfolgreich, da sie mit großer Übermacht ausgeführt zu werden pflegten. Wenn die Wanjaturu nicht schnell flüchteten, wurden sie unter Martern getötet.

Am Uschutosee hatte sich dem zur Hilfe herbeigeeilten Postenführer von Singidda eines Tages ein fürchterliches Bild geboten. Drei Weibern waren von den Mangati die Brüste abgeschnitten und hingen an einem Feuer zum Rösten. Allen drei Frauen hatten die Mörder den Leib geöffnet und die Eingeweide um die Oberschenkel ihrer Opfer gewickelt; in hockender Stellung waren sie um das Feuer herum angebunden. Fünf Säuglingen war ein Holz durch den Leib getrieben. In diesem Zustand hatte man sie über dem Feuer aufgehängt, an dem sie jetzt brieten.

Nach dem Falle Umbulus war die Lage für Turu noch bedrohlicher geworden. Die Frechheit der Wilden nahm zu. Sie trieben die Herden weg und erschlugen die Hirten.

Die Patrouille beabsichtigte, nach der Züchtigung der mörderischen Horden einen Vorstoß gegen die von den Engländern besetzte Boma von Umbulu zu unternehmen.

* * *

Der Postenführer von Singidda war nicht wenig überrascht, als zwei Tage nach dem Aufbruch der Patrouille von den Eingeborenen am Busisee bereits Klagen einliefen. Der Reiterführer hatte sich Übergriffe erlaubt, die die Wanjaturu bisher nicht kannten.

„Großer Herr," meldeten die Boten des Ortsvorstehers, in dessen Dorf die Patrouille eingetroffen war, „wir tun dir kund, daß der weiße Mann, der mit seinen Leuten zu unserem Schutze an den See gekommen ist, Züchtigungen verhängt hat, die ungerecht sind. Wir haben ihm mehr Nahrungsmittel geliefert, als er nötig hat, aber er behauptete, es seien zu wenig, und ließ durch seine Askari unsre Leute durchpeitschen. Der wahre Grund ist, daß wir ihm die Mädchen nicht liefern wollten, die er beanspruchte. Wir flehen dich um Hilfe an, der du unser Vater bist! Du hast nie von uns verlangt, was dieser Weiße von uns verlangt! Komm und ändere seinen Sinn, damit keine Unruhe entstehe im Volke der Wanjaturu!"

Dr. Hoffmeister war außer sich. So betrug sich der Weiße, der ihm zu helfen gekommen war!

Er schrieb an den Patrouillenführer und bat um Vorsicht, da die Wanjaturu nicht gewohnt seien, daß man ihre Weiber und Kinder antaste.

Das Schreiben nutzte nichts. Tag für Tag liefen neue Klagen der Eingeborenen ein, ausschließlich über den Führer der Weißen.

Ein neuer Brief ging ab. Diesmal verlangte Dr. Hoffmeister in seiner Eigenschaft als Postenführer Abstellung und kündigte Meldung an seine vorgesetzte Behörde an, falls das Treiben nicht aufhöre.

Mehrere Tage vernahm man nichts mehr von dem Patrouillenführer. Dann traf Nachricht ein, er sei mit einer Schar Hilfskrieger an den Uschutosee marschiert, um von dort aus nun tatsächlich gegen die Tatoga und Umbulu vorzugehen.

* *
*

Die Reiterpatrouille hatte den Uschutosee erreicht, den Schauplatz der fürchterlichen Blutorgien, deren Spuren der Postenführer von Singidda etwa einen Monat zuvor hier vorgefunden hatte.

In der Nähe des mitten in der Wildnis gelegenen Sees stieß sie auf den Farmer Adolf Siedentopf, der mit seiner Frau und seinen Herden aus dem Ngoro-Ngoro-Krater vor den Engländern geflohen war. Sein Bruder Friedrich Wilhelm stand bei der Truppe.

Einsam hauste Adolf mit wenigen schwarzen Hilfskräften hier an der Grenze des Tatogalandes, unstet und flüchtig, zu jeder Stunde den An-

griffen der blutdürstigen Horden ausgesetzt. Schon waren ihm Hirten im Walde erschlagen worden.

Die Patrouille kaufte ihm einen starken schwarzen Hengst ab, den der Farmer gegen einen Requisitionsschein ihr gerne überließ. Der Rappe hatte zwar einen Schönheitsfehler, war aber für die Truppe als Reservepferd von großem Werte.

Jenseits des noch von einzelnen Flußpferden bewohnten Uschutosees vereinigte sich die Reiterschar mit der kleinen Abteilung des Kaffeepflanzers Rohde aus Aruscha, des ehemaligen Postenführers von Umbulu, der kurze Zeit zuvor einen zwar unglücklichen, aber sehr mutigen Zug zur Wiedereroberung der verlorenen Landschaft gemacht hatte.

* * *

Auf dem Weitermarsch nach Norden kamen in der Ferne Herden der Tatoga in Sicht. Sofort galoppierten die Reiter in den vor ihnen liegenden Steppenwald hinein und trieben das Vieh ab. Die Hirten flohen.

Bald darauf stieß man auf weitere Herden. In dem schwieriger gewordenen Gelände konnten die Reiter nicht mehr wie vorher im Galopp dahinsprengen. Die windschnell ihnen folgenden Hilfskrieger der Wanjaturu, die heute den Tag der Rache an ihren grausamen Todfeinden gekommen sahen, überholten die Weißen. Allen voran stürmte ein Krieger in reiferen Jahren.

„Zurück, du Buschneger!" schrie einer der weißen Reiter, als er den Mann mit der blinkenden Lanze gegen die um ihr Leben laufenden Hirten losrasen sah. „Siehst du nicht, daß es Knaben sind?"

Es war zu spät. Zwar wandte sich der Krieger auf das Geschrei hin um, war aber wohl, wie die meisten seiner Stammesgenossen, der Kisuahelisprache unkundig und mochte in den Rufen gar eine Anfeuerung sehen. In dem wilden Bluthaß seines Volkes gegen die mörderischen Tatoga stürmte er weiter nach vorn. Im nächsten Moment hatte er einen der Hirten eingeholt. Die Lanze blitzte durch die Luft. Der Verfolgte stürzte. Der Wanjaturu stieß mit der Waffe ein halbes Dutzend Mal auf den am Boden liegenden Tatoga los; deutlich sahen es die noch auf zweihundert Meter entfernten Reiter.

Mit den vordersten Weißen sprengte Konrad heran. Ein fürchterlicher Anblick bot sich ihnen. Der Hirte, ein Knabe von kaum 16 Jahren, lag mit herausgequollenen Eingeweiden noch lebend im Grase; sechs bis acht Speerstiche waren ihm durch den Leib gegangen.

„Tötet ihn vollends!" schrie der alte Reiter im Fortgaloppieren den mittlerweile herangesprengten Askari zu. Der Todeskampf mußte unter allen Umständen abgekürzt werden.

In die Ohren des entsetzten Weißen, der die erlösende Kugel gemeint hatte, drang das dumpfe Krachen des unter Keulenschlägen berstenden Schädels; herbeigeeilte Wanjaturu, die die Askari anlegen sahen, waren ihnen zuvorgekommen. Schaudernd ritten die Europäer davon.

In der Nähe hielt sich ein kleines Brüderchen des Toten verborgen, ein Kind zwischen sechs und sieben Jahren.

„Wir wollen es mitnehmen!" sagte der Führer, „hier kommt es um!"

Einer der Askari sprang auf seinen Wink aus dem Sattel und nahm es an sich.

* * *

Da aus der Ferne die befreundeten Wanjaturu von den feindlichen Tatoga kaum unterschieden werden konnten, weil beide fast nackt waren, versammelte Konrad auf Weisung des Patrouillenführers die Hilfskrieger um sich, nahm eine der Lanzen, hielt sie wagerecht über seinem Haupt und gebot, jedermann solle in Zukunft dies Zeichen geben, wenn er von einer Erkundung wieder zu den Weißen stoße.

Sämtliche Europäer und Askari wurden entsprechend orientiert.

Die erbeuteten Rinderherden sandte man nach Singidda.

Nachmittags erhielt Unteroffizier Simon den Auftrag, dem weiter rückwärts befindlichen Unteroffizier Zimmermann entgegenzugehen.

Simon war ein unerschrockener Soldat, aber ein Sonderling. Selbstgespräche, die er zu jeder Tages- und Nachtzeit hielt, ersetzten ihm allen Umgang. Zu kameradschaftlichen Diensten war er immer zu haben. Der Führer hatte ihm die Sorge für die Reittiere anvertraut, und in der Stellung eines Futtermeisters fühlte er sich außerordentlich wohl; er war ein sehr fleißiger, williger und sorgsamer Mensch. Die Kameraden hatten sich längst in sein absonderliches Wesen gefunden; sein bei einer anderen Truppenformation stehender Bruder erklärte, die nicht ganz normale Art Michels datiere von seiner Militärzeit her. Die Brüder stammten aus Bayern und waren im Ansbachschen daheim.

Michel Simon zog in Gedanken versunken durch den Wald, als plötzlich aus dem Unterholz eine Schar Schwarzer auftauchte. Blitzschnell griffen diese beim Anblick des Weißen nach ihren Lanzen.

„Adui!“ schrie Simon, „der Feind!“, in der sicheren Erwartung, im nächsten Moment von den in die Luft fahrenden Lanzen durchbohrt zu werden, „Piga! Piga! Feuer!“

Sofort knallte er los. Seine anfangs unschlüssigen Askari wurden von der Aufregung mitgerissen und feuerten gleichfalls. Eine Anzahl der gegnerischen Schwarzen stürzte. Der Rest verschwand in den Büschen.

„Halt! Halt! Wer schießt da?“ brüllte aus der Simon entgegengesetzten Richtung eine Stimme durch das Walddickicht.

Es war Zimmermann, der seinen Hilfskriegern in geringer Entfernung gefolgt war.

Der Irrtum hatte unselige Folgen gehabt. Zwei der befreundeten Wanjaturu waren sofort tot gewesen, drei schwer verwundet.

„Michel, Michel, hast du denn die Zeichen nicht gesehen?“ fragte der entsetzte Zimmermann. „Die Kerle haben doch alle vorschriftsmäßig die Lanzen hochgerissen und wagerecht über den Köpfen gehalten!“

Michel Simon schüttelte den Kopf und sagte gar nichts.

* *
*

Da zugleich mit den Rinderherden der Tatoga eine Anzahl Kleinvieh erbeutet worden war, konnten alle Teilnehmer so viel Fleisch erhalten, wie sie wollten. Die halbe Nacht hindurch brieten Ziegenschenkel an Spießen vor den Lagerfeuern.

Am folgenden Morgen wurde der Süden des Tatogalandes durchzogen. Aus dem Gau Nar, einem dichtbewachsenen, von Schluchten zerrissenen Waldgebirge, zog man an dem rechts etwas abseits gelegenen Ufana vorüber in der Richtung auf Döngobesch. Allenthalben erscholl aus dem Dickicht das Blöken der Herden, die von den flüchtenden Tatoga durch tiefe Kesseleinschnitte und über steile Waldkämme fortgetrieben wurden. Seltsamerweise stießen die Deutschen nicht auf britische Truppen, obwohl die Kunde von dem Einfall längst zur Boma von Umbulu gedrungen sein mußte. Weitere Herden wurden erbeutet.

Als der Abend hereinbrach, erhielt die Fußtruppe Rohdes die Erlaubnis zur Rückkehr nach Turu. Sie nahm das Vieh mit. Die Reiter übernachteten auf einer hohen, windumtosten und eiskalten Felsenwarte.

Sobald der Tag graute, zogen sie eine weite, sanft ansteigende Lichtung hinauf, die von den Tatoga gerodet und mit halb in der Erde vergrabenen Temben bebaut war. Die einzelnen Gehöfte lagen etwas auseinander.

„Wir wollen den Mördern die Luft austreiben, noch einmal in Turu einzufallen!“ sagte der Führer und ließ die Wohnungen, soweit sie ohne große Umwege erreichbar waren, in Brand stecken. Bald züngelten überall auf der saftiggrünen Berghalde die Flammen aus den Hütten.

Auf der fernen Höhe tauchten Tatoga auf, die die emporsteigenden Reiter beobachteten. Sie zerstreuten sich, als die Angreifer sich dem Kamm näherten. An entfernteren Temben sammelten sie sich wieder.

Der Führer ließ sich ein Gewehr geben und schoß auf vereinzelte Leute, die er an den Gehöften wahrnahm.

„Getroffen!“ erklärte er mehrere Male und setzte das Glas, mit dem er die Schußwirkung beobachtet hatte, wieder ab.

Die Reiter sahen sich untereinander an und verbissen sich das Lachen. Die Entfernung betrug meist 1500 bis 1800 Meter. Man wußte, daß er schon auf mäßige Entfernungen meist nichts traf.

Über den Kamm hin ritt die Patrouille in einen dichten Höhenwald. Es war der Beginn der Urwälder von Tumbati, die sich über einen großen Teil des Hochlandes erstreckten. Rechts stürzte die Grabenwand ab.

„Hier weiß ich Bescheid!“ sagte Konrad zum Patrouillenführer. „In dem dunklen Wipfelmeer da drüben bin ich mit meiner Frau vor einigen Jahren auf Elefantenjagd gewesen, allerdings nicht mit der Büchse, sondern mit Pinsel und Palette! Gewaltige Bambuswälder durchsetzten die Wildnis, ebenfalls wilde Dattelpalmen in großer Menge!“

Nicht weit vom Saume der Lichtung rastete man im Dickicht.

* * *

Im Urwalde blökte Vieh. Die Reiter sprangen auf. Eine ungeheure Herde der Tatoga hatte sich hier verborgen.

„Wir können die Rinder zu mäßigen Preisen an die Wanjaturu ablassen und den Rest nach Saranda an die Mittellandbahn zur Verpflegung unserer Truppen senden!“ sagte der Führer. „Der Kommandeur hat mir ohnehin befohlen, dem Feinde ein Weiteroperieren hinter unseren demnächst sich zurückziehenden Truppen nach Kräften zu erschweren. Daß wir das dem Briten zur Verproviantierung dienende Vieh abtreiben, ist also im Interesse der Truppe!“

Die Reiter waren mit der Abtreibung einverstanden, wollten aber unter allen Umständen erst einen Streich gegen die Briten in der Boma von Umbulu ausführen. Diese war keinen Tagemarsch mehr entfernt und lag jenseit der Wälder.

„Ich werde später einen neuen Zug gegen Umbulu unternehmen und dann vor die Boma rücken!" erklärte der Führer. „Für diesmal genügt mir die Abtreibung der Herden!"

Vergeblich redeten seine Leute auf ihn ein. Er blieb nicht nur fest in seinem Vorsatz, sondern bestimmte obendrein, daß der Rückmarsch mit der Viehherde sofort erfolgen und die ganze Nacht durch geritten werden sollte.

Für die Heimkehr nach Singidda wählte er einen anderen Weg, der dicht am Abfall der Großen Bruchstufe entlang führte.

„Wir kommen bald an Ndareda vorbei, wo meine Farm liegt!" sagte der Patrouillenführer gegen Abend zu Konrad. „Das Haus ist am Fuße der Grabenmauer angelegt, dem Guruiberge schräg gegenüber. Es ist todsicher, daß jetzt ein englischer Kommissar sich dort eingenistet hat, der das Mangatiland verwaltet; wo anders sollte er sitzen? Wissen Sie, was wir tun? Wir werfen dem Manne einige Handgranaten auf den Kopf, das ist eine feine Sache!"

„Wenn wir bestimmt wüßten, daß der englische Kommissar da sitzt, würde ich unbedingt dafür sein!" antwortete Konrad lächelnd, „aber so? Dafür haben wir die Handgranaten schließlich nicht mitbekommen!"

„Man könnte eine erstklassige Meldung an das Kommando machen!" murmelte der Führer, mehr vor sich hin als zu Konrad. „Wir brauchten gar nicht in die Tiefe zu steigen, wir würfen die Eier vom Rande der Grabenmauer hinab."

„Liegt das Haus tatsächlich so nahe an der Felswand?" fragte der andere erstaunt. „Das ist ja merkwürdig!"

„Wir würden es treffen!" erklärte der Führer.

Bald darauf brach die Nacht herein, und er kam auf sein Vorhaben nicht mehr zurück. Es blieb hell genug, um das Vieh ohne große Schwierigkeit zu treiben.

Wenige Stunden später tauchten Tatogagehöfte auf. Man trieb das Vieh durch eine Schlucht. Der Führer ging mit Wallraf oben am Rande entlang.

Auf das Geräusch der vorüberziehenden und dann und wann blökenden Herde hin kamen aus einer dicht an der Schlucht gelegenen Hütte mehrere Eingeborene hervorgestürzt. Vier Schüsse knallten durch die stille Nacht.

„Was ist los?" fragte einer der Reiter den vom Hang herunterkommenden Wallraf.

„Einige Tatoga sind weniger in der Welt!" sagte dieser. „Vier Schritte vor der Hütte liegen sie! Auf die Entfernung waren Fehlschüsse nicht möglich!"

Lange nach Mitternacht passierte die Patrouille die Waldhöhen von Ufana und hörte Viehgeblök. Gleich darauf gelangte sie an wohlverrammelte Krale. Die Askari stießen die Tore auf und trieben die Herden heraus. Ein unermeßlicher Beutezug wälzte sich in der Richtung auf den Uschutosee durch die Wildnis. Kein Speer flog aus dem Waldesdickicht hinter den Reitern her. Die Tatoga waren betäubt von ihrem Unglück.

* * *

Von Busi aus schrieb der Führer eine Meldung an das Kommando. In solchen Berichten war er ein Virtuose. Dennoch waren die Reiter, denen er das Fabrikat vorlas, diesmal starr.

Er zeigte an, daß er die abtrünnige Landschaft Umbulu wieder befriedet habe. Verluste des Feindes: 6 Tote, 1 Gefangener. Die Toten waren die Tatoga, die er auf 1500 bis 1800 Meter Entfernung getroffen zu haben glaubte, sowie die ahnungslosen Leute, die er nachts auf vier Schritt vor ihrer Hütte erschossen hatte. Der Gefangene war das etwa sechs Jahre zählende Kind, das in Begleitung des von Lanzenstichen durchbohrten Hirtenknaben gewesen war. Verluste auf deutscher Seite: 2 Tote, 3 Schwerverwundete. Es waren die Opfer Michel Simons. Zum Schluß bat er das Kommando, die Dauer seines ursprünglich nur auf 11 Tage bemessenen Rittes verlängern zu wollen, da weitere Erfolge möglich seien.

Bedenken gegen die Meldung wies der Führer als unberechtigt zurück. Sein Bericht entspreche der Wahrheit und sei durchaus korrekt. Andere verständen aus einem so erfolgreichen Zug noch viel mehr zu machen.

„Der Mann versteht sein Handwerk!" sagte der lange Dehnicke. „Daß wir gar keinen Feind gesehen haben, ahnt der Kommandeur gar nicht!"

Mit 4000 Stück Rindern, allerlei Kleinvieh und über hundert Eseln rückte die Patrouille wieder in Singidda ein.

„Ich habe die Tatoga empfindlich gezüchtigt!" sprach der Führer zu Dr. Hoffmeister und ging auf die Einzelheiten ein. „Was sagen Sie übrigens zu meinem kleinen Kriegsgefangenen? Ein niedliches Kerlchen, allerliebst, nicht wahr? Sein Bruder ist ja auf so traurige Weise ums Leben gekommen! Was macht man nur mit dem kleinen Burschen? Na, wir werden ja sehen! Es ist doch zu nett, daß man wieder einmal in Singidda ist! Ich werde mich sofort in einen anderen Adam stürzen! Ade einstweilen!"

* * *

Drei Stunden von Kondoa stand auf der Straße nach Singidda den Meldungen der Wanjaturuspäher zufolge ein stärkerer feindlicher Posten. Gleich bei der ersten Ankunft der Reiterpatrouille hatte Dr. Hoffmeister dem Führer einen gemeinschaftlichen Angriff auf ihn vorgeschlagen.

Jetzt brachte er die Sache erneut zur Besprechung.

Der Befehlshaber der Reiter, der mittlerweile auf seine gute Meldung hin die Erlaubnis erhalten hatte, länger in der Gegend zu bleiben, ging nun auf die Anregung ein. Offenbar bestimmte ihn das Bewußtsein, diesmal unter allen Umständen etwas unternehmen zu müssen.

Dr. Hoffmeister beorderte daher seine wenigen schwarzen Berittenen und zog mit den Kameraden nach Osten. Man ritt die alte Straße entlang, auf der die Patrouille gekommen war. Der Marsch führte am Wachtturm vorbei den Grabenrand hinunter zunächst nach Kwa Ngori, wo der erste große Bewirtungsakt der Reiter im Lande Turu stattgefunden hatte. Der kleine Tatogajunge, der dem Reiterführer unbändigen Spaß machte, wurde auf dessen Befehl eine kurze Strecke im Sattel mitgeführt, um das Abschiedsgeleit zu geben.

In Massiliwa lagerte die vereinigte Abteilung im dichten Busch. Einer der zuverlässigen Wanjaturuspäher kam mit der Meldung zurück, daß der Feind in einer Stärke von etwa 450 Mann an der Straße liege, rund 4½ Marschstunden von Massiliwa entfernt. Außerdem sei am selben Morgen eine etwa 50 Mann starke berittene Abteilung in der Richtung auf den Guruiberg abmarschiert.

Die Nachricht über die feindlichen Reiter warf alle Pläne des Führers mit einem Schlage um.

„Wir werden umgangen! Satteln!" rief er und ordnete den sofortigen Rückzug an.

Umsonst wies Dr. Hoffmeister darauf hin, daß die feindliche Abteilung wegen der überall von ihm aufgestellten Posten und Späher nie unbemerkt herankommen könne. Alle seine Worte waren vergebens.

Da der Postenführer von Singidda nur seine 17 berittenen Askari bei sich hatte, so konnte er allein auch nicht weiter vormarschieren.

4. Neuer Zug gegen Umbulu

14. bis 22. Juli 1916.

Oben auf dem Plateau am Grabenaufstieg des Jumben Magumu verabredete der Reiterführer mit dem Befehlshaber von Singidda einen gemeinschaftlichen Zug gegen Umbulu. Dr. Hoffmeister verspürte infolge seiner Erfahrung wenig Lust dazu; der Gedanke aber, eine so starke berittene Truppe vielleicht doch noch einmal zu einer großen Tat anspornen zu können, bestimmte ihn zur Einwilligung.

„Gut, ich mache mit!" erklärte er. „Ich muß zu dem Zwecke erst nach Singidda heimkehren, um alle meine Hilfskrieger aufzubieten und die Vorbereitungen zu treffen; in ein paar Tagen bin ich so weit!"

Man einigte sich über Ort und Zeit des Zusammentreffens. Dr. Hoffmeister benachrichtigte seine Außenposten, daß feindliche Truppen umherschwärmten, und ritt verstimmt nach der Boma.

„Einen sonderbaren Kriegshelden haben die Reiter!" sagte er zu Curdes und erzählte ihm vom Abbruch der Unternehmung.

„Zur Ehre der Mannschaften sei es gesagt, daß sie mit der Auffassung ihres Führers von einer Kampfabteilung nicht einverstanden waren!" schrieb er in sein Tagebuch.

Noch am selben Morgen gingen Boten durch das Land, die Freiwillige für den Zug gegen die Tatoga und die Boma von Umbulu aufriefen. In drei Tagen waren 5000 Wanjaturu zur Stelle, die mit blinkenden Speeren antraten. Mit dieser Streitmacht und etwa 20 Askari zog der Postenführer von Singidda ab.

Im Bezirk marschierten die Hilfskrieger in geschlossenen Trupps von etwa 200 Mann. Nach ihrer Stammesgewohnheit zogen sie unter ständigem Gesang in einer Art Prozessionstanz dahin.

Am Brunnenlager war der letzte Rastplatz im Gau. Hier wurde Heerschau gehalten. Jeder Mann hatte für drei Tage Verpflegung bei sich, die erst nach dem Überschreiten der Grenze Turus angebrochen werden durfte.

Die Leute wurden über die Absichten des Befehlshabers und den Aufmarsch unterrichtet.

Da es an Fleisch fehlte, kreiste der Weiße mit seinen Tausenden von Treibern die benachbarte Steppe ein. 20 Zebras, 8 Gnus und mehrere Thomsongazellen waren die Beute. Leider wurde einer der Krieger beim Durchbruch der Zebras von einem rasend um sich keilenden Wildpferd schwer verletzt.

Am nächsten Morgen erfolgte der Weitermarsch über den Uschutosee nach Wengubesch, wo die Verbindung mit den Reitern aufgenommen werden sollte.

Zu Hoffmeisters grenzenloser Enttäuschung war weder der Führer noch einer seiner Leute noch ein eingeborener Bote zur Stelle.

Der Postenführer von Singidda war außer sich vor Zorn. Natürlich durfte er nicht daran denken, mit 21 Gewehren das starkbesetzte Umbulu anzugreifen. Gegen Feuerwaffen waren die nur mit Lanzen ausgerüsteten Wanjaturu verloren.

In einem weiten Bogen marschierte er gegen den Guruiberg und trieb den Tatoga gegen 8000 Stück Vieh ab. Es kam zu einer belanglosen Schießerei mit Askari und Eingeborenen. Während die feindlichen Eingeborenen gegen 70 Mann verloren, büßten die Wanjaturu nur 40 ihrer Leute ein; die Hälfte war der namentlich am Morgen schwer zu ertragenden Kälte erlegen, der sie ohne Schutz und Schirm auf dem windumtosten Plateau in dem eisigen Tatogalande nicht standhalten konnten.

Dr. Hoffmeister entließ seine Hilfskrieger und kehrte nach Singidda zurück. Erst viele Tage später erfuhr er, wo die Reiter steckten.

* *
*

Nach dem Abzug des Postenführers von Turu war der erste Schritt des Befehlshabers der Reiter die übliche Meldung an das Kommando gewesen. Er zeigte an, daß er gegen Kondoa vormarschiert, dabei aber auf eine 450 Mann starke Übermacht des Feindes gestoßen sei. Da nun auch noch eine Umgehung durch britische Reiter drohte, habe er sich leider zurückziehen müssen. Er verschwieg, daß nicht er selbst, sondern ein Späher Dr. Hoffmeisters in einer Entfernung von 4½ Wegstunden auf ein feindliches Lager gestoßen war, und stellte den Ritt der 50 britischen Reiter nach dem weit entfernten Guruiberg als eine Umgehung seiner Patrouille hin. Der Bericht schloß mit der Ankündigung eines neuen Vorstoßes.

Die Meldung des Patrouillenführers an das Kommando erregte unter seinen Leuten diesmal keine Heiterkeit mehr, sondern Entrüstung. Es gab Reiter, die die Heimkehr zur Kompagnie nach Kondoa für eine dienstliche Notwendigkeit hielten und sie zu erzwingen hofften. Sie wandten sich an den Nächstältesten im Rang, den Vizefeldwebel Ancker, der ihrer Meinung nach als Referendar und Offiziersaspirant die Verantwortung übernehmen konnte, zumal da er als ein tapfrer Mann allgemeine Hochachtung genoß.

Zu ihrem Erstaunen wurden die Murrenden ohne weiteres abgewiesen.

„Um Gottes willen!" erwiderte Ancker, „in das Räderwerk der Heeresdisziplin stecke ich meine Finger nicht hinein! Bei der Kompagnie bin ich zu jeder Aussage bereit, hier aber heißt es gehorchen! Er ist der Vorgesetzte, und der Vorgesetzte bekommt immer recht, das ist eine alte Jacke! Dienstlichen Ungehorsam kenne ich nicht! Ohne das Einverständnis des Führers reiten wir nicht nach Kondoa zurück!"

Die Stimmung war eine recht üble in Magumu. Der Befehlshaber kühlte sein Mütchen an einem Askari der Neunten, namens Baruti; dieser wurde vor dem Abmarsch durchgepeitscht. Wie es die Ehre der Askari erforderte, ertrug er die 25 Hiebe mit dem „Kiboko", der Flußpferdpeitsche, ohne einen Laut von sich zu geben.

Auf dem Weitermarsch traf man wandernde Schwarze. Die Askari stießen einen Schrei der Überraschung aus.

„Kompagnieträger von uns!" riefen sie.

Die Leute behaupteten, entlassen zu sein. Es waren Wassukuma, die ausgerissen sein mochten. Man ließ sie laufen, sie hatten lange genug gedient.

Im nächsten Dorf erfuhren die Reiter, daß der Regierungsrat Graß durchmarschiert war. Er habe sich nach Mkalama begeben, das eine Nebenstelle Kondoas war und ihm als solche unterstand.

Der Patrouillenführer zog wieder nach Busi. Hier beorderte er 500 Hilfskrieger und zog mit ihnen zu dem mit Dr. Hoffmeister verabredeten Treffpunkt.

Der Marsch führte wieder über den Uschutosee. Singend und tanzend sprangen die kriegsfreiwilligen Wanjaturu neben den Reitern her. Der Befehlshaber hatte sie dem Rheinländer Wallraf anvertraut, der sich kindlich über sie freute. Wie ein Regimentskommandeur sprengte er vor ihnen her durch die Steppe, lachte dann plötzlich aus vollem Halse, wenn er die lanzenbewaffneten, nackten Teufel hinter sich herstürmen sah, und war im Geiste augenscheinlich auf dem Rosenmontag in Köln am Rhein zum Karneval.

Am Uschutosee bot sich gegen Abend auf der gegenüberliegenden Seite des Gewässers ein eigenartiges Bild: Eine Kuh kam einträchtig mit einem Gnu zusammen die hohe Böschung herab zur Tränke. Zweifellos war es ein Tier aus dem letzten Beutezuge, das sich hier am See im Busch verirrt und sofort an den nächsten Verwandten seiner Sippe angeschlossen hatte.

Der Massodischsee im Tatogalande bildete das erste Ziel. Hier wurde ein Ruhetag eingelegt und ein Bad genommen.

Theodor schoß einen Pelikan. Er hatte gehört, daß man aus der Klapptasche des mächtigen Vogels einen Tabakbeutel fabrizieren könne. Gerade war er dabei, das Problem zu ergründen, als er abgelenkt wurde.

Auf dem hohen Umwallungskamm des Sees ertönte Gebell. Nicht das vertraute Gebell der Zebrahengste, sondern richtiges Hundegebell, hier unerhört.

Eine halbe Minute später sprang eine Kuhantilope in verzweifelten Sätzen den Hang herab und stürzte sich in den See.

„Wilde Hunde sind hinter ihr her, Hyänenhunde!" schrien drei, vier Reiter auf einmal, Weiße und Schwarze durcheinander.

Die Antilope hatte inzwischen die Richtung schnurgerade auf die Menschen am anderen Ufer genommen. Die wilden Hunde waren verschwunden, aber ihre Witterung blieb im Windfang des gehetzten Flüchtlings; von den Menschen her kam kein verräterisches Lüftchen. Unter normalen Verhältnissen hätte trotzdem die schnelle Bewegung der fremdartigen, durcheinanderlaufenden Gestalten die Antilope erschreckt; jetzt aber hatte sie nur den einen Instinkt: Fort von den Todfeinden, die sie verfolgten!

„Sie kommt wahrhaftig gerade auf uns zu!" rief Theodor verwundert.

„Nicht schießen!" schrie ein Weißer, der einen der Askari anlegen sah. „Laßt sie erst aus dem Wasser kommen, dann haben wir sie bequemer!"

„Überhaupt nicht schießen!" meinte jemand, „sie hat es verdient, daß sie mit dem Leben davonkommt!"

„Unsinn, wir brauchen einen Braten!" brummte ein anderer.

Mittlerweile hatte die Kuhantilope sich nicht beirren lassen. Fünf oder sechs Schritt vor Theodor stieg sie aus dem Wasser.

Mehrere Schützen standen zu ihrem Empfang bereit. Ob es die Verblüffung über die Nähe war, aus der noch nie einer auf ein solches Wild angelegt hatte, ob etwas am Karabiner nicht stimmte, kurzum, ein wildes Zielen hub an, aber kein Schuß fiel.

Die Kuhantilope benutzte die Frist. In den hohen Fluchten, die ihr von jeher die Bewunderung der Jäger eingetragen hatten, sprang sie davon, plump, aber schnell, so schnell, daß sie gewonnenes Spiel zu haben schien.

Jetzt knallte es. Nicht nur die vordersten Paradeschützen, auch die weiter rückwärts stehenden ließen fliegen, Schwarze und Weiße.

Mitten durch das rasende Feuer flüchtete die Kuhantilope eine sanft ansteigende Höhe vorn rechts hinauf.

„Amepata!" schrie ein Schwarzer, „sie hat einen Schuß weg!"

In der Tat war sie eben leicht zusammengeknickt, ganz unmerklich und nur für ein scharfes Auge wahrnehmbar, hatte sich aber sofort wieder ganz in der Gewalt und verschwand zur größten Enttäuschung der Schützen hinter der Erhebung.

„Sie kann nicht weit mehr kommen!" erklärte ein erfahrener Jäger.

Er hatte recht. Keine hundert Meter hinter der Höhe lag sie.

* * *

Der Patrouillenführer kehrte sich nicht an seine mit dem Befehlshaber von Singidda getroffene Vereinbarung. Über den Punkt, an dem man sich vereinigen wollte, ritt er trotz aller Vorstellungen, die Ancker und Konrad ihm machten, hinaus und schlug die Richtung nach dem Jaidafluß und dem Hohenlohegraben ein.

„Der arme Teufel von Hoffmeister!" seufzte der Referendar. „Wenn er jetzt der Verabredung gemäß gegen Umbulu zieht, ist er verloren. Wir haben ihm gute Worte gegeben, er möge den Zug mitmachen, und nun lassen wir ihn allein in den Rachen des Löwen spazieren!"

„Glauben Sie doch ja nicht, daß der überhaupt kommt!" versetzte der Führer. „Lust dazu hatte er ja von Anfang an nicht! Der Mann fühlt sich sauwohl auf seiner Etappe!"

Solange das Gelände übersichtlich war, mußten die Hilfskrieger die blinkenden Lanzenspitzen nach unten wenden; den Briten sollte auf diese Weise vorgetäuscht werden, die Reiter kämen mit Askarikompagnien angerückt.

Bald tauchte der Zug in eine dichtverwachsene Wildnis ein, in der man nur wenige Schritt weit vor sich sehen konnte. Gleich wurde es vor den vordersten Reitern seitwärts im Busch lebendig. Drei Nashörner brachen durch das Unterholz. Zum Glück für die Patrouille, die in dem Dickicht sich kaum rühren konnte, war der Wind den Dickhäutern nicht günstig. Jeder atmete auf, als die grauen Unholde verschwanden.

Je näher man der Straße kam, die Mkalama mit Umbulu verband, um so nervöser wurde der Patrouillenführer. Obwohl sie durch die menschenleere Einsamkeit ungeheurer Wälder lief, traute er dem Frieden nicht. Be-

ständig dachte er an Panzerautos und Reiterschwadronen, die zur Eroberung von Mkalama dahinzögen.

„Was machen wir nur mit diesen blöden Schwarzen?" rief er plötzlich mit erloschenen Augensternen und wies auf die 500 Hilfskrieger. „Es wird das gescheiteste sein, wir lassen die einfältigen Kerle laufen! Sie nützen uns hier nichts, sie schaden uns nur, wir fallen auf!"

„Die Leute freuen sich auf das versprochene Beutevieh!" sagte Ancker.

„Unsinn! Beutevieh gibt es hier nicht! Man mache das den Kerlen klar! Sie sind uns jetzt im Wege! An der Straße werden sie entlassen!"

Gegenargumente fruchteten nichts. Am Verbindungswege, den man bald erreichte, gab der Führer dem Schausch Hamsini einen entsprechenden Befehl. Dieser wandte sich an die erwartungsvoll aufhorchenden Hilfskrieger.

„Rukhsa! Hapana ngombe! Marra ngine ngombe!" rief dieser, „Ihr könnt nach Hause gehen! Rinder gibt es jetzt nicht! Ein andermal gibt's Rinder!"

Die Wanjaturu drehten ihre Speere wieder um und zogen heim...

* *
*

Jenseits der Straße, die zu beiden Seiten von Wald eingerahmt wurde, ritt die Patrouille in völlig verwachsenes Dickicht, in dem sie vor Überraschungen sicher war. Hier verbrachte sie die Nacht.

Am folgenden Tage zogen die Reiter erst spät am Nachmittage nordostwärts, den Jaidafluß entlang, in der Richtung auf Umbulu.

Gegen Abend flammten am anderen Ufer Brände auf.

„Wir sind verraten!" schrie der Führer. „Es hat keinen Zweck, daß wir den Zug fortsetzen! Die Engländer auf der Boma sind gewarnt!"

„Kein Gedanke!" widersprachen die Reiter. „Es sind gewöhnliche Buschfeuer! Die Eingeborenen verbrennen das dürre Gras!"

Die Patrouille zog weiter. Die Brände nahmen an Ausdehnung zu. Als die Nacht hereinbrach, flammte die Waldlandschaft im Norden des Jaida in bengalischer Beleuchtung auf. Das Feuer hatte nirgend ganze Flächenkomplexe erfaßt, folgte vielmehr bestimmten, oft spiralförmigen Linien, je nach dem Material, das sich ihm bot. Zuweilen glühten uralte Stämme, die hoch zu den Sternen aufstrebten, in regelrechten Feuerkränzen auf. Sie erschauerten wie sterbende Riesen, blutrot von ihren Wunden, um gleich darauf gespenstisch in grünem Geisterlicht zu erbleichen. Es war ein feenhafter Anblick.

Die magische Illumination währte bis gegen Mitternacht. Dann gelangte die Patrouille, abseits von dem hier unpassierbaren Flußufer, in dichtere Waldregionen, die keine Aussicht mehr boten. Sie näherte sich der Ortschaft Massagaroda und sattelte ab. Am nächsten Morgen wollte man in aller Frühe einreiten.

Gegen zwei Uhr nachts fuhr der alte Reiter Konrad mitten aus tiefem Schlummer hoch. Der Führer kniete über ihm; neben ihm stand Ancker.

„Unser Plan läßt sich nicht durchführen, lieber Konrad!" vernahm der Graubart. „Eben habe ich das Ancker erklärt! Ich kann es vor dem Kommandeur nicht verantworten, wenn ich gegen Umbulu ziehe, nachdem wir verraten sind! Meine bisherigen Erfolge habe ich alle meiner Vorsicht zu verdanken! Wir kehren um und reiten nach Mkalama! Seien Sie mir nicht böse, Konrad! Ich habe nur das Beste der Truppe im Auge!"

* *
*

Es war ein weiter Weg nach Mkalama. Die Monotonie der endlosen Wälder legte sich wie ein beklemmender Alp auf die Brust. Trostlos wirkte besonders eine lange Strecke abgebrannter Baumsteppe. Das öde Aschentuch barg nicht einmal die Hoffnung neuen Lebens; junge Grashälmchen hatten die Spitzen noch nicht aus der Erde hervorgesteckt.

Boma von Mkalama, ehemaliger Militärposten und späterer Verwaltungssitz der Landschaft Iramba.

Boma von Mkalama von Süd-West.

Boma von Mkalama (Hof).

Boma von Mkalama. Blick auf das Askaridorf.

5. Dritter Ritt ins Tatogaland

25. Juli bis 2. August

Die Luft war bleiern über Framba. Zu jeder Stunde wurde der Brite erwartet, der von Umbulu her Mkalama und die ganze Landschaft ohne Schwertstreich nehmen konnte. Eine Truppe, die Widerstand hätte leisten können, war nicht vorhanden. Die wenigen Askari, über die die Bezirksamtsnebenstelle verfügte, kamen nur für die Aufrechterhaltung der Ordnung in Betracht.

Schwarze Wachtposten der Deutschen hatten ihre Beobachtungssitze in den Bäumen vor den ersten Niederlassungen des Gaus. Sie waren ausgerissen, als sie von Umbulu her Reiter ankommen sahen.

In einem mehrere Stunden vor Mkalama gelegenen Dorfe übernachtete die Patrouille. Die Eingeborenen brachten bereitwilligst Lebensmittel in ausreichender Menge.

Aus irgendwelchen Gründen war der Befehlshaber der Reiter trotzdem nicht zufrieden und ließ den Dorfschulzen durchpeitschen. Vergeblich forschten die Weißen nach einer Veranlassung. Die Nerven des Führers trugen auch nicht die Schuld, denn mit dem Augenblick, da man Umbulu den Rücken gewandt hatte, war seine Nervosität gewichen. Er sprach jetzt wieder von künftigen, erfolgversprechenden Unternehmungen...

* * *

In Mkalama wurden die Reiter vom Bezirksamtsnebenstellenverwalter Engel und dem Regierungsrat Graß, mit dem man hier Wiedersehen feierte, vorzüglich aufgenommen. Ein paar Ruhetage folgten.

„Mich wundert nur, was für eine Meldung der Patrouillenführer diesmal an das Kommando geschickt hat!" sagte eines Abends Ancker. „Sicher ist es etwas Phänomenales gewesen, das dem Kommandeur ungeheuer imponiert hat, denn wir haben die Erlaubnis bekommen, noch länger selbständig zu operieren, statt zur Kompagnie zurückbefohlen zu werden!"

Tatsächlich erfolgte tags darauf sehr früh der Befehl zum Abmarsch.

Die für den Aufbruch festgesetzte Stunde wurde im letzten Augenblick mehrere Male aufgeschoben. Als die Patrouille wieder einmal antrat, hatte sich Konrad aus irgendeinem Grunde verspätet. Diesmal erfolgte der Abmarsch in der Tat. Der alte Reiter, der schnell seinen Sattel auflegen wollte, sah, daß sein Schimmel von einem der Kameraden als Handpferd ungesattelt davongeführt wurde. Konrad sollte zu Fuß zur nächsten Rast nachkommen, rief der Mann ihm zu, der Führer habe das befohlen.

Der Befehlshaber war vollkommen im Recht, wenn er gegen jede Unpünktlichkeit sofort einschritt, das sagte sich auch der Alte. Immerhin hatte diese Art der Behandlung etwas Verletzendes.

Der Graubart war sich im Nu über seinen Entschluß im klaren. Den Sattel sich aufzupacken und durch die gaffenden Schwarzen auf dem Markte Spießruten zu laufen, um wer weiß wo und wann die Patrouille wiederaufzufinden, kam ihm gar nicht in den Sinn. Er ließ den Sattel im Quartier und begab sich die Höhe hinauf zur Boma, um in Ruhe alles Weitere zu überlegen. Die Abteilung Rohde stand noch in der Nähe, fiel ihm ein; ihr konnte er sich anschließen; moralisch erschien ihm diese Lösung als der beste Ausweg, das Schicksal selbst hatte eingegriffen, um ihn aus unwürdigen Verhältnissen zu befreien.

Auf der Boma saß der Bezirksamtsnebenstellenverwalter Engel gerade beim Frühstück. In liebenswürdiger Weise lud er den alten Reiter zur Teilnahme ein. Bald darauf erschien auch der Regierungsrat Graß.

Konrad schilderte im Zusammenhang alle bisherigen Erlebnisse seit dem Abschied von Kwa Handu vor Kondoa. Interessiert hörten die beiden Herren zu, ohne selbst irgendwie Stellung zu nehmen.

Eine Stunde mochte vergangen sein, als ein Schwarzer mit einer Meldung erschien. Er gab sie einem der Herren von Mkalama, der sie Konrad weiterreichte. Der las sie und lachte. Es war ein Zettel seines Sohnes, der ihm mitteilte, er sei mit Konrads Schimmel etwa eine halbe Stunde von Mkalama auf dem Wege zum Jumben Illalu im Auftrage des Führers zurückgeblieben; Konrad möge kommen und dort aufsteigen.

„Ich denke nicht daran!" sagte der Alte und schrieb eine in diesem Sinne abgefaßte Nachricht, mit der sich der Bote wieder entfernte. Der Gedanke, sich Rohde anzuschließen, hatte bereits festere Formen angenommen.

Einige Zeit später tat sich die Türe auf und Theodor erschien.

„Nanu?" fragte der Graubart.

„Dein Schimmel hatte sich losgerissen und galoppierte nach Mkalama zurück, Vater!" erklärte der Sohn, verschmitzt lächelnd.

Der Alte lachte. Engel und Graß sahen sich verständnisvoll an.

„Frühstücken Sie zunächst einmal mit uns, junger Reitersmann!“ sagte der Regierungsrat mit einem wohlwollenden Lächeln. „Nachher können Sie immer noch überlegen! Der Schimmel wird wohl keine besondere Anstrengung nötig gehabt haben, um sich loszureißen, kalkuliere ich!“

* * *

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als die beiden Nachzügler die Boma von Mkalama hinter sich versinken sahen.

„Du wärest nie wieder zur Patrouille zurückgekommen, wenn ich dich nicht geholt hätte!“ unterbrach Theodor das Schweigen.

Der Alte sah ihm einen Augenblick in die Augen, dann reichte er ihm die Hand. Sein Gesicht strahlte.

„Du hast mich aus einer üblen Patsche befreit, dafür danke ich dir, mein Junge! Von der Patrouille wollte ich fort, aber nicht von dir! Vereint kommen wir von diesem Menschen nie los, wenigstens nicht im Guten! Ich will um deinetwillen bei ihm ausharren, weil ich nicht weiß, was du tätest, wenn ich ginge! Schlag ein, wir bleiben zusammen, in guten wie in bösen Tagen, auch unter ihm!“

Der Zufall wollte, daß den beiden in diesem Augenblick eine kleine Karawane in den Weg lief, die Hühner, Eier und dicke Milch im Auftrag eines Dorfschulzen für die noch in Mkalama vermutete Patrouille brachte. Vater und Sohn sprangen aus dem Sattel und nahmen alles in Empfang. Im Schatten einer mächtigen Akazie bereiteten sie ein festliches Mahl...

* * *

Die Dämmerung war schon hereingebrochen, als Konrad sich am Rande der Ortschaft des Jumben Illalu bei dem Führer meldete. Dieser saß an der Seite eines Fremden und nahm die Meldung schweigend entgegen.

„Der Mann dort ist der Regierungslehrer Jünemann!“ erklärte Vizefeldwebel Strecker dem Alten auf seine Frage. „Er geht nach Sekenke und übernimmt dort das Magazin! Was hat übrigens der Führer zu Ihnen gesagt?“

„Gar nichts!“ erwiderte der Graubart zum Staunen des kleinen Schwaben.

„Gar nichts? Das wundert mich aber sehr! Er ist fuchsteufelswild! Den Jumben Illalu hat er gleich nach der Ankunft durchpeitschen lassen!“

„Kein Wunder!“ sagte einer der Schleswig-Holsteiner. „Der Jumbe

Illalu hat die vollen Hüften, auf die er es immer abgesehen hat! Das ist der Grund für die 25 Kibokohiebe!"

* * *

Der zweite Marschtag führte wie der erste über eine gebahnte Straße.

„Nimm mein Tier einen Augenblick, ich muß einmal austreten!" sagte Konrad zu seinem Sohne und verschwand im Dickicht.

Er war nicht wenig erstaunt, als er nach seiner Rückkehr zur Straße statt des Sohnes einen Askari bei seinem Pferde vorfand.

„Der Große Herr hat den jungen Herrn vorgeschickt!" erklärte dieser.

Konrad stieg verwundert in den Sattel und trabte an. Früh am Nachmittag erreichte er die Patrouille an der Ansiedlung des Jumben Mlevi.

Eine Stunde später berief der Führer die Weißen zum Appell. Er hielt eine Ansprache, in der er sich über mangelnde Disziplin beklagte, blieb aber ganz ruhig dabei und gebrauchte keine verletzenden Ausdrücke. Unter deutlichem Hinweis auf Konrad sagte er, daß er sich von alten Herren unter Umständen etwas gefallen lasse, nicht aber von jungen Menschen; diese warne er, sich irgendwelche Übergriffe zu erlauben. Der Reiter Theodor sei auf dem heutigen Marsche ohne Erlaubnis aus dem Zuge ausgetreten und werde deshalb mit einem jungen Askari, der sich ebenfalls vergangen habe, nachexerzieren.

„Na, mein Junge, wie war die Sache?" fragte der alte Reiter, als er seinen Sohn eine Stunde später vom Nachexerzieren zurückkommen sah.

„Es hat mir nichts weiter ausgemacht, Vater!" war die Antwort. „Der Unteroffizier hat den Schwarzen exerzieren lassen; ich sah nur zu!"

„Na, dann ging es ja noch einmal!" meinte der Alte. „Wir wollen uns in Zukunft vorsehen, damit keine ernsteren Unannehmlichkeiten entstehen! Der Führer hat das Ohr des Kommandeurs, und unsere Sache wäre von vornherein verloren!"

* * *

Der Jumbe Mlevi hatte eine Anzahl Weiber liefern müssen. Unteroffizier Zimmermann beaufsichtigte der ihm zuteil gewordenen Weisung gemäß die Waschungen.

Konrad und sein Sohn sowie diejenigen Europäer, die im Gegensatz zu den schwarzen Askari von diesen Orgien nichts wissen wollten, hatten sich abseits niedergelassen.

„Pfui Teufel!" sagte der Referendar Ancker, „das ist ja ein widerlicher Betrieb da vorne! Eben hat der Patrouillenführer dem Dorfschulzen eine ganz üble Ohrfeige versetzt, weil ihm das Weib, das er persönlich haben sollte, nicht paßte. Bei Strafe von 25 Hieben soll er ihm eine ganz junge und sehr hübsche bringen!"

In der Nacht ertönten aus dem Zeltchen des Führers heraus Schreie. Am Morgen erzählten die Askari den Weißen, der Jumbe habe dem Führer ein Mädchen gebracht, das noch ein richtiges Kind gewesen sei.

„Ich fühle mich diesen Dingen nicht länger gewachsen!" erklärte der Referendar Ancker. „Eben habe ich dem Führer die Bitte vorgetragen, wegen Krankheit nach Singidda zurückkehren zu dürfen. Morgen oder übermorgen darf ich gehen!"

* * *

Zum größten Erstaunen der Reiter traf am folgenden Tage, dem 27. Juli, am Gehöft des Jumben Majengo der kleine Tatogajunge ein, dessen Bruder auf dem ersten Zuge gespeert worden war. Auf Anordnung des Führers hatte man ihn von Singidda hergebracht.

Der Befehlshaber ließ den Jungen in eine Tembe bringen, in die er sich vor der Sonne zurückgezogen hatte. In einer harmlos gutmütigen Weise, die von seinem Benehmen gegen sonstige Eingeborene grell abstach, spielte er hier mit dem Kinde den ganzen Tag über. Abwechselnd hörte man ihn „Oro! Oro! Oro!" und „Schweinchen! Schweinchen! Schweinchen!" rufen. „Oro!" hieß „Komm!" in der Sprache der Tatoga. An dem Getändel mit dem Knaben erfreute er sich maßlos.

„Der Vizefeldwebel Ancker wird uns hier verlassen!" teilte der Führer tags darauf auf dem Gehöft des Jumben Ikwe der Patrouille mit. „Er kehrt wegen Krankheit nach Singidda zurück. Wir übrigen werden noch einen Zug gegen die Tatoga vom Gurui, die Mangati, unternehmen und von dort gegen den Ufiomeberg vorstoßen!"

Früh am Morgen des 29. Juli brach Ancker nach Singidda auf. Der Patrouillenführer marschierte nach dem Lager Busi ab, dem Ausgangspunkt aller Unternehmungen gegen die Tatoga, an dem auf seine Anweisung von den Eingeborenen Grashütten für die Truppe errichtet waren.

Der alte Graubart war nicht wenig erstaunt, als der Befehlshaber unterwegs zu Theodor herangetrabt kam und sich in liebenswürdigster Weise mit ihm zu unterhalten begann.

„Ich habe mir erlaubt, für Sie und Ihren Sohn in meiner eigenen Schutzhütte ein Lager errichten zu lassen!" sagte er wenige Stunden später nach der Ankunft in Busi. „Wir wollen über die Vergangenheit nicht mehr reden, wenn es Ihnen recht ist, Konrad! Wir stehen hier vor dem Feinde!"

* * *

Am 30. Juli sandte der Führer den kleinen Tatogajungen, mit dem er sich die letzten Tage die Zeit vertrieben, in Begleitung erkrankter schwarzer Reiter nach Singidda. Unter Zurücklassung von Mallin und Wallraf, die über Fieber klagten, brach die Patrouille auf. Diesmal ließ sie den Uschutosee links liegen und marschierte schräg nach Nordosten in der Richtung auf die Bruchstufe. Die eiskalte Nacht auf dem Plateau verbrachte sie im Schutz eines Bodenrisses.

„Der Guruiberg dort drüben ist die Hochburg der Mangati!" sprach Konrad am folgenden Morgen. „In der Sprache der Tatoga heißt er ‚Hanang'. Sie wohnen rund um den erloschenen Vulkan herum und zum Teil auch auf der Bruchstelle selbst. Der Berg ist übrigens einer der geologisch interessantesten in Deutsch-Ost!"

Zu ihren Füßen erblickten die Reiter hoch oben vom Rande der Bruchstufe den Balangda, einen etwa 23 qkm großen See, der auf der gegenüberliegenden Seite vom Guruiberg begrenzt wurde. Wie sein aus der Tatogasprache stammender Name besagt, war es ein Salzsee, ganz flach und meist wasserlos. Fern im Südwesten schimmerte der gleichfalls salzige Balangidasee herüber, der fast ebenso groß war. Beide lagen etwa 1500 m über dem Meeresniveau.

Die Patrouille fand ohne Mühe einen bequemen Abstieg von der Höhe der Grabenmauer und ritt auf den Balangdasee zu, dessen Spiegel wie eine nordische Eisfläche schimmerte. Man war noch nicht lange in der Talsohle, als plötzlich irgendeiner der Reiter nach Norden wies.

„Washenzi kule!" rief er. „Dort vorn sind Buschneger!"

Eben waren drei Eingeborene aus dem Schatten der Gebüsche in den glitzernden gelben Sand herausgetreten, der die Umgebung des Sees erfüllte. Sofort erspähten auch sie ihr Gegenüber. Wie Gazellen sprangen sie in Deckung. Wenige Sekunden später flohen sie weiter vorn zum See.

Ohne ein Kommando hatten sich ganz instinktiv die Reiter in Galopp gesetzt. Alles kam darauf an, ein paar Schwarze zu erwischen, die über den irgendwo hier in der Gegend postierten Briten Auskunft gaben.

Es war eine wilde, aufregende, halsbrecherische Jagd. Zusehends verringerte sich der Zwischenraum. Pferde und Maultiere flogen wie Pfeile durch die Steppe.

Zwanzig Minuten später hatten die Reiter das Südende des Sees erreicht. Die Schwarzen waren wie vom Erdboden weggeblasen.

„In irgendeinem der Gebüsche hier müssen sie stecken!" rief der Vizefeldwebel Strecker, der mit seinem leichten Gewicht und dem schnellen Pferd allen voraufgaloppiert war. „Entwischen können sie nicht!"

Als hätten die Verfolgten sich im selben Augenblick ebenfalls davon überzeugt, traten sie plötzlich aus einem etwa 40 m entfernten Dickicht heraus, rissen Grasbüschel vom Boden und hielten sie als Zeichen des Friedens in den erhobenen Händen. So kamen sie näher.

Vom Feinde behaupteten sie nichts zu wissen. Auskunft erteilten sie erst, als sie vom Patrouillenführer mit dem Tode bedroht waren.

Nach längerem, mühevollem Palaver erfuhr man, daß die Engländer auf der gegenüberliegenden Seite des Sees einen Posten hätten. Diesen beschloß man in der kommenden Nacht unter Führung eines der Schwarzen zu überfallen. Bis dahin sollte gerastet werden. Die Patrouille zog etwas weiter nach Norden in den schmalen Talstreifen zwischen See und Grabenmauer und stellte dann Posten aus.

* * *

„Da, schaut euch einmal die Hundsaffen an!" rief nach kurzer Zeit einer der Reiter und wies auf den oberen Rand der Grabenmauer.

„Schöne Hundsaffen!" sagte Theodor, der die schärfsten Augen hatte, „es sind Mangati!"

„Wahrhaftig, es sind Mangati!" bestätigte der Führer nach einem Blick durch sein Glas. „Wir müssen zurück! Wir sind verraten!"

„Was gehen uns die Mangati an!" widersprachen die Reiter.

„Sie haben die Engländer hergeführt, die uns die blauen Bohnen gleich um die Ohren pfeffern!" meinte der Patrouillenführer. „Hier zwischen der Felsenmauer und dem See stecken wir in der Falle!"

Von Süden aus der Anmarschrichtung her, wo der Posten stand, kam ein Askari angerast.

„Wengereza, Bwana Mkubwa! Wengereza na farasi wengi sana!" stieß er atemlos hervor. „Die Engländer sind da, Großer Herr! Zu Pferde! Viele, viele Engländer zu Pferde!"

Die Reittiere wurden auf der Stelle gesattelt. Sie blieben im Dickicht

in Bereitschaft. Zwei Weiße und ein paar Schwarze wurden zur Aufsicht kommandiert. Mit dem Rest der Reiter stürzte der Patrouillenführer zum Posten.

Die Meldung stimmte. An den Hängen des Guruiberges auf der anderen Seite des Balangdasees, genau dort, wo man nach Einbruch der Dunkelheit vorrücken wollte, kamen englische Reiter daher. Jetzt hatten sie den Fuß des Gurui passiert, ritten noch eine Weile nach Süden und bogen dann nach links. Man zählte achtzig.

„Da kommen noch mehr!" rief August Dehnicke.

„Wir müssen aus dem Engpaß heraus! Sie fangen uns wie die Katze im Sack!" schrie der Führer, der die Reittiere mittlerweile heranbeordert hatte. Er schwang sich in den Sattel und jagte auf die Grabenmauer zu.

* * *

Eine Polarnacht oben auf der Bruchstufe folgte. Eisig pfiff der heulende Wind über das Hochplateau der Tatoga.

Sobald der Tag graute, erkletterte der Führer mit einigen Spähern einen mächtigen Felsen, der die Grabenmauer überhöhte.

Gegen 9 Uhr kamen die britischen Schwadronen die leichte Waldhöhe herab und erschienen in der völlig übersichtlichen Ebene. Es mochten dreihundert Mann sein. Sie ritten nach Süden auf den Balangidasee zu.

„Singiddas Schicksal scheint sich an diesem 1. August zu entscheiden! Leider können wir Dr. Hoffmeister nicht mehr warnen! Was sollen wir tun?" murmelte der Führer.

„Wir müssen uns vorlegen!" riefen die Reiter im Chorus. Augenscheinlich planen die Briten den Aufstieg beim Jumben Magumu, den wir neulich mit dem Postenführer von Singidda erkletterten!"

Den ganzen Tag und die halbe Nacht ritt die Patrouille über das Hochplateau, dessen staffelweise hintereinander zum Grabenrande streichende Riesenschluchten die schwierigsten Hindernisse bildeten. Durch abgrundtiefe Spalten und über steile Kämme bahnte sie sich den Weg, durch Steintrümmerwüsten voll seltsamer Granitformationen, durch gespenstisch schreckende Felsengebilde, die zuweilen eine Sackgasse türmten, aus der man umkehren mußte. Todmüde sanken die Reiter gegen 2 oder 3 Uhr nachts in einen kurzen Schlaf.

Als der Morgen dämmerte, sah man Turu wieder. Turu, aber nicht die Wanjaturu. Ein ungeheurer Schrecken lag in der Luft, der die Atmosphäre veränderte. Aufgegriffene Führer verschwanden hinter den nächsten Felsen.

Mit tausend Zungen schien durch jedes Gehöft und jeden Weiler das Gerücht geeilt zu sein, daß die Erde Turus englisch geworden sei. Kein fröhliches „Amutscha!“ tönte den Deutschen mehr entgegen.

Plötzlich stockte die wilde Jagd, dicht an den Hütten vor Magumu. Die Vordersten sprangen ohne Kommando aus den Sätteln. Wie ein elektrischer Schlag ging es von Mund zu Mund: „Wengereza! Die Engländer!“

Ja, sie waren wirklich da! Niemand brauchte es mehr zu hören, jeder sah es. Vorn auf einem wohlbekannten Kreuzweg stand ein Gaul. Ein abgehetzter Gaul. Ein bis zum letzten Kraftaufwand angepeitschter, dann versagender und von dem an Material jeder Art reichen Feinde einfach am Wege zurückgelassener Gaul.

In Schützenlinie ausgeschwärmt, ging die Patrouille behutsam vor. Die nächste Sekunde mußte den Zusammenstoß bringen. Man hatte nicht einmal die Zeit gefunden, Pferdehalter zu bestimmen; jeder zog sein Tier hinter sich her.

Wo war der Feind? Im nächsten Augenblick mußte es knallen...

Zum Glück tauchte eben jetzt ein alter Eingeborener auf, der vorsichtig um die Ecke spähte, ob die Luft rein war. Man griff ihn und fragte ihn aus. Er wies auf die wohlbekannte, etwa 15 Minuten entfernte Wasserstelle.

Die ganze Patrouille wollte geschlossen hin. Nur die allernotwendigsten Pferdehalter sollten im Schutz der Waldung bei den Tieren bleiben.

„Wir müssen die Gäule erst im nächsten Dorf tränken, dann kommen wir zurück!“ sagte der Führer.

Man lachte ihm ins Gesicht.

Mit Mühe erreichte Konrad, daß zwei Weiße und fünf Askari zur Erkundung an die Wasserstelle entsandt wurden.

In äußerster Spannung wartete man eine halbe Stunde. Dann fielen Schüsse.

„Aufsitzen!“ befahl der Führer und wollte davon.

„Wir können unsere Kameraden nicht verlassen!“ sagte der Graubart finster. „Wir bleiben hier!“ —

„Die Kameraden sind dahin! Die ganze Patrouille ist erledigt, wenn wir noch eine Minute verlieren!“ —

„Dann sind wir erledigt! Auf alle Fälle bleiben wir hier!“ —

„Wir könnten sie am Wasser auf dem Weg zu Ikwes Dorf erwarten!“

„Wir erwarten sie hier!“ riefen alle Reiter.

Wohlbehalten trafen die sieben Leute zu Fuß wieder ein.

„Sie lagern am Wasser!" berichtete der Vizefeldwebel. „Ihre Pferde weideten gerade vor uns, wir haben hineingeschossen!"

„Mindestens 50 sind erschossen!" rechnete der Unteroffizier Nissen aus.

Vor dem Abritt nahm der Führer den Graubart beiseite. „Die drei Leute aus dem Mörderstamm der Mangati lasse ich durch die Askari abstechen!" sagte er. „Sie werden das verstehen, Konrad! Es sind Spione und Landesverräter!"

„Ich verstehe das durchaus nicht! Wen haben sie verraten?" —

„Sie werden uns auf alle Fälle verraten!" —

„Wir können sie eine Strecke mitnehmen und dann laufen lassen! Jedenfalls dulde ich nicht, daß sie getötet werden! Kein Weißer duldet es!"

„Gut denn, nehmen wir sie mit! Es ist zwar falsche Humanität!"

* * *

„Wir brauchen die Mangati jetzt nicht länger mitzuschleppen!" meinte der Patrouillenführer einige Stunden später. Man war im Zentrum der Ansiedlungen von Turu.

„Hier können wir sie unmöglich entlassen!" erklärte der Alte. „Die Wanjaturu, ihre Todfeinde, würden sie sofort umbringen! Wir müssen bis zum Saum der Wildnis warten!"

„Der alte Herr liebt die schwarzen Leute!" sagte Hassan, die Leibordonnanz. Der Somali war ein braver Soldat und ein fröhlicher, herzensguter Kerl.

Als man die Mangati endlich laufen ließ, wollten sie dem Graubart, dem sie, wie Hassan ihnen angedeutet hatte, das Leben dankten, Hände und Füße küssen. Sie sahen ihn mit Augen an, die er nie wieder vergaß.

* * *

Auf dem ganzen Wege zum Jumben Ikwe flohen die Wanjaturu, sobald die Reiter sich zeigten. Der Schlüssel zur Lösung des Rätsels fand sich erst kurz vor der Ankunft am Ziel, als man auf wohlbekannte und zuverlässige Eingeborene stieß.

„Singidda ist gefallen!" berichteten diese. „Die Engländer haben Dr. Hoffmeister vertrieben und sind mit Reitern, Kanonen und Maschinengewehren in großer Übermacht in Turu eingezogen!"

Wie ein Lauffeuer war die Nachricht durch die Landschaft gegangen.

„Meine Ahnung!“ sagte der Patrouillenführer. „Bei den Wanjaturu haben wir ausgespielt! Sie beugen sich dem neuen Herrn!“

In der Nähe des Gehöfts Ikwes führte er die Reiter in ein Dornenlabyrinth, zu dem nur Verrat den Weg hätte bahnen können.

Ehe der Tag graute, ließ er satteln, überschritt vorsichtig die von Singidda nach Mkalama führende Straße und jagte auf selten begangenen Wegen nach Iramba. Die Leute kamen aus ihren Hütten nicht mehr hervor und brachten weder Eier noch Milch.

Um so erstaunter war Konrad, als mitten in öder Wildnis gegen Nachmittag auf einer Rast an einem plätschernden Bach ein einsamer Mnjaturu angelaufen kam. Er schwenkte einen Gegenstand in der Hand und eilte auf den alten Reiter zu.

„Die Flasche, Großer Herr!“ stammelte er atemlos. Es war ein Geburtstagsgeschenk des Postenführers von Singidda vom 15. Juli her. Konrad hatte sie in Busi in der Hütte unter seinem Strohlager versteckt gehalten. Er entsann sich jetzt, einen Eingeborenen gebeten zu haben, ihm die Flasche zu bringen. Nun war der treue Kerl vierundzwanzig Stunden hinter dem flüchtigen Reitertrupp hergelaufen, um sein Wort zu halten.

In den nächsten Dörfern hörte man von den wenigen nicht sofort ausreißenden Eingeborenen, zwei Weiße seien vor ihnen her nach Iramba geritten. Bald mehrten sich die Gerüchte. Es konnten Mallin und Wallraf sein, ebensogut aber auch der Postenführer von Singidda und der Referendar Ancker.

* *
*

Wie die Felsenmauer des Großen Afrikanischen Grabens ragte am 3. August vor den flüchtigen deutschen Reitern eine steile Bergwand auf. Es war Hoch- oder Oberiramba, ein Usambaraplateau im kleinen, das wie eine ungeheure Natur-Akropole aus der monotonen Ebene aufstieg. Die Patrouille erkletterte die Höhe und gelangte tags darauf zu einer Station der Leipziger Mission. Von dem einsam mit einem schwarzen Jungen hier hausenden Weißen wurde sie freundlich aufgenommen.

In den primitiven Verhältnissen fiel es dem Kriegsvolk angesichts der großen Herzlichkeit des Empfangs nicht weiter auf, daß das Waschwasser in einem Gefäß gereicht wurde, das vom Töpfer auf keinen Fall für diesen Zweck bestimmt war.

„Ich erlebe das zum zweiten Male!“ berichtete Konrad den mit Humor aufhorchenden Reitern. „Das erstemal war es auf der Insel Sansibar, wo

der Sohn des berühmten Sklavenhändlers Tippu Tip uns auf seiner Nelkenpflanzung ein solches Gefäß kredenzte. Der Araber hatte offenbar keine Ahnung davon, daß die Töpfer in Deutschland nicht alle Geschirre für sonnenfrohe Kultzwecke fabrizieren. Er reichte es meiner Frau mit natürlicher Anmut und einem gewinnenden Lächeln; es war mit Naschwerk gefüllt. Auch unsere Züge verloren sehr schnell ihren unnatürlichen Ernst!"

Der Missionar gab alles her, was er in Garten und Küche auftreiben konnte. Alkohol hatte er nicht.

„Wie schade, daß wir die Kiste unseres braven Veterinärs Dr. Philipps nicht ausfindig gemacht haben!" seufzte der Graubart. „Beim Abschied von Kondoa sagte er mir, er habe noch eine ganze Anzahl besserer Pullen in Iramba stehen. Er vermache sie mir, wenn ich je hinkäme; es täte ihm schrecklich leid, wenn sie dem Briten in die Hand fielen."

„Eine Kiste von Dr. Philipps steht oben auf meinem Speicher!" rief zur größten Überraschung der Reiter der Missionar. „Kommen Sie mit!"

Wie ein Sturmwind raste das Kriegsvolk die Treppe hinauf. Laute Jubelrufe ertönten.

Ein regelrechter Kommers begann. Der Hausherr wurde zum Freudenfest miteingeladen. Man sang Lieder und hielt Reden. Alle Volkslieder kamen zu ihrem Recht. Auf Wunsch des Missionars wurden auch einzelne Gesangbuchlieder eingelegt. Die Reiter sangen sie brav mit...

„Weiß der Teufel, es gibt doch noch anständige Kerle in der Welt!" rief der lange Gardereiter August Dehnicke und strich sich zufrieden seinen wallenden schwarzen Bart. „Ich hätte nie geglaubt, daß ein Mensch auf der Welt existiert, der eine Kiste des feinsten europäischen Alkohols zwei Jahre in seinem Hause bewahrt und sie in diesen trüben Zeiten nicht aussäuft, sondern für andere aufbewahrt! So etwas kann doch nur ein Missionar fertigbringen!"

* * *

Am folgenden Morgen stieg die Patrouille über die Goldmine Kironda in die zu Füßen Hochirambas gelegene öde, weite Fieberebene hinab, durch die als einzige Ader des Lebens der Simbitifluß zog. Eine Stunde später ritt sie in Sekenke ein.

Bergwerksdirektor Hopp bewillkommnete die Reiter aufs herzlichste. Zwei Kameraden standen neben ihm. Es waren Wallraf und Mallin.

Was aus Ancker und Hoffmeister geworden war, wußte niemand.

6. Sekenke

5. bis 12. Auguſt 1916

Die Reiter ſaßen mit dem Direktor des Goldbergwerks im Kaſino in fröhlichem Geplauder beieinander, als Mallin, der vor kurzem hinausgegangen war, wieder eintrat.

„Unſerem Kameraden Wallraf iſt es plötzlich ſehr ſchlecht geworden; ich glaube, er ſtirbt!“ rief er, noch ganz verſtört.

Alle ſprangen von den Stühlen auf. „Was ſagen Sie da?“ fragte der Direktor erſtaunt. „Er hat doch eben noch kreuzfidel unter uns geſeſſen und die luſtigſten Schnurren erzählt! Nicht möglich!“

Man ging in die Stube, in der der Kranke lag. Ein einziger Blick genügte, um jedermann über den Fall aufzuklären. Mit völlig verglaſten Augen lag der Kamerad in den letzten Zügen.

Einer ſah den andern an. Alle waren ſprachlos. Unglücklicherweiſe gab es auch in Sekenke keinen Arzt.

„Er hat die letzte Zeit ſehr ſchlecht geſchlafen!“ berichtete Mallin. „Ihr wißt, daß er ſchon immer über Schwäche des Herzmuskels klagte. Wir lachten ihn ſtets aus!“

Am folgenden Tage wurde der Tote auf dem Friedhof des Goldbergwerks zur letzten Ruhe geleitet. Als älteſter Reiter ſprach Konrad ein paar Worte am offenen Grabe. Alle trauerten dem luſtigen Rheinländer nach. Mit nie verſiegendem Humor hatte er ſelbſt die trübſten Stunden der Patrouille erhellt.

* *
*

„Der Fall von Tabora iſt innerhalb der nächſten vierzehn Tage zu erwarten!“ ſagte Direktor Hopp eines Morgens. „Wenn Sie den Brief meines Gewährsmannes leſen wollen, ſo ſteht er zu Ihrer Verfügung! Der Feind rückt konzentriſch heran. Die Belgier, die vom Tanganjika gekommen ſind, ſtehen bereits ganz nahe. Vom Viktoriaſee her ſind die Briten im

Anmarsch. Diesmal wird Wintgens' Heldenschar den Sturm nicht mehr beschwören können!"

Der Patrouillenführer nahm das Schreiben und überflog es.

„Es ist, wie Sie sagen, Tabora fällt!" entgegnete er. „Die Einnahme von Sekenke und Mkalama kann nur noch eine Frage von Tagen sein. Wir müssen fort, und zwar so schnell wie möglich! Ich warte auf den Vizefeldwebel Ancker nicht länger! Die Proviantfrage ist durch den Magazinverwalter Jünemann geregelt worden. Sechshundert Lasten genügen mir, die Träger sind da! Fünfhundert Ochsen habe ich ebenfalls. Das reicht!"

„Und an Ihrem Entschluß ist wirklich nichts mehr zu ändern? Sie wollen nicht nach Tabora reiten, um sich mit General Wahle zu vereinigen? Mit Ihrer kleinen Patrouille sind Sie allein ohnmächtig; im großen Verbande können Sie noch Großes leisten!"

„Reden wir nicht mehr davon!" erklärte der Reiterführer. „Mein Entschluß steht fest, seitdem ich hier den Farmer Friedrich Wilhelm Siedentopf meiner Truppe einverleibt habe. Er kennt Weg und Steg zwischen dem Viktoriasee und dem Kilimandscharo. Ein solcher Mann hat mir gefehlt! Jetzt endlich kann ich die Taten vollbringen, die der Kommandeur von mir erwartet! Nähme ich diese Gelegenheit nicht beim Schopf, so gäbe ich die beste Möglichkeit preis, die der Krieg mir bietet! Irgendwo am Rande der Serengetisteppe setze ich mich fest, im menschenleeren Busch der Landschaft Meatu an der Grenze von Ussukuma, voraussichtlich nördlich des Nyarasa- oder Eiassisees. Ich kann dem Briten hinter der Front mehr Abbruch tun, als wenn ich mich Wahle anschließe; zudem hat mir der Kommandeur die Vereinigung mit der Westtruppe verboten! Versuchte ich es trotzdem, so verlöre ich meine Reittiere; Sie sagen selbst, daß der Weg nach Tabora durch tsetseverseuchte Gegenden führt! Übrigens sehe ich da noch ein Fernglas auf Ihrem Schreibtisch; das möchte ich gleich für die Truppe requirieren!"

„Ich will es Ihnen geben, obwohl ich es schwer entbehren kann! Meine Apotheke habe ich Ihnen bereits zur Verfügung gestellt. Was wäre da noch? Richtig, wenn Sie dies hier auch requirieren wollen, ich habe nichts dagegen, es könnte sonst den Briten in die Hände fallen!"

Er schloß einen Schrank auf und holte einen mächtigen Goldbarren heraus.

„Stellen Sie mir eine Quittung aus, dann können Sie ihn nehmen!"

Nur eine Sekunde überlegte der Führer, dann schüttelte er den Kopf.

„Ich möchte darauf verzichten!" sagte er. „Geht er verloren, so muß ich ihn berappen! Was wir aber noch mitnehmen könnten, wäre ein Teil

Ihrer Bibliothek! Wenn wir ein Lager in der Wildnis beziehen, gibt es stille Stunden genug, zumal für Kranke! Alkohol und Weiber fehlen in der Serengeti!"

„Senden Sie einen Ihrer Reiter, der die Auswahl trifft!" sagte der Direktor zustimmend. „Natürlich bitte ich auch dafür um eine Quittung!"

„Gut, ich bin Ihnen für Ihr Entgegenkommen verbunden! Ich möchte Sie übrigens bitten, mir weder Briefe noch Meldungen noch Telegramme nachzusenden! Durch die Boten wird der Feind nur auf unsere Spur aufmerksam. Ich werde mich so lange still verhalten, bis für die Eingeborenen dieser Gegend jeder Gedanke an uns verblaßt ist! Nun gestatten Sie noch, daß ich Ihnen im Namen der ganzen Patrouille für die überaus herzliche und ausgedehnte Gastfreundschaft unsern tiefgefühlten Dank ausspreche!"

* * *

Unmittelbar vor dem Abschied der Patrouille horchte Direktor Hopp plötzlich auf. Pfeifende, sausende Laute drangen an sein Ohr, als würden schwere Teppiche ausgeklopft. Dumpfes Stöhnen folgte. Dann zerrissen laute Schmerzensschreie die Luft.

„Es ist ein Kerl, der Iramba gegen uns aufwiegelt!" sagte der Führer finster. „Er hat geäußert, er freue sich, daß die Briten kämen. Nun verschaffe ich ihm eine kleine Vorfreude! Es werden ihm 50 aufgezählt!"

„25 ist das höchste Maß, das die Behörde gestattet!" rief der Direktor entsetzt, als er einen Blick auf das zerhackte Hintervierte geworfen hatte.

„Er soll froh sein, daß er mit dem Leben davonkommt!" knurrte der Befehlshaber.

* * *

Friedrich Wilhelm Siedentopf war mit dem Vizefeldwebel Strecker und dem Gefreiten Mallin am 10. August vorausgesandt worden, um 400 Träger mit Hirselasten und die Viehherde zu geleiten. Askari ritten mit.

Die Reiter machten große Augen, als sich gleich hinter Sekenke jede Spur der Vegetation verlor.

Hier im Weichbilde Irambas streifte das buntschillernde, farbenfrohe Afrika all seine Prachtgewänder ab und gefiel sich in einer Aschenbrödelrolle. Der duftige Zaubergarten der Südlandspracht war wie eine Fata Morgana zerstoben. Bis auf niederes Dornbuschwerk und am Boden kriechende Sträucher der armseligsten Gattung war alles Leben erstorben.

Der Himmel, der sich über dieser Erde wölbte, paßte zu ihr. Wie ein graues Leichentuch hing er über der Sumpflandschaft, aus der alle Blumen und alle Tiere geflohen waren.

Den Menschen benahm die ungeheure Melancholie dieser Totengefilde den Atem. Der einzige Laut, der die Ebene durchdrang, war das Gebrüll der Ochsen, die verzweifelt gegen den Weitermarsch protestierten. Wenn sie nicht voranwollten, kam einer der Treiber gelaufen und ergriff sie am Schwanze; wütend drehte er ihn im Kreise herum, daß das gepeinigte Tier mit wildem Satz fortschnellte, um, koste es was es wolle, das Ende dieser wahnwitzigen Wanderung zu erreichen.

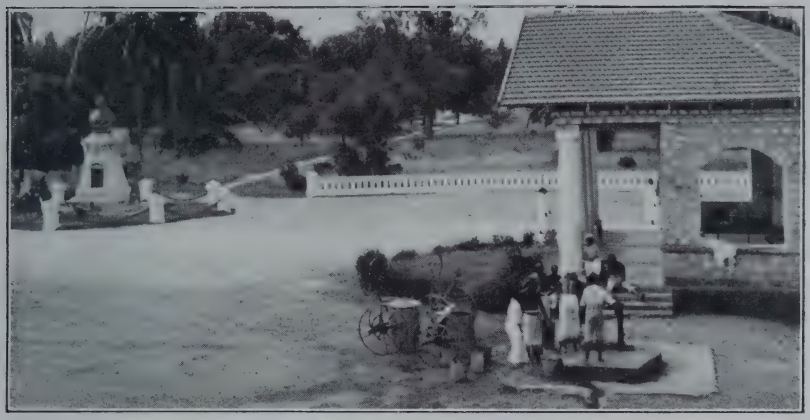
Am zweiten Tage verlor sich auch der niedrige Busch und das Strauchwerk. Soweit das Auge schweifte, sah es nur grauen Schlamm und Wasser. Man stieß die Ochsen hinein. Sie wollten nicht. Man kniff in ihre Schwänze und begann das alte Spiel. Die Ochsen waren willens, ihre Schwänze zurückzulassen, wenn man ihnen nur den Weitermarsch ersparte. Sie rollten die Augen und zeigten das Weiße ihrer Pupillen, die blutunterlaufen waren. Sie versuchten auszuschlagen, aber sie kamen nicht von der Stelle. Da ergaben sie sich endgültig in ihr Schicksal und ließen die Herren der Schöpfung mit ihren Schwänzen nach Gutdünken verfahren.

Wo die Ochsen nicht mehr konnten, stürzten die Menschen sich mit ihren ungeheuren Lasten in den Schlamm. Solange er ihnen nur bis an die Knöchel reichte, strampelten sie weiter. Auch als er bis an die Knie kam, verzagten sie nicht. Es wird gleich besser werden, dachten sie. Der Schweiß lief in glitzernden Rinnsalen an ihren Ebenholzleibern herunter. Sie griffen dann und wann zu ihren Kürbiskalebassen und tranken. Unverzagt arbeiteten sie sich weiter durch.

Als die vordersten Ochsen sahen, daß andere vor ihnen herschritten, sprangen sie in gewaltigen Sätzen aus dem Morast und stapften weiter. Mit einem Male wurden alle ihre Sippengenossen der Reihe nach von heiligem Eifer beseelt und stürzten hinter den Gefährten her. Die Treiber ließen die Schwänze fahren und folgten ihnen. Sobald ein Ochse Miene machte, stehenzubleiben, stießen sie ein Gebrüll aus wie eine Herde Hundsaffen, denen der Leopard ein Junges geraubt hat.

Die weißen Reiter waren längst von ihren Tieren gestiegen und wateten hinter den Schwarzen her durch den Morast. Ihre Stimmung war Galgenhumor.

„Na, meine Herren, so ein Moor- und Schlammbad hat man in Afrika doch bedeutend billiger als in Deutschland!“ meinte Friedrich Wilhelm.



Oben: Hafen Tanga (Konzertplatz).
Mitte: Eingeborene mit Lippenklötzen (Süden der Kolonie).
Unten: Klubhaus in Tanga.

Oben: Hafen von Tanga (Schlacht von Tanga 3. bis 5. Nov. 1914).
Mitte: Eingeborenen-Ansiedlung in Mahenge.
Unten: Eingeborenenhütten im Hinterland von Tanga.

„Nach der Maſtkur an Direktor Hopps Fleiſchtöpfen iſt das Daſein heute ein wahres Labſal!“ erwiderte der kleine Strecker. „Man wird auf die bequemſte Weiſe das überflüſſige Fett wieder los!“

„Der Übergang iſt nur etwas zu plötzlich!“ entgegnete Friedrich Wilhelm. „Immerhin, wenn ich an den Philoſophen des deutſchen Waldes denke, unſern guten Meiſter Reineke, tröſte ich mich. ‚Alles iſt nur ein Übergang!‘ ſagte er, als man ihm das Fell über die Ohren zog. In ſeinem Falle war der Übergang allerdings etwas plötzlicher, als er wünſchte!“

Der Grund, über den man marſchierte, wurde immer übler. Alle Augenblicke glitt einer der Träger auf dem moraſtigen Boden aus und ſtürzte mit ſeiner Laſt in den Schlamm. Eine graue Kruſte hatte mehr als einen vom Kopf bis zu den Knien bedeckt.

Vor Friedrich Wilhelm ſchlug ein kräftiger Mann mit der Kiſte eines der Europäer in die zähe, klebrige Maſſe hinein und verſchwand mit ſeiner Laſt für eine Viertelminute. Helfend griff der nächſte Askari ein und mußte den vom Erſtickungstod Geretteten erſt eine Zeitlang feſthalten, da er einer Ohnmacht nahe war.

Über der Schlammwüſte brütete unter dem bedeckten, bleifarbenen Himmel die ſchwüle Hitze, die der Sage nach die Stätte Sodoms und Gomorras umhüllte, als Pech und Schwefel jede Spur ihres Daſeins ausgelöſcht hatten.

Als man ſie nach ein paar Stunden hinter ſich hatte, gelangte man an ein unpaſſierbares Überſchwemmungsgebiet.

Eben war der vorderſte Träger bis an den Hals in moraſtiges Waſſer geſunken, als wie eine Botſchaft vom Himmel der Befehl zur Umkehr kam. Friedrich Wilhelm hatte ihn gegeben, ſeiner Verantwortung ſich völlig bewußt. Hier war nichts zu wollen.

Reiter und Träger wandten ihr Antlitz und zogen geduldig die furchtbare Straße zurück, durch Schlamm und Moraſt. Ihnen voran ſtapften die Ochſen. Dieſe hatten ſich das letzte Stück erſpart, weil ihr Inſtinkt ſich mehr bewährte als die erhabene Vernunft der Herren der Schöpfung. Alle brüllten. Vor Durſt! meinten die Weißen. Vor Freude! dachten die Schwarzen, die der Tierſeele näherſtanden.

Als die Menſchen am Abend wieder feſten Boden unter den Füßen hatten, warfen ſie ſich nieder, wo ſie gerade ſtanden. Auch die Ochſen ſchliefen ſofort ein. Futter gab es nicht. Wiederzukäuen hatten ſie nichts.

Friedrich Wilhelm ſandte eine Meldung nach Sekenke. Noch in der Nacht traf ein Bote ein, der die Karawane zum Jumben Sangaſſa beorderte, drei

Stunden östlich von Sekenke. Auf halbem Wege zwischen Sekenke und Mkalama sollte der Versuch, die Niederung zu durchqueren, unter dem persönlichen Kommando des Befehlshabers erneuert werden.

* * *

Iramba zitterte, als die Patrouille abzog. In unbegreiflicher Verblendung meinte der Führer in allen schwarzen Gesichtern die Freude über das Ende der deutschen Herrschaft zu lesen.

„Regierungsrat Graß trägt die Schuld!" zischte er. „Seine falsche Humanität hat die Eingeborenen verdorben! Neger haben nur vor der Flußpferdpeitsche Respekt!"

Spät abends ritt er hinter der voraufgeschickten Truppe her, entschlossen, die Disziplin im Reiche Graß wiederherzustellen. Einen mit der Traglast zurückgebliebenen Schwarzen überritt er mit seinem Hengst; im nächsten Augenblick sprang er aus dem Sattel und bearbeitete ihn mit den Absätzen seiner Reitstiefel. Noch in derselben Nacht ließ er den Dorfschulzen Sangassa durchpeitschen. Andere Eingeborene schlug er selbst mit dem Kiboko, daß die weißgrauen Linien der Striemen aus der blendend schwarzen Politur ihrer Gesichtszüge und Schultern hervorsprangen. Auf zwei bei seinem Anblick ausreißende Wairamba schoß er; einer blieb liegen. Einen flüchtenden Knaben von etwa 16 Jahren fing er persönlich im Galopp ein und verurteilte ihn zu 50 Peitschenhieben. Hassan, die Ordonnanz, sollte die Strafe vollstrecken, war aber milder als sein Herr, betrog diesen und ließ den Jungen glimpflich davonkommen.

7. Der Nachtmarsch

13. bis 14. August 1916

Es mochte eine Stunde nach Mitternacht sein. Auf den heißen Tag war eine unerträglich schwüle Nacht gefolgt.

Über der Wembäresteppe hingen die Wolken wie ein Haufen schmutziger Lumpen, die der Wind zum Firmament emporgejagt hatte. Hinter dem schwarzgrauen Gemengsel hielt sich der Mond versteckt. Was er auf der Erde gesehen hatte, genügte ihm für diese Nacht.

Die dünne, lange Linie, die sich in den Windungen einer Riesenschlange mehrere Kilometer hintereinander durch das Grasmeer bewegte und nur ganz mühsam weiterkroch, war eben in eine flache Mulde eingetaucht.

Schilfgräser in doppelter bis dreifacher Manneshöhe schlugen über dem gespenstigen Wurm zusammen. Die an dieser Stelle ausgetrocknete Morastebene hatte die aufgespeicherte Hitze des Tages in wallender Lohe ausgedünstet. Hier innerhalb des Riedes herrschte die Temperatur eines vulkanischen Kessels, dessen Oberfläche in der nächsten Sekunde explodieren mußte...

* * *

Ein Gemurmel menschlicher Stimmen drang aus der Tiefe. Es waren die Träger.

„Kazi mbaya! Üble Arbeit!"

„Kazi burre! Vergebliche Arbeit!"

„Watakuja Wengereza! Die Engländer kommen!"

„Watatoroka Wadachi! Die Deutschen müssen fort!"

„Kazi mbaya!"

„Kazi burre!"

„Chakula hapana! Nichts zu essen!"

„Maji hapana! Nichts zu trinken!"

„Hapana feza! Kein Geld!"

„Kartasi tu! Papier bloß!"

„Kiboko tu! Die Flußpferdpeitsche nur!"

„Isherini na tano! Fünfundzwanzig Hiebe!"

„Tutatoroka! Wir werden ausreißen!"

„Tutatoroka upesi sana! Wir werden sehr bald ausreißen!"

Die Umrisse einer Gruppe Borassuspalmen wurden jenseits der Schilfmulde sichtbar. Löwengebrüll ertönte von dorther. Die vordersten Träger stockten. Das scharfe Zischen der Flußpferdpeitsche mischte sich in das Gebrüll der Raubtiere. Vor Schmerz aufschreiende Neger verstärkten den Aufruhr der Wildnis.

Wenige Augenblicke später wurde es still. So still, daß man das Zirpen der Zikaden hörte. Auch dieses verstummte.

Plötzlich setzten irgendwo an einer Schlammpfütze Ochsenfrösche mit ihrem Konzert ein und verdoppelten ihre Bemühungen, die Stimmen der Löwen zu überschreien.

Ein Schwarzer schlug mit seiner Last zu Boden und stand nicht wieder auf.

„Willst du elender Buschneger wohl hochspringen!" schrie Baruti, einer der schwarzen Söldner.

Der Träger rührte sich nicht. Der Askari hämmerte mit der Flußpferdpeitsche auf ihn ein, aber ohne Erfolg. Er drehte ihn um und starrte ihm in das Auge. Dann schwang er sich wieder in den Sattel.

„Nimm du die Last des Mannes zu der deinen!" rief er einem starkgebauten Schwarzen zu.

„Ja, Herr!" antwortete der, hob sie auf, wartete, bis der Askari wieder vorgeritten war, und warf dann seine eigene Last in das Gras.

„Was war mit dem Buschneger eben los?" fragte der Askari Karo.

„Amekwisha kufa! Mzee tu! Hapana hodari! Er ist tot! Es war ein alter Kerl, der nichts mehr in sich hatte, ein ganz schwacher!"

„Diese Buschneger aus Iramba haben alle keine Kraft!" meinte der schwarze Unteroffizier, der Schausch Hamsini, ein Mann aus dem Stamm der starken Wanjamwesi. „Das Mark in den Knochen fehlt diesem Volke! Jeder beliebige junge Mensch in meiner Heimat trägt die doppelte Last dieser Kerle und verliert kein Wort darüber!"

„Aus diesen Irambaleuten werden niemals gute Lastträger!" bestätigte Baruti. „Man kann sie peitschen, soviel man will, aus den Kerlen schneidet die beste Flußpferdpeitsche keine Träger heraus!"

„Wir brauchen sie zum Glück nicht lange!" sagte der Schausch. „In der Serengetisteppe bekommen sie ihre Freiheit wieder!"

„Was will der Große Herr eigentlich in der Serengetisteppe?" fragte Karo. „Ich bin in Umbulu daheim und kenne sie daher. In der Serengeti

gibt es keine Nahrung für uns und auch kein Wasser oder doch nur sehr wenig. Die Engländer werden sich gar nicht hineingetrauen, denn sie können dort nicht leben. Nur Löwen gibt es da und Wild, aber keine Menschen, die Korn bauen!"

„Frage den Großen Herrn selbst, was er in der Serengeti will!" antwortete der Schausch Hamsini. „Mir kann es gleich sein, was er dort macht! Wir gehen hin, weil der Große Europäer es befiehlt! Er hat den ‚Amri', die Gewalt über die Weißen und über die Schwarzen, und wer den ‚Amri' hat, dem folgen wir, wohin er uns führt! Dafür werden wir bezahlt!"

„Du hast recht, Bwana Shawishi!" antwortete Karo. „Was geht es uns an, wohin er uns führt! Wenn wir unser Geld bekommen, kann uns alles gleich sein! Doch du weißt, ich bin von der Kompania tissa ya farasi, der Neunten Berittenen, und alle meine Freunde habe ich dort zurückgelassen, darum habe ich gefragt!"

„Hast du noch Wasser, Karo?" forschte Baruti. „Es ist eine schwüle Nacht, und ich habe einen Durst, den ich gar nicht löschen kann!"

Der Angeredete reichte ihm die Feldflasche. „Sei froh, daß du kein Träger bist, Baruti!" sagte er. „Sie haben es hier nicht leicht! Es soll mich bloß wundern, wie viele in dieser Nacht ausreißen werden!"

Zwei Schwarze stürzten in eben diesem Augenblick dicht vor dem Schausch zu Boden.

„Siwezi!" rief der eine, „ich kann nicht mehr, ich bin krank!" Es war wieder ein alter Mann. „Nguvu yangu imekwisha! Meine Kraft ist zu Ende!" stammelte der andere, ein Knabe.

„Steige ab und bleibe bei den beiden, bis sie sich ausgeruht haben, Baruti!" gebot der Schausch. „Sobald sie sich etwas erholt haben, folgst du mit ihnen!"

Aus der Steppe zur Linken ertönte in kurzen Absätzen das widerliche Geheul der Hyänen.

„Sie wittern ihr Futter!" meinte der Askari Amani. „Mehr als einer wird diesen Marsch nicht überstehen!"

„Mkali sana Bwana Mkubwa yetu! Sehr streng ist unser Großer Herr!" sagte Karo nachdenklich.

„Sehr streng in der Tat!" stimmte der andere bei. „Sage mir aber, was soll er anders machen? Die Weißen können doch nicht selbst ihr Gepäck schleppen, das müssen die Schwarzen tun! Wozu sind diese Buschneger von Iramba anders zu gebrauchen? Zu uns ist der Große Herr jedenfalls sehr gut!"

„Zu uns ist er wirklich sehr gut!" bekräftigte Karo. „Ich glaube, er liebt die schwarzen Askari mehr noch als seine weißen Krieger. Zu den Buschnegern ist er aber wirklich zu streng! Er wird nicht viel Freude an ihnen erleben! Sie werden alle fortlaufen!"

„Laß sie fortlaufen, was macht es uns aus?" meinte der Schausch. „Wenn wir keine Lebensmittel mehr haben, muß der Bwana Mkubwa wieder zum Bwana Obasti[1]) nach Kondoa zurück! Dann brauchen wir nicht mehr hier in der Wildnis herumzulaufen! Vor Kondoa gibt es immer zu essen!"

„Kweli, Bwana Shawishi, inchi ya watu kule, hapana pori tu namna hii! In der Tat, Herr Unteroffizier, dort ist die Gegend bebaut, es ist ziviliſiertes Land; hier ist öde Wildnis! Außerdem werde ich dort die Leute meiner Kompagnie wiedertreffen, das macht mir mehr Spaß!"

„Bibi ya Wasuaheli kule! Hapana washenzi tu namna hii!" sagte der Schausch schmunzelnd. „Ziviliſierte Frauen gibt es dort, nicht barbariſche Weiber wie hier! Es ist ein ganz anderes Leben!"

* * *

Von hinten aus der Steppe kam ein Gemurmel. Es wurde lauter, als es näher drang. Wie eine ferne Brandung klang es zuerst. Als ein vielhundertstimmiger Schrei erscholl es plötzlich durch die Nacht. „Mizigo chini!" brüllte der ganze Zug, „die Lasten nieder!" —

„Mizigo chini!" Es war der wohlbekannte, allzeit willkommene Befehl zur Rast auf dem Marsche.

Weiber und Kinder, Greise und starke Männer stockten auf der Stelle. Wer eine leichte Last trug, war schnell fertig. Leute, die schwere Tropenkoffer, Kisten oder Kasten schleppten, warteten geduldig, bis ihnen einer ihrer Schicksalsgefährten zur Hand ging, da sie allein nicht fertig werden konnten. Dann warf sich jeder in das Gras, wo er zufällig angelangt war.

Einige schliefen sofort vor Ermüdung ein; es waren die starken, rüstigen Leute, die in der Minderzahl sich eingefunden hatten. Greise, Weiber und Kinder hockten mit verquollenen Gesichtern schlaftrunken neben ihrem Gepäck und starrten mit stieren, stumpfen, öden Blicken in die Nacht. „Maji!" war der einzige Gedanke, der sie bewegte, „Maji!" die Hoffnung, die sie allein aufrechterhielt. „Maji!" murmelten sie, ohne es selbst zu wissen, — — „Wasser!"

[1]) Oberst.

„Bleiben Sie mit Ihrem Sohne und dem Schützen Blankertz an der Queue!“ wandte sich der Führer der kleinen Reiterschar an den alten Graubart. „Sobald der Weitermarsch erfolgt, passen Sie bitte gut auf! Es ist erfahrungsgemäß der Augenblick, in dem die Ausreißer ihre Stunde für gekommen halten! Unser aller Schicksal hängt davon ab, daß wir die Nahrungsmittel abtransportieren können!“

Der Sprecher wandte den mächtigen Schimmel und sprengte nach vorn, um den Befehl zum Aufbruch zu geben. Eine halbe Stunde mochte die Rast gedauert haben.

„Mizigo juu! Die Lasten hoch!“ flutete die Schallwelle von der Spitze heran. Die verschlafenen Leute reckten ihre Glieder. Weiber und Kinder fuhren mit den Händen über ihre brennenden Lider. Man gähnte, man seufzte, man nieste, man schneuzte sich, man spie aus. Einige hatten ihre Lasten noch nicht zugeschnürt und wurden nicht fertig. Es hagelte Stöße und Püffe. Kisten prallten gegeneinander. Blechgefäße klimperten und klapperten. Ein paar offene Bastkörbe voll Hirse wurden im Gedränge umgestoßen. Die Träger traten sich auf die Füße und stießen sich die Knöchel blutig. Hier und da brüllte einer auf. Askari fluchten um die Wette. Die Flußpferdpeitsche fuhr auf steife Glieder herab.

Endlich kam die Kolonne in Marsch. Langsam begann der ungeheure Wurm sich wieder durch das vertrocknete Schilfmeer hindurchzuwinden.

„Na, wollt ihr nicht mehr mit?“ fragte der graubärtige weiße Reiter zwei Leute, die hinter dem Zuge zurückgeblieben waren. Ein alter Mann, der am Wege saß, hatte eben mit zitternden Händen sich an seiner Last zu schaffen gemacht, als er den Weißen herannahen sah; ein kaum dem Knabenalter entwachsener junger Bursche begann ebenfalls eifrig zu schnüren.

„Babangu hawezi! Mein Vater ist krank!“ sagte der junge Schwarze. „Er kann seine Last nicht mehr tragen, und die meine ist gerade das Maß für mich, das ich zu leisten vermag.“ Er wies auf seinen Sack.

„Ruhe dich gut aus und folge dann!“ meinte der Weiße wohlwollend.

„Ja, Herr!“ antwortete statt des alten Trägers der junge.

Der graubärtige Reiter ritt mit seinen beiden Gefährten weiter. „Die beiden kommen nicht wieder!“ sagte er achselzuckend.

Von halb links her aus der Richtung von Sekenke tönte leichter Donner herüber. Der graue Dunst über der Steppe enthielt keine Elektrizität. Ein Gewitter war nicht im Anzuge. Die Erde bebte, aber ein Erdbeben war es nicht. Über die hohlklingende Trockenfläche der ausgedörrten Morast-

ebene klapperten Hufe heran. Gespenstige Schatten flogen vorüber. Mähnen flatterten. Lange Schweife sausten wie Besenstiele hinterdrein. Rechts hinüber nach Osten jagte der Spuk. Eine Zebraherde donnerte durch die Steppe dahin und schnitt die Spur der ungeheuren Karawane. Jetzt bekam sie die Witterung der Menschenausdünstung und brauste mit verdoppelter Geschwindigkeit dahin. Aus der Staubwolke, die sie hinter sich links von der Karawane gelassen hatte, folgte das Echo des Donners der flüchtigen Hufe. Dieses Echo war stärker als der Hufschlag selbst. Es war nicht der Widerhall der unter dem klappernden Huf erwachenden Steppe. Es war der Donner einer gewaltigeren Kavalkade als der Zebraherde. Das Gebrüll des Königs erscholl durch die Steppe. Löwen kamen wie fahle Blitze hinter den buntscheckigen Rennern hergeschossen und stockten erst unmittelbar vor der Gefahr, die sie bei der Kreuzung der Spur der Menschen witterten. Mit dem wilden Urlaut brutalster Machtentfaltung der Tierwelt rissen sie im ersten Ansturm das Trommelfell aller geschaffenen Wesen nieder und trugen durch die zerstörte Scheidewand den Schrecken unmittelbar in den Sitz des Lebens.

Aus der Nacht kamen bleich vor Entsetzen die beiden Schwarzen angerannt und hatten alle Müdigkeit vergessen. Vater und Sohn drängten sich vor den weißen Reitern in die Kolonne hinein und strebten dem fernen Simbitifluß mit einer Eilfertigkeit entgegen, als flösse er mitten durch ihr Dorf im Weichbilde Sekenkes. Als das Gebrüll der Raubtiere längst in der Ferne verhallt war, marschierten sie noch mit einer Beharrlichkeit, die ihnen vorher selbst ein schwarzer Askari nicht zugetraut hätte.

Sie haben ihre Chance verpaßt! dachte der alte Reiter. Wer weiß, was nun aus ihnen wird!

Gleichmütig hatten die Weißen kurz zuvor das rasende Gebrüll der jagenden Raubtiere angehört; nur die Hand war fester in den Zügel gefahren, um die vor Schreck sich bäumenden Reittiere im Zaum zu halten. Ihre Gedanken wandten sich von der in wilder Freiheit dahinstürmenden Zebraherde sowie den verfolgenden Löwen sehr bald wieder ab und der Trägerkolonne zu.

„Mich soll nur wundern, ob diese sechshundert Menschen uns wirklich über den Simbitifluß hinaus in die Wildnis folgen!" sagte Albert Blankertz. „Die Schwarzen wissen, daß unsere Tage hier gezählt sind, daß Sekenke und Mkalama in diesen Wochen verlorengehen, wie Umbulu und Koudoa vorher und eben auch Singidda! Was hindert sie, die Lasten hinzuwerfen und auszureißen!"

Meru, 4558 m. (Nach einem Ölbilde von Thea de Haas.)

Balangdasee mit der Bruchstufe (Grabenrand).
(Nach einem Ölbilde von Thea de Haas.)

„Wahrhaftig!“ rief Theodor, „wenn sie nur den Instinkt der Zebras hätten, die vor den Löwen davonrasten, wir paar Askari und Weiße vermöchten sie nicht zu halten! Sie brauchten nur alle zugleich ihre Lasten hinzuwerfen und in die Nacht hineinzujagen, so wären sie frei!“

„Weil jeder sich fürchtet, wagt keiner etwas!“ nickte sein Freund Albert. „So halten die wenigen Reiter die sechshundert Mann in Schach! Der Gehorsam gegen die Obrigkeit sitzt den Schwarzen im Blute, auch heute noch, wo uns der Boden längst unter den Füßen wankt! Aber warten wir es ab, wir sind noch nicht am Ziele! Ich will froh sein, wenn wir die Hälfte der Lasten retten!“

„Diese armen Kerle sind eigentlich viel zu brav!“ meinte Theodor. „Wenn sie fluchen könnten, so würden sie höchstens ihr Schicksal verfluchen, aber nicht einmal ihren weißen Herrn, der sie aus ihren Dörfern zusammentrommelt, damit sie ihm in die Wildnis folgen! Das Los der Schwarzen ist immer traurig gewesen, zumal früher unter ihren einheimischen Sultanen! Was für einen Blutzoll haben ihre eigenen Despoten von ihnen erhoben! Wie furchtbar hausten außerdem die arabischen Sklavenhändler unter ihnen, nur zu oft im Bunde mit ihren eigenen Stammesfürsten! Der Himmel ist diesen armen Teufeln nicht gnädig gewesen!“

„Sonderbar, dabei sind es die gutmütigsten Menschen unter der Sonne! Ich glaube nicht, daß die Weißen ein Recht haben, sich himmelhoch erhaben über sie zu dünken!“

„Mir tun diese armen Teufel in der Seele weh!“ seufzte Theodor. „Kaum haben sie unter der deutschen Herrschaft aufgeatmet und ein menschenwürdiges Leben zu führen begonnen, da kommt dieser furchtbare Krieg ins Land, und sie müssen Lasten schleppen jahraus und jahrein, für Freund und für Feind, und was sie anbauen, verschlingt der Soldat! Und immer noch ist kein Ende von all dem Elend abzusehen!“

Schweigend zogen die Reiter weiter.

Von Zeit zu Zeit stand ein Schwarzer, der mit seiner Last gestürzt war, nicht mehr auf. Ihm war alles gleichgültig. Wer konnte wissen, wohin ihn der Große Herr, der Bwana Mkubwa auf dem weißen Pferde, noch verschleppte! Da war es schon besser, jeder ließ es darauf ankommen, ob ihn der Löwe in dieser Nacht verschonte oder nicht! Fraß ihn der „Simba“ nicht, so sah er die Heimat wieder!

Wie es auch immer kam, es stand in den Sternen geschrieben! Man mußte schon etwas wagen! Wer das Leben nicht an die Freiheit setzte, der

war die Freiheit nicht wert! Das war die instinktive Losung dieser poesielosen schwarzen Träger, die keinen Dichter hatten, der die Freiheit besang! Das war der urgesunde Trieb in diesen von jeher vergewaltigten Menschenleibern, die nach der Freiheit schmachteten, obwohl das Wort in ihrem Sprachgebrauch vielleicht nicht einmal vorkam...

* * *

Wüste Scheltworte und klatschende Kibokohiebe trieben vor den Reitern ein paar Träger auf, die sich wieder hingesetzt hatten.

„Was machst du, Suedi?" fragte einer der Weißen.

„Ich treibe diese Buschneger voran, aber sie weigern sich, weiterzumarschieren!" erklärte der Askari.

„Warum folgt ihr der Karawane nicht?" forschte der Graubart.

„Unsere Lasten sind zu schwer, Herr, wir können nicht!" antworteten die Träger.

Die Leute machten nicht den Eindruck der Schwäche und mochten in der Tat Drückeberger sein, wie der Askari vermutete. Deren gab es viele. Die weißen Reiter ritten vorüber und sagten nichts.

„Was mich verblüfft, ist das merkwürdige Faktum, daß wir noch keins der Weiber unter ihrer Last haben zusammenbrechen sehen!" sagte Theodor nach einer Weile. „Es ist um so bemerkenswerter, als einige außer der Bürde auf dem Kopf noch ihre Kinder auf dem Rücken tragen! Ihre Lasten sind ja wohl auch besser abgewogen!"

„Gewiß!" meinte Albert, „für die Angehörigen des schwächeren Geschlechts haben die Askari immer noch ein wenig Gefühl! So ein Mwanamke und selbst eine abgeblühte Bibi bekommen keine allzu schwere Last zugewiesen; auch mit den Kindern ist man im allgemeinen glimpflich verfahren. Mich wundert nur, daß sie mit den Greisen so gar kein Mitleid haben! Die werden unbarmherzig mit dem Kiboko weitergetrieben, bis sie zusammenbrechen!"

„Ich will froh sein, wenn wir den Simbiti erreichen!" seufzte der Gefährte. „Ich habe einen wahren Höllendurst! Durch diese Morastebene wären wir bei Tage wahrscheinlich gar nicht weitergekommen! Da hätte uns die ganze Karawane die Lasten hingeworfen! Muß das eine Glut sein, wenn die Sonne den Schlamm hier zusammenbackt!"

„Es ist ein wahres Wunder, daß wir hier überhaupt durchgekommen sind!" erklärte der Paläſtinenser. „Ich hatte keine Hoffnung. Wenige Stunden weiter westlich beginnt schon das Wasser, das Friedrich Wilhelm

mit seinen Leuten neulich nicht bezwingen konnte. Ich dachte, wir würden, wie sie, vor der Überschwemmung umkehren müssen. Bis hierher ist die Flut glücklicherweise noch nicht vorgedrungen!"

* * *

„Was haben Sie denn, Schmid?" fragte Konrad den langen Tübinger, der abgestiegen war; eben bückte er sich über ein paar langgestreckte Gestalten im Grase.

„Es ist eine Affenschande, daß diese alten Mummelgreise mitgeschleppt werden!" wetterte der Schwabe. „Hier ist wieder einer der Leute eingegangen! Stocksteif liegt er da, eine Verstellung ist ausgeschlossen! Der andere ist eben dabei, abzuschnappen!"

Er sprang wieder in den Sattel und gesellte sich zu den Kameraden. Eben brüllten die Löwen aufs neue, aber keiner der beiden Schwarzen, die leblos dalagen, hob mehr den Kopf.

„Ich bin nur froh, daß ich keine Verantwortung habe!" meinte Albert Blankertz.

„Die Verantwortung haben wir alle mitzutragen!" erklärte Theodor. „Mir schwant Übles! Das Schicksal wird diese Toten, die nicht fluchen können, und die Lebenden, die nicht fluchen wollen, an uns rächen!"

* * *

Ganz unmerklich verlor sich der schwärzliche Unterton des Wolkenvorhangs im Osten. Die hellere Farbenauftragung fiel schärfer in die Augen. Allmählich setzte sie sich so stark durch, daß jedermann aufmerksam wurde. Auch das blödeste Antlitz wandte sich dem anbrechenden Morgen zu.

Daß irgendein Herz dem Licht entgegenjubelte, hätte auch kein Optimist behauptet. Jeder zitterte vor dem bloßen Gedanken an die Sonne. Keiner wußte, wie weit der Fluß noch war.

Die Sonne war da, ohne daß ein absterbendes Auge ihrer ansichtig geworden wäre. Das Gelumpe ballte sich noch in der Luft, das während der Nacht den Mond verhüllt hatte. Wie die Garnitur einer die Dörfer Europas abklappernden Theaterschmiere unmittelbar vor der Jahreswäsche sah der Himmel über der Wembäresteppe aus. Das war wenigstens der Eindruck des Reiters Konrad, der von der morastigen Erdbodenkruste zu seinen Füßen mißmutig nach oben blickte.

Der Charakter der Steppe wich von den allen Reitern wohlbekannten Bildern der Gegend am Kilimandscharo und Meru völlig ab. Borassuspalmen, die einzeln oder in Gruppen verstreut die Monotonie der Fläche unterbrachen, bestimmten ihr Gepräge. Die Mimosen und Schirmakazien traten in den Hintergrund. Niedere Büsche und Sträucher, die oft in wilden Wucherungen undurchdringliches Dickicht bildeten, wechselten mit weiten Strecken ohne Vegetation ab. Hier war alles Leben erstorben. Nur das allergeringste und anspruchsloseste Rankenwerk klammerte sich in der äußersten Verzweiflung mit unsichtbaren Saugwurzeln an die widerstrebende Brust der Mutter Erde.

„Ich sehe die rettende Lebensader noch nicht, die uns mit ihrem Galeriewalde ankündet, daß wir nicht sterben und verderben müssen in dieser Wüstenei!" klagte der junge Reiter.

„Der Fluß scheint noch weit entfernt zu sein!" stimmte der Alte bei. „Auch ich habe schon längst nach einem schwarzen Bande ausgeschaut, das sich durch diese Öde schlängelt! Wir müssen uns mit Geduld wappnen! Was sollen erst die armen Träger sagen!"

Er hatte kaum die Worte gesprochen, als vorn aus der Steppe ein Freudenruf drang, der alles elektrisierte. „Maji!" schrien die Vordersten. „Maji!" lispelten Greise, Weiber und Kinder andächtig. Es klang wie ein Gebet...

8. Der Zug nach Limbita

Mitten durch Schlamm und Morast, die sich nach dem Ablauf der Regenzeit aus einer bis an den fernsten Horizont überschwemmten Niederung langsam emporhoben und zu kuhfladenähnlichen Gebilden austrockneten, floß der Simbiti in einer eingeschnittenen Bodenfalte, keine zehn Meter breit, wie durch ein Land der Toten.

So mußte die Erde an jenem geheimnisvollen Morgen ausgesehen haben, da nach der Sage der Urzeit der über den Wassern der Tiefe schwebende Geist Gottes gesprochen hatte: „Es werde Licht!" Als die Sonne kam, schied sich die Feste von den Gewässern; das Land tauchte aus dem unermeßlichen Ozean auf, und im ersten zaghaften Versuch des jungen Lebens tasteten sich Ranken und Schlingpflanzen über den trocknenden Boden. Dann folgten Schachtelhalme und in der Fülle der Zeit die erste Palme.

Der Simbiti floß ostwärts, dem Nyarasasee zu. Seine Wasser, die bereits hier in trüber Vorahnung des bitteren Endes einen leichten Beigeschmack des Natrons hatten, erstarrten in dem ungeheuren Becken des abflußlosen Gebiets, ohne, wie die anderen Ströme der Erde, das Ziel der Sehnsucht aller Gewässer, den Ozean, zu erreichen. Er wurde zu Salz wie die Wasser des Jordan im Toten Meere. In der Höllenhitze des gewaltigen Felsentrichters verdunstete die Flut und schlug in Natron nieder.

Unwillkürlich suchte das Auge an diesem Gestade des Todes nach dem Boot des Fergen, der gegen zwei bescheidene Münzen die Seelen der Abgeschiedenen in das Land der Schatten hinüberführte. Der Nachen fehlte hier am Simbiti, auch der Fährmann war nicht da. Zu Fuß mußte der ganze Zug durch die Flut.

Doch das Auge, das den Fergen der Unterwelt vermißte, fand Ersatz für ihn. Die auf ein Bild des Schreckens eingestellte Erwartung erfüllte sich in Wahrheit. Vor dem unheimlichen Zuge her schritt, in einen scharlachroten Mantel gehüllt, eine grauenerregende Gestalt. Die flammenden Dünste des Simbiti hatten sich zu einer gespenstigen Erscheinung zusammengeballt, die

das Menetekel der Warnung vor dem Übergang verkörperte. Jetzt wandte sie sich um und starrte vom Uferrande her auf den Zug. Sie hatte einen Turban um die Schläfen gewunden, wie es die heiße Sonne dieses Erdteils forderte. Von den Schultern abwärts bis zu den Sohlen der Füße umwallte sie der brennendrote Mantel wie eine lodernde Lohe. Die Gestalt selbst war nackt, aber die Politur des Ebenholzes glänzte in dem nachtdunklen Antlitz und dem rabenschwarzen Körper in schimmernder Schönheit. Sie trug die Züge des Bantustammes. In beschwörender Haltung stand sie da und hielt den herannahenden Weißen zur Abwehr die Rechte entgegen. Es war das schwarze Afrika, das um seine Kinder bangte. Mit der Linken wies es auf den grausigen Strom.

Da wurden die Augen der Weißen geöffnet, und sie erkannten, daß die Wasser des Stromes zu ihren Füßen aus lauter Tränen gebildet waren, aus den Tränen der schwarzen Kinder des dunklen Erdteils, die sie im Frondienst der Weißen vergossen hatten. Und eine Stimme erscholl: „Wer das andere Ufer erreichen will, der muß aus diesem Strom der Tränen trinken! Wehe ihm, der es wagt!" Da schauderten die Reiter zurück in unsagbarem Grauen. Sie wandten die Rosse und wollten vor diesem Strome und diesem Ufer des stygischen Grauens fliehen.

Alle, bis auf einen einzigen. Dieser eine besaß Augen, die hatten nichts gesehen, und Ohren, die hatten nichts gehört.

„Hindurch!" schrie eine brutale Stimme von rückwärts. Es war der Führer.

Mit dem Klange dieses Wortes zerstob die Vision. Nüchternes Tageslicht umgab die Reiter. Ihre Augen sahen die Wirklichkeit. Ihre Ohren hörten Worte, deren Sinn eine ganz prosaische Bedeutung hatte.

Die Gestalt vor ihnen war nicht aus der chemischen Retorte der Erdgeister der Tiefe aufgestiegen, nicht aus den Morgennebeln der Simbitiebene zusammengebraut. Sie war aus Fleisch und Blut. Es war nicht die überirdische Erscheinung der mütterlichen Erde Afrikas, die ihre Kinder vor dem Fluch der Weißen schirmte. Der Mann vorn am Ufer in dem schmutzigen Turban und der scharlachroten Decke war der dicke Jumbe von Sekenke, der mit eingefallenen, kalkigen Zügen dort stand und seinen Leuten winkte, befehlsgemäß den Fluß zu überschreiten. Er hatte die Schrecken der Nacht überstanden und schleppte mit der letzten Kraft seinen Hängebauch, der wie eine Egge über das zusammenknackende Steppenreisig fuhr, einer nahegelegenen Baumgruppe entgegen.

Zu seiner unaussprechlichen Freude hörte er hier während der Rast, daß

er persönlich mit Sangassa und einem dritten Standesgenossen sowie ihren Stellvertretern, den Akiden, einen einzigen ausgenommen, heimkehren dürfe...

* *
*

Nach einer ausgiebigen Rast am Ufer des Flusses erfolgte der Weitermarsch. Er führte die Schlangenlinien des Simbiti entlang und erfrischte das Auge durch die stärker werdende Vegetation. Vereinzelte hohe Baumgruppen begannen die abgestumpften Sinne wieder zu beleben. Wohl überwog noch der Charakter der Morastniederung, aber der Pflanzenwuchs machte Fortschritte. Die schlanken Schäfte der Borassusbäume und Dumpalmen mit phantastisch verzweigtem Geäst versöhnten den Geist mit der Landschaft.

Askari fanden Nester mit Eiern von Wildenten und anderen Sumpfvögeln.

Plötzlich tauchten lebendige Silhouetten an einem waldartigen Gebüsch auf. Als man näher kam, stellte sich heraus, daß es in Khaki gekleidete Gestalten waren. Bald meldeten sie sich als deutsche Polizeiaskari des Postens von Mkalama, die hier im Waldesdickicht einer reicheren Ufervegetation auf Ausguck stationiert waren. Nördlich des Simbiti begann in den Wäldern der fernen Höhen am Horizont die Landschaft Meatu, die schon zu Ussukuma gehörte. Seit der Preisgabe Muansas befand sich von hier an das ganze Gebiet unter englischem Einfluß. Schwarze Boten, die man von Mkalama aus dorthin gesandt hatte, waren in Meatu übel empfangen und mit Steinwürfen verjagt worden. Wenn sie sich wieder sehen ließen, werde es ihnen ans Leben gehen, hatten die dortigen Eingeborenen mit unzweideutigen Pantomimen des Speerstichs ihnen erklärt. Der Posten hier am Simbiti lebte in begreiflicher Aufregung. Im Norden war der Feind ihr unmittelbarer Nachbar. Von Süden konnte seit dem Fall Singidas jeden Tag die Nachricht kommen, daß der Feind in Mkalama einmarschiert sei und damit der Herrschaft der Deutschen in dieser Gegend ein Ende gemacht habe.

* *
*

„Wenn ich nicht wüßte, daß man hier mitten in menschenleerer Wildnis dahinzieht, so glaubte ich, wir tauchten gleich in die schönsten Weizenfelder der Kultur ein!" meinte der vorderste Reiter am nächsten Tage.

„Es wird eine kleine Abwechslung geben!" lachte Konrad.

Zwanzig Minuten später befand man sich mitten in den „Weizenfeldern". Sie waren in der Tat eine Abwechslung, für alle Reiter ohne Unterschied, besonders aber für den Schiffszimmermann und Konrad, die Spitze ritten.

Ein Säulenwald richtete sich vor ihnen auf, so weit das Auge reichte. Weder links noch rechts ließ er sich umreiten. Man mußte hindurch, es blieb keine Wahl. Er bestand aus Stäben und Rohren in doppelter bis dreifacher Manneshöhe, die so nahe beieinanderstanden wie die Ähren eines heimischen Getreidefeldes. Goldgelb wie die Weizenhalme im schnittreifen Feld waren sie, aber stärker und umfangreicher. Gleich einem Bambuswald aus winzig dünnen, aber riesigen Stäben starrte die seltsame Mauer die Reiter an und wehrte den Durchgang.

„Wir müssen hinein, da hilft kein Gott!" sagte Konrad und trieb seinen abessinischen Schimmel gegen die Wand.

Der Gaul hielt den Plan seines Herrn mit seiner gesunden Pferderaison nicht für vereinbar und bäumte sich, aber es half ihm nichts. Unter der brutalen, aber zwingenden Logik der Sporen fügte er sich der menschlichen Unvernunft und setzte mit einem mächtigen Elan, um sofort das Törichte des Vorhabens zu offenbaren, in den Säulenwald hinein.

Zu seiner Verwunderung prallten die Hufe von der Mauer nicht ab. Das stahlharte Aussehen des vergitterten Hags war ein Trugbild gewesen, unter den stürmenden Hufen brachen die Rohre und fielen ohnmächtig zu Boden. Weiter arbeitete er sich in das Gewirr der schlanken, riesenlangen Schäfte hinein, die unter ihm zusammenknickten. An seiner Seite brach sich sein Schicksalsgefährte Bahn, der den Schiffszimmermann trug. Die zerrissenen Halme stießen mit den abgebrochenen Stümpfen gegen die Pferdeleiber und stachen und kitzelten sie am ganzen Körper. Wieder versuchten die Tiere sich zu bäumen und gegen ihr Schicksal anzukämpfen, aber vergebens; immer tiefer gerieten sie in die Wirrnis hinein.

„Ich habe mich in aller möglichen Herren Ländern umhergetrieben, aber eine solche Dschungel ist mir denn doch noch nicht vorgekommen!" wetterte der Zimmermann, dessen Familienname seinem Beruf entsprach. „Wenn der Gaul sich nicht wieder herausfindet, ich finde mich sicher nicht mehr an die Sonne zurück! Eine Ameise in einem Kornfelde kann sich nicht dämlicher vorkommen, als ich mir in diesem Schilfwald erscheine. Jedenfalls trippelt sie eher aus ihrem Gefängnis heraus, als ich aus dem meinen! Was kann das nur für Zeug sein? Schilf ist es ja gar nicht einmal, auch kein Elefantengras!"

Frau mit Kind aus dem Stamm der Wagogo.

Schönheitsideal der Waſuaheli (Tanga).

Zeltlager im Lande der Tatoga am Balangdasee in der Nähe des Großen Grabens (Bruchstufe).

Kral der Massai. (Aus Lehm und Kuhdung erbaut, mit Dornen umgeben.)

Konrad zuckte die Achseln. Auch ihm war dieses Röhricht noch nie begegnet. Die Welt rundum war versunken, die hohen Palmen des Simbiti ragten nur noch in seine Phantasie hinein. Die Riedmassen, in deren Tiefen er sich Bahn brach, belästigten ihn kaum, sie machten nur dem armen Schimmel das Leben schwer. Was die Menschen zur Verzweiflung brachte, war etwas ganz anderes. Außerhalb des Röhrichts hätte heute die afrikanische Hitze bei dem bedeckten Himmel schon unerträglich gestochen. Hier drinnen aber war die Luft aus dem gasförmigen Aggregatzustande ohne die Zwischenstufe des flüssigen sofort in den festen Zustand übergegangen und verhinderte jede Atmung. Die Zwischenräume der Rohre boten denselben Widerstand wie die Rohre selbst. Die erstarrte Luft stand wie eine glühende Wand zwischen den Halmen.

„Wenn ich aus dem Sattel gestreift werde, komme ich hier auch nicht mehr lebendig heraus!" erklärte der alte Reiter. „Meine Brust ist eingeschnürt; wie glühende Schlangen beginnt jetzt das Gewinde der brechenden Halme mir um den Leib zu kriechen. Nur der unwiderstehlichen Kraft des Gaules weicht das Röhricht!"

Als sie den mehrere hundert Meter breiten Gürtel des Säulenwaldes durchbrochen hatten, atmeten sie auf, als ob ihnen das Leben neu geschenkt sei.

„Ich dachte schon, ich würde den Jungfernstieg nicht mehr wiedersehen!" sagte der Schiffszimmermann, der sich in Hamburg mehr zu Hause fühlte als in Kiel, seit er zur See fuhr.

„Frohlocken Sie nicht zu früh!" warnte sein Gefährte. „Dort vorn kommt ein neuer Riedwald! Weiß der Kuckuck, was für Überraschungen er uns noch bringt!"

„Wir sind Hornochsen gewesen!" meinte der Zimmermann. „Warum haben wir die Viehherde nicht vor uns her durch das Röhricht getrieben? Wir hätten es leichter gehabt!"

„Die Viehherde marschiert am Ende der Karawane!" versetzte Konrad. „Glauben Sie aber nur nicht, daß die Sache viel besser geworden wäre! Sie würden sich schön gewundert haben! Hat Ihnen die Erfahrung nicht gezeigt, daß die Ochsenherde nur vorwärts geht, wenn erst einmal ein Ochse den Anfang gemacht hat? Glauben Sie, ein vierbeiniger wäre in dieses Röhricht zuerst eingedrungen? Oder hätten Sie einen Schwarzen gegen diese Halme anrennen lassen können? Es ist schon alles in Ordnung gewesen!"

Der Seebär ließ sich überzeugen, und mit neuem Mute drangen die beiden

an der Spitze der Kolonne in die nächsten Rohrwälder ein. Das richtige Hornvieh mit den dafür vorgesehenen vier Beinen fand auch so schon den durch den glühenden Ofen geschlagenen Luftschacht so wenig nach seinem Geschmack, daß es der vereinigten Anstrengung aller weißen und schwarzen Treiber bedurfte, es durch die hohle Gasse weiterzubefördern.

Für Menschen und Tiere war der Marsch des heutigen Tages in dem unwegsamen Gelände so voll Strapazen, daß der Führer sich wohl oder übel entschließen mußte, ein paar Stunden später wieder zu den Palmen des zur Rechten fließenden Simbiti abzubiegen. Nach einer Tagesleistung von nur drei Stunden kamen die Träger und das Vieh halb verdurstet am Wasser an. Sollte die ganze Karawane nicht auseinandergesprengt werden, so mußte der Weitermarsch bis zum nächsten Tage ausgesetzt werden. Der Weg durch die Hölle der Röhrichtwälder war zu verhängnisvoll gewesen.

„Nyoka!" brüllte einer der Träger und sprang wie besessen vom Feuer auf, das er gerade angezündet hatte. Wie hypnotisiert starrte er zu dem Uferbaum empor, an dem er mit seinen Schicksalsgefährten lagerte. Ein riesiges Reptil, das sich mit dem mächtigen Schwanz um einen der Äste geringelt hatte, blickte mit gläsernen Augen auf das seltsame Treiben, das sich zu seinen Füßen entwickelte. Rein durch Zufall hatte der Mann den gefährlichen Zuschauer entdeckt.

Der Alarmruf „Nyoka! Eine Schlange!" war sofort von den übrigen Schwarzen aufgenommen worden. Zugleich mit dem Alarmruf flogen starke Knüppel in den Baum hinein. Wenn sie die Schlange trafen, so machten sie jedenfalls keinen Eindruck. Ehe der erste Weiße mit dem Gewehr zur Stelle war, krachte ein Schuß. Einer der Askari hatte den Python zur Strecke gebracht.

Beruhigt versammelten sich die Schwarzen wieder um ihre Kochtöpfe. Was sonst für Reptilien in den Uferbüschen herumkreuchen mochten, machte ihnen kein Kopfzerbrechen. Auch der Löwe störte sie nicht, der draußen in der Steppe brüllte und seine Genossen zur Zebrajagd zusammentrommelte.

* *
*

Tags darauf brach man frühzeitig auf. „Wenn wir flott marschieren, so können wir heute die Wasserstelle drüben an den fernen Bergen erreichen!" meinte Friedrich Wilhelm. „Freilich, ich mache gleich darauf aufmerksam, daß wir keine Tränkstelle mehr finden, bis wir dort sind! Es wird für die Träger und das Vieh eine gewaltige Leistung bedeuten!"

Da der Boden von nun an fest blieb, ging der Marsch flott vonstatten. Als die Sonne hoch am Himmel stand, wurde am Matuguruberge gerastet. Ein schattiger Akazienhain lud die erschöpfte Karawane zu erquickender Rast ein.

Die ferne Bergwand hatte sich vor den verlangenden Augen der weißen Reiter höher gereckt, aber sie war doch noch nicht so nahe gekommen, daß die Entfernung abmeßbar wurde. Mit stumpfem Gesichtsausdruck stierten die Schwarzen ins Leere. Keiner von ihnen wußte genau, wohin der Marsch ging. Sie sahen kein Ende der Trübsal ab. Geduldig hockten sie im Grase wie das Vieh, das man mit ihnen zusammen dahintrieb. Sie fragten niemanden. Sie wunderten sich über nichts. Sie hofften, wenn sie überhaupt eine Hoffnung in der Brust hegten, auf nichts anderes als auf Wasser. Das Vieh, das hinter ihnen lagerte, fraß nicht. Auch das Vieh hoffte auf nichts anderes als auf Wasser.

Aus dem grünen Laubbaldachin der Mittagsrast führte der Weitermarsch in die Wüste. In eine flammende, blendende, schmerzende Wüste aus grauweißem Sand.

Die Pfeile des über den Einbruch in sein Allerheiligstes ergrimmten Sonnengottes, der fern im Osten auf dem Thron des Oldeaniberges gesessen hatte, als der Morgen anbrach, nun aber zum Streit auf Leben und Tod mitten in das Sandmeer hineingestürmt war, prallten vom flammenden Sand zurück in die Pupillen und zerschnitten den Sehnerv.

Die weißen Reiter schlossen die Augen und überließen den Tieren die Sorge, über glühende Felsplatten, durch flimmerndes Geröll und ausgetrocknete Rinnsale sich weiterzutasten.

Die Schwarzen wankten mit offenen Augen dahin. Sie schauten aus, wohin ihr Fuß trat. Den Kampf mit dem wütenden Gestirn mußten sie wohl oder übel aufnehmen. Sie waren gewohnt, Lasten zu tragen, aber in diese Wüste hatte man sie nie geführt. Ohne Lasten waren die Ausdauerndsten und Stärksten gelegentlich hier gewesen, um Salz vom Nyarasasee zu holen, Natronsalz, das nicht gut schmeckte, aber billig war. Ungern und nur der Notwendigkeit gehorchend, hatten sie sich hinbegeben. Frauen und Kinder waren nie in diese Hölle mitgekommen. Greise dachten auch im Traume nicht an sie. Nun zogen sie alle in der heißen Nachmittagsglut durch die wasserlose Wüste: Greise, Männer, Frauen und Kinder, an die sechshundert Personen, alle mit schweren Lasten. In ihren Köpfen brannte es wie höllisches Feuer. Vor ihren Augen flimmerte der fürchterliche Sand. Ihre Arme zitterten. Ihre Knie schwankten. Hinter ihnen her blökte trostlos das verdurstende Vieh.

Auf der fernen, weiten Sandfläche blitzte ein schwarzer Streifen auf. „Maji!“ rief jemand, der nie hier gewesen war. Der Ruf elektrisierte Hunderte. Neuer Mut kehrte in die erschlafften Glieder zurück. Die Sehnen strafften sich. Alle drängten nach vorn.

Anderthalb Stunden liefen sie im Eilmarsch, dann waren sie da. Mit der letzten Kraft warfen sie sich nieder. Sie tauchten die lechzende Zunge in das blinkende Naß. Entsetzt taumelten sie zurück. „Chumvi!“ flüsterte einer dem anderen zu, „Chumvi tu! Salz! Bloß Salz!“

Weiter wankten sie. Sie konnten nicht mehr gehen und gingen doch. Ihre Sohlen brannten, aber schlimmer brannte das Feuer im Kopf. Es waren keine menschlichen Leiber mehr, die dahinschwankten, es waren Schemen aus dem Schattenreiche. Der Kreislauf der Gedanken stockte. Die Sonne dörrte alle Säfte aus. Das Blut erstarrte in den Adern. Der Strom des Lebens versiegte.

Von vorne, wo der Kopf der ungeheuren Schlange sich weiter in das Sandmeer hineinbohrte, drang ein Alarmruf. Die weißen Reiter der Spitze hatten ihn ausgestoßen, die kräftigsten der Träger nahmen ihn auf. In der Mitte der gelben Wüste war eine fahle Wolke hochgewirbelt. In dieser Wolke erschienen zwei schwarze Punkte. Diese Punkte kamen mit rasender Eile immer näher.

Sie wuchsen im Näherkommen, ohne Formen anzunehmen. Sie wurden immer größer, ohne daß ihre Umrisse sich schärfer abzeichneten; auch als sie ganz nahe waren, prägte sich keine charakteristische Silhouette erkennbar aus. Ging der rasenden Sonne der Äthiopier in diesem Kessel des Todes das Sterben nicht schnell genug? Genügte ihr das Ausdörren der Lebenssäfte nicht mehr, das doch so sicher zum Ziele führte? Hatte das mörderische Gestirn, das alle Flüsse, die sich in dieses Becken verliefen, mit gieriger Zunge aufleckte, das alles Blut aus den Adern der Lebendigen saugte, auch noch die Mächte des ewigen Abgrunds zu Hilfe gerufen, um alle geschaffenen Gebilde zu Atomen zu zermalmen?

Wahrhaftig, zu der fressenden Lohe des Feuerballs am Himmel gesellte sich in brennendem Pech und Schwefel das Flammenmeer der Unterwelt. Die Erde hatte ihren finsteren Schoß aufgetan. Aus der Tiefe wirbelten giftige Dämpfe auf. Aus der rotglühenden Wolke, die heranjagte, schossen zwei höllische Torpedos heran, die sofort explodieren und den ganzen Zug der anmarschierenden Menschen durch eine ungeheure Katastrophe in tausend Fetzen auseinandersprengen mußten.

Der Alarmruf blieb auf die Masse ohne Wirkung. Die Totenmaske, zu

der sich jedes Antlitz unter dem sengenden Feuer des Sonnenbrandes und der Höllenqual des Durstes zusammengekrampft hatte, veränderte sich nicht. Der Donner der Schreckensposaune machte keinen Eindruck mehr. Diese bei lebendigem Leibe in Verwesung übergehenden Menschen waren gegen alle Bilder abgestumpft und nur noch wandelnde Leichname. Zu anderen Zeiten hätte der Ruf von der Spitze her elektrisierend gewirkt und den Gliedern die Spannkraft akrobatischer Zauberkünstler verliehen. Säcke und Körbe, Kisten und Kasten, alle ihre Lasten wären hoch im Bogen in den Sand geflogen und sie selber wie fortgeblasen gewesen. Nun ereignete sich nichts.

Die im gelben Schleier des Wüstenstaubes heranziehenden Höllenmaschinen, die jedem wohlbekannt und zu andren Zeiten der Inbegriff aller Schrecken gewesen waren, verfehlten heute ihren Eindruck.

Das wurde auch nicht anders, als die formlosen, scheinbar in mechanischer Werkstatt entstandenen Gebilde sich als gigantische Rümpfe entpuppten, die vorsintflutlichen Tierkörpern angehörten. Ungeheure Hörner in der schwarzen Farbe des Todes furchten den Sand hoch. Graublaue Panzerplatten, die Leibern aus Fleisch und Blut übergestülpt waren, fingen im Vorüberrasen die Feuerpfeile der Sonne auf und stießen sie in die Augäpfel der Menschen. Stampfende Mörser, die die geharnischten Kolosse wie die Windsbraut entführten, mahlten die feinen Sandkörner der Wüste zu staubigem Pulver und bliesen es in Nase und Mund eines jeden der Vorüberziehenden.

Ohne daß der Ruf „Kifaru!“ Leben in die Kolonne gebracht hätte, waren die durch die Spitze jäh aus ihrem Nachmittagsschlummer emporgesprengten beiden Nashörner vorübergerast. Keiner der Träger hatte die Last zu Boden gesetzt, keiner auch nur mit dem Fuße gestockt. Alle waren weitergewankt, ohne von den furchtbaren Gesellen Notiz zu nehmen.

Oben auf einer leichten Bodenerhebung mitten im Sandmeer hielt August Dehnicke, der lange Schlesier mit dem wallenden schwarzen Vollbart. Er wandte sich an den stiernackigen Schleswig-Holsteiner.

„Hast du je in deinem Leben so etwas gesehen, Nissen?“ fragte er. „Die ganze, riesige, mit den Ochsen wohl drei Kilometer lange Karawane rasen die Nashörner entlang, ohne den Zug zu durchbrechen!“

Der schon in reiferen Jahren befindliche Schleswig-Holsteiner, der eben hinten weit am Ende der Kolonne die Ungetüme entschwinden sah, schüttelte mürrisch den Kopf. Der Zug, gegen den er von Anfang an protestiert hatte, empörte ihn immer mehr.

„Die wilden Tiere haben mit den Schwarzen mehr Erbarmen als die Menschen!" brummte er.

„Wahrhaftig!" stimmte der andere bei, „sie haben keinen einzigen auf das Horn genommen oder mit ihren Säulen zerstampft! Sie dachten nicht einmal wie sonst daran, die Trägerreihe zu durchbrechen und wilden Schrecken um sich zu verbreiten! Sie sind die Karawane entlang galoppiert, als hielten sie eine Leichenparade ab!"

„Die Tiere haben mich weniger interessiert als die Menschen!" sagte Nissen. „Der Tod hat für die Träger keine Schrecken mehr. So gleichgültig habe ich sie noch nie ihrem Schicksal entgegenmarschieren sehen! Die Ruhe des Grabes lagert schon über diesem Zuge! Du magst recht haben, es wird in der Tat wohl eine Leichenparade gewesen sein!"

„Dort vorn sieht es nach Wasser aus!" meinte der Schlesier. „Es wird allerdings die höchste Zeit!"

„Es ist sicher das verfluchte Magad, das Natronsalz!" entgegnete der Kamerad.

Als sie näher kamen, sahen sie, daß das kaum einen Fuß tiefe Rinnsal einen rostigbraunen, fast roten Grund unter der Oberfläche des klaren Wassers hatte.

„Du brauchst es gar nicht zu versuchen!" sagte Nissen, als er den andern aus dem Sattel steigen sah, „es ist Salzwasser!"

„Ich versuche es auf alle Fälle!" erklärte Dehnicke. „Meine Feldflasche ist längst leer. Ich habe einen Durst, als ob ich ein Träger wäre. Gewiß ist es übel, aber sein Natrongehalt mag vielleicht nicht so arg sein!"

Er trank einen Schluck.

„Tod und Teufel!" rief er in der nächsten Sekunde und spie den Trank wieder aus, „gar nicht zu genießen ist es! Hätte ich es bloß nicht gekostet!"

Der Schleswig-Holsteiner sagte gar nichts. Schweigend ritten sie weiter.

Als der Abend hereinbrach, kamen sie an ein anderes Rinnsal. Es unterschied sich ganz und gar von der roten Ader des Nachmittags. Der Grund war blauschwarz. Das Wasser wies dieselbe Klarheit auf. Beide versuchten es und spien es auf der Stelle wieder aus. Es war Salzwasser wie zuvor.

Die Spitze, die Friedrich Wilhelm führte, hielt schärfer auf die Gebirgswand zu, als sie es bisher getan.

Aus dem Sandmeer gelangte der Zug in eine Geländewelle hinein, die mit zerstreutem Gebüsch in Ginsterhöhe bedeckt war.

Gleich darauf sah man die Vordersten aus dem Sattel steigen und die

Tiere anbinden. Eine halbe Stunde später lag die ganze Kolonne in den Sträuchern und starrte in die Nacht hinein. Der Schlaf wollte nicht über die Lider kommen. Der Durst folterte gleichmäßig die Weißen wie die Schwarzen, die Reittiere wie das Vieh.

Die Pferde und die Maultiere wieherten. Die Ochsen brüllten. Die halbtoten Reiter fluchten vor Durst. Die Träger allein schwiegen und hockten mit erloschenen Augenhöhlen am Boden.

Es war eine lange Nacht — — —

* * *

Ehe die Sonne kam, befand sich die Karawane wieder auf dem Marsch. Man hielt schnurgerade auf die Gebirgswand zu.

„Dort muß Limbita sein!" sagte Friedrich Wilhelm und wies auf einen schwarzen Streifen, der sich wie eine Schlange von den Bergen in die Ebene hineinwand. „Es gibt eine Menge trockner Flußläufe an der Sohle des Randgebirges. Ein Irrtum meinerseits mag nicht ausgeschlossen sein, aber wenn nicht alle Anzeichen trügen, liegt dort die Wasserstelle! Der Serpentinenlauf der Borassuspalmen dringt derartig weit in die Steppe vor, daß meine Hoffnung wohlbegründet ist!"

„Sie mögen recht haben!" sagte der Führer, der an seiner Seite ritt. „Auch die Tiere wiehern so voll Erwartung, sie wittern das Wasser!"

Albert Blankertz, der ebenfalls an der Spitze ritt, starrte plötzlich auf eine Gruppe Akazien halbrechts, die etwa 800 Meter entfernt war.

„Dort drüben steht eine Giraffe!" rief er.

Seine Augen hatten nicht getrogen. Es war ein noch sehr junges Tier, das an dem frischen Laub der Baumkronen äste. Neugierig kam es heran.

Die Sonne stieg eben über die ferne Oldeaniwand und lugte durch eine Zacke in der Krone des Bergriesen. Sie beachtete die landfremden Reiter nicht. Mit ihrem ersten Lächeln begrüßte sie das stolze Geschöpf, das hier zu Hause war, das über die Fülle des Lichts nicht murrte, das nicht beständig unzufrieden nach Wasser schrie wie die Menschen, das leichtfüßig die ungeheuren Steppen auch in der Glut des Tages durchwanderte und alle Lagunen und Felsentränken der Wildnis kannte.

Albert war im Gelobten Lande, in dem er fast sein ganzes Leben verbracht hatte, gegen Farbenschönheit abgestumpft worden. Bunte Bilder in aller Mannigfaltigkeit der Töne war er aus dem Morgenlande so gewohnt, daß er auf die Wunder nicht mehr achtete, die Afrika an den Horizont zauberte. Der Prickel, den das Bild der Giraffe auf seinen Sehnerv aus-

übte, übertrug sich bei ihm statt auf die Seelennetzhaut der Ästhetik auf die Magennerven. Der einfachen Kost der groben Hirse war er längst überdrüssig.

„Darf ich das Kalb vielleicht schießen?" bat er den Führer, an den er nach einigem Zögern herangeritten war. „Das Fleisch schmeckt gut, wir könnten die Ochsen schonen!"

„Ochsen haben wir genug!" lautete die Antwort. „An Patronen aber mangelt es!"

Albert ließ den Kopf hängen. Auf das Fleisch war es ihm nicht angekommen. Seltsamerweise hatte er noch nie eine Giraffe geschossen. Nun durfte er die günstige Gelegenheit nicht ausnutzen. Grollend bedachte er, wie viele Patronen der Mann da willkürlich verpulvert hatte, ohne ein Stück Wild erbeutet zu haben ...

* *
*

Wenige Stunden später reckten sich die Palmen eines ausgetrockneten Flußbetts wie die Eingangsallee zu einem verwunschenen Schlosse den Ankömmlingen entgegen. Uralt sahen sie aus, diese verwitterten Dumpalmen und Borassusstämme, zumal in dem Labyrinth vorweltlicher Felsblöcke, die sich hier emportürmten.

Durch die Säulenkolonnaden der versteinerten Palmen waren die Reiter kaum hindurchgeritten, als sie einen Schrei der Überraschung ausstießen. Das Panorama, das sich hinter den Wedeln der Kronen vor ihren staunenden Augen aufrollte, entsprach dem Empfang.

Wie die wuchtigen Massen, aus denen sich die gotischen Dome des Nordens bis in den Himmel wölbten, strebten am Ende des von Steinblöcken übersäten Bachbetts die grauen Felswände des Nyarasa-Randgebirges in die Wolken. Sie formten einen natürlichen Dom, der nur dies eine Eingangsportal besaß, durch das die Reiter eingezogen waren. Das Dach fehlte, aber da die Sonne nur eindrang, wenn sie im Zenit stand, so empfand man den Mangel des Gewölbes nicht als eine Störung; im Gegenteil, die Azurkuppel dort oben nahm ein italienisches Blau an und wirkte in der Tiefe der schattenspendenden Felsen wie ein ungeheures Wunder der Malerei.

Unmittelbar an der vordersten Wand des Domes hatte die Künstlerhand der Mutter Erde ein Weihwasserbecken aufgestellt, dem sich im Hintergrunde der Felsen ein Taufbecken anschloß, wie es in dieser steingefaßten Herrlichkeit kein zweites in Afrika mehr geben mochte.

„Die Ochsen können aus dem vordersten Loch hier saufen!" kommandierte

der Patrouillenführer, sobald er sich umgesehen hatte, „ebenso die Träger! Das zweite Loch bleibt für die Europäer und die Askari reserviert!"

Der junge Theodor war mit seinem Freunde Albert in die äußerste Ecke des Felsentempels eingedrungen. Nach rechts hin schlossen sich die Wände zu einem zweiten Trichter zusammen. Eine Hochterrasse, die von meterhohen Riesenblöcken gebildet wurde, wies den Pfad dorthin. Wie Klippspringer huschten die beiden hinauf.

Sprachlos standen sie oben. Einen zweiten Zaubervorhang hatte die Wildnis fortgerollt. Das Sanktissimum des Felsendomes war ihnen enthüllt. Klopfenden Herzens blickten sie hinein.

„Das Bad der Nymphen!" murmelte Theodor.

Nach einer Weile versuchten sie das Wasser, wie sie es unten getan hatten. Es war auch hier von erfrischender Klarheit und reinem Geschmack. Die Felsen hatten die köstlichste Gabe des Himmels, den Regen, in dem verschwiegensten Bassin der Welt aufbewahrt. Wer eben noch aus der furchtbaren Salzwüste des abflußlosen Gebiets gekommen war, traute seinen Augen nicht, wenn er das Geheimnis dieser Felsen entdeckte.

Der Palästinenser füllte die Zeit nicht mit Träumereien aus. Während Theodor noch versonnen dastand, war sein Stammesgenosse aus dem Morgenlande hurtig aus seinen Kleidern gefahren und in das kristallene Becken getaucht.

Wie durch die Berührung mit einem Zauberstabe wurden die heimlichen Berg- und Quellgeister Limbitas in diesem Augenblick lebendig. Von der Schönheit des badenden Reiters verlockt, sprang eine der Gottheiten dieses Heiligtums zu ihm in das Bassin hinab. Sie trug den Delphinschwanz der Sagen und Märchen. Hoch auf spritzte die Flut, das felsumstarrte Becken rauschte, und Theodor erwachte aus seinen Träumen.

Zerronnen war aller Spuk von Nixen und Elfen. Der badende Kamerad mit seinen nüchternen Sinnen hatte sich von vornherein keinen Phantastereien hingegeben. „Ein Krokodil!" war es ihm sofort durch den Kopf gefahren. Schnell wie der Gedanke war der Arm, der ihn an das Ufer zurückbrachte.

Jedoch der Erzfeind des Menschen in den Wassern des dunklen Erdteils entweihte Limbitas Feenbecken nicht. Es war ein Leguan gewesen, eine der Rieseneidechsen, die die Größe kleiner Krokodile erreichen. Eben kroch er am anderen Ufer ans Land; im ersten panischen Schrecken war er von dem Felsen, auf dem er sich sonnte, in die Flut hinabgesprungen.

Noch hatte sich die Aufregung der beiden nicht ganz behoben, als ein

Höllenspektakel den Frieden des Bassins vollends zunichte machte. Mißtönendes Geschrei zeterte an allen Ecken und Enden los und warf ein vielhundertstimmiges Echo in den Felsentrichter. Eine Herde Hundsaffen tauchte oben am Rande der Steinwände auf und starrte wutfunkelnd auf die ungebetenen Badegäste.

„Ich hatte mir schon den Kopf darüber zerbrochen, was hier für vertrocknete Ballbäuschen im Wasser treiben!" sagte Albert. „Jetzt weiß ich Bescheid! Aber schau nur, wie verächtlich das Affengesindel uns das blaurote Schurzfell hinten zudreht! Ich will schleunigst in meine Kleider hineinturnen. Weiß der Teufel, ob uns die Bande nicht gleich mit Steinen von dort oben bombardiert! Das wäre eine nette Bescherung!"

Theodor war aus allen Wolken gefallen. Auf das kristallklare Wasser, in dem die fatalen „Ballbäuschen" umhertrieben, konnte er nicht mehr mit reiner Freude hinabblicken.

Der Hauch der Mißstimmung verlor sich mit dem Augenblick, in dem der abscheuliche Chorus auf der Felsenhöhe verhallte. Bald beachtete man auch die stummen Zeugen der Pavianbesuche nicht mehr.

Andere Reiter kletterten zum Bade der Nixen empor.

Der Zauber, der über dem Becken lag, teilte sich sogar den Trägern mit. Sobald sie aus dem ihnen angewiesenen Bassin getrunken hatten, belebten sich ihre Züge. Nicht einmal am Simbitifluß hatten sie sich in kürzester Frist so erholt.

Die Reittiere waren sofort nach der Ankunft getränkt worden. Am Ende des langen Zuges kam nun auch das Vieh zu seinem Recht. Man mußte es gruppenweise herantreiben, damit das Becken nicht zerstört wurde.

Es dauerte Stunden, bis alle Ochsen an der Tränkstelle gewesen waren. Für mehr als einen der Reiter wurde es ein Genuß, ihnen zuzusehen.

„Wie mag sich in Zukunft die Wasserfrage gestalten?" fragte sich jeder bang. „Nicht alle Märsche führen zu einem Limbita!"

9. Zu den Roten Bergen

Zorniges Löwengebrüll am Felsportale Limbitas hielt die Nachtwache in Atem. Der König der Tiere war der breiten Fährte der Ochsenherde durch die Steppe gefolgt. Er hatte auch seine Vasallen zum Heeresdienste aufgeboten. Wenn seine mächtige Stimme schwieg, verschafften sich Leoparden, Geparde, Hyänen und Schakale Gehör. Sobald aber der Donner des Gewaltigen wieder einsetzte, verstummten alle anderen auf der Stelle. Ein halbes Dutzend Löwen waren gemeinschaftlich auf der Jagd. Je mehr die Nacht fortschritt, um so mächtiger schwollen die Wutakkorde an. Wenn ihnen die Ochsen entgingen, so bot die Steppe mit ihren Giraffen, Zebras und Gnus befriedigenden Ersatz; daß aber der Zutritt zu den Wassern Limbitas ihnen verschlossen blieb, nahmen sie gewaltig krumm, und das rasende Gebrüll dauerte bis zur Morgendämmerung.

Da die Wächter des Portals nicht nur sie, sondern ganz besonders einen Besuch der gepanzerten Kolosse aus der Dickhäuterwelt fürchteten, so hatten sie ungeheure Lagerfeuer angefacht; immer wieder warfen sie neues Reisig und dürre Äste in die Glut. Ihre Bemühungen wurden von Erfolg gekrönt. Kein Löwe wagte sich durchzuschleichen, kein Nashorn oder Büffel raste durch die Flammen; nicht einmal die Hundsaffen ließen sich mehr hören.

Am folgenden Morgen, dem 18. August, wurde der Weitermarsch fortgesetzt.

Er führte die Bergwand entlang, am westlichen Ufer des Nyarasees vorüber. Man suchte einen Aufstieg zum Serengetiplateau. Die steilen Felsen des Limbitabeckens mochten in irgendeiner geheimen Falte für Paviane erklimmbar sein, für Menschen waren sie es nicht. In unnahbarer Majestät ragten auch die benachbarten Steilabfälle auf. Weiter nach Norden zu hoffte man die Möglichkeit eines Aufstiegs zu finden. Freilich, dort drüben schienen die Berge noch höher zu werden, die Gipfel sich noch trutziger in die Wolken zu recken. Den wenigen, ungenauen Karten zufolge war der Kamm des Nyarasa-Randgebirges tausend Meter hoch über dem Nyarasa-

see. Diese tausend Meter fast senkrecht emporzusteigen, versprach nur Aussicht auf Erfolg, wenn man einen Nashornpfad entdeckte. Die scheinbar so schwerfälligen Dickhäuter waren allen Reitern längst als die gewandtesten und kühnsten Bergsteiger bekannt. Lediglich die von ihnen gebahnten Wege boten die Gewähr dafür, daß man das Hochplateau wirklich erreichte und sich nicht oben auf den Felsen in einer Sackgasse verlief.

Wie alle Tage, ritt der landeskundige Friedrich Wilhelm mit dem Führer an der Spitze des Zuges. An ihrer Seite befand sich Konrad, der einige Jahre zuvor den Abstieg vom Serengetiplateau zum Nyarasasee unternommen hatte und die Stelle wiederzufinden hoffte. Friedrich Wilhelm kannte nur im Norden und in der Nähe des Oldeani einen Pfad, nicht aber hier im Westen. Des Wassermangels wegen mußte daher alles versucht werden, den nach Konrads Beschreibung übel verwachsenen Nashornweg wiederzufinden.

Keine Viertelstunde waren die Reiter der Spitze unterwegs, als plötzlich weiter rückwärts in der Richtung auf Limbita Schüsse fielen. Gleich darauf setzte ein regelrechtes Gewehrfeuer ein.

Der erste Gedanke der Reiter, ein feindlicher Überfall sei erfolgt, wurde schnell, wie er gekommen, wieder fallen gelassen. In diese Einöde ohne Wasser wagte sich auch die mutigste feindliche Patrouille schwerlich hinein. Nur eine einzige Erklärung blieb übrig. Diese erfolgte auf der Stelle. Ein Somali kam in rasendem Galopp herangejagt.

„Wapagazi wanatoroka wote!“ schrie er schon von weitem. „Die Träger laufen alle fort!“

Während einzelne Askari noch mit dem Abmarsch der Ochsenherde von Limbita beschäftigt waren, hatten die bereits den Borassuswald durchquerenden Träger im dichten Unterholz mit einem Male ihre Lasten wie auf Verabredung hingeworfen und einen Fluchtversuch gemacht.

„Wir haben sofort das Feuer eröffnet und eine Anzahl dieser von Allah verfluchten Buschneger tödlich getroffen!“ berichtete der Askari. „Die große Menge wurde daraufhin von Angst gepackt und blieb. Immerhin werden einige entkommen sein!“

„Wir müssen so schnell wie möglich aus dem Borassuswald heraus!“ rief der Führer. „Wenn wir nicht energisch auftreten, reißt uns die ganze Bande aus, und die Expedition ist gescheitert!“

Er gab der Spitze, die mit den ersten Trägern bereits in der offenen Steppe angelangt war, den Befehl, im Eiltempo weiterzumarschieren, und galoppierte mit dem Askari, der die Meldung überbracht hatte, nach Lim-

bita zurück. Konrad war ihm auf seinen Wink gefolgt und erhielt in der Mitte des Borassuswaldes den Auftrag, hier zu halten und den geordneten Vormarsch der Träger zu überwachen.

Wenige Minuten war der Patrouillenführer erst fort, als eine zweite Knallerei in der Richtung auf Limbita losging.

Der kurze Aufschrei zu Tode getroffener Ausreißer vermischte sich mit dem durch Mark und Bein dringenden Gebrüll Verwundeter. Mit vor Angst aschgrauen Gesichtern drängten sich die in der Karawane verbliebenen Träger, unter ihnen ein paar zitternde Greise und Weiber, an Konrad vorüber.

Nach einer Weile erschien von Limbita her der Führer auf seinem mächtigen Schimmel. Er war kirschrot im Gesicht.

„Den Kerlen will ich das Ausreißen schon abgewöhnen!" schrie er. „Gerade unternahmen sie einen zweiten Fluchtversuch, als ich dazukam! Wenn wir die Träger verlieren, sind wir alle verloren! Auf jeden Ausreißer muß sofort geschossen werden!"

* *
*

Es ging auf zwölf Uhr mittags zu. Die Karawane hatte sich noch nicht zur Rast niedergelassen, weil weit und breit kein schattiges Plätzchen winkte. Die Vegetation beschränkte sich auf vereinzelte Gruppen abgestorbener Dumpalmen an ausgetrockneten Rinnsalen, denen die Regenzeit Wasser zuführte. Sonst wucherten nur noch rauhe Büschel Steppengras, die die Natur zum Spott in die weißgraue Sandfläche des Natronbeckens hineingesteckt hatte.

Die Sonne war nicht mehr zufrieden damit, den Menschen langsam das Mark aus den Knochen zu saugen. Sie hatte das Himmelsgewölbe verlassen und ihr feuriges Rad in wahnsinniger Überdrehung zur Erde hinabgeschnellt. Mitten in den Höllentrichter war es gerollt, in dem die unterirdischen Mächte ihre giftigen Dämpfe brauten, um alles Lebendige zu vernichten. Auf dem Niederschlag der verdunsteten Zuflüsse des Nyarasa, auf den grün-gelb-roten Bodensätzen, auf den weiß-grau-blauen Salzen flimmerten die Flammen. Über rabenschwarze Lachen, die wie Moore funkelten, schossen die Blitze.

Diese Erde drohte der Menschheit die Erfüllung aller auf ihr lastenden Flüche an. Sie rüstete sich offenbar zur Richtstätte eines fürchterlichen Urteilsspruches. Der Fürst der Finsternis hatte sie als Eingangspforte zur ewigen Verdammnis erkoren. Ein Zittern lief über sie hin in dieser Stunde.

Deutlich fühlte den Schrecken der graubärtige Reiter, der unter einer sterbenden Palme seinen müden Schimmel parierte und mit weit aufgerissenen Augen auf ein Bild starrte, das sich vor ihm entrollte.

Wer das Bild sah, wußte, warum die Erde zitterte. Sie bebte unter den Füßen eines furchtbaren Zuges, der näher kam. Keine Vision überreizter Sinne trog. Es war alles Wahrheit und Wirklichkeit; aber diese Wahrheit und diese Wirklichkeit waren so grauenvoll, daß das Auge, das sie schaute, sie nie mehr aus seinem Leben bannen konnte.

Ein Mann und eine Frau gingen vor diesem Zuge her.

Der Mann war ein Neger aus dem Stamme der Wairamba, wie die Frau an seiner Seite und der ganze Zug der vielen Hunderte, die ihnen folgten. Er hatte außer einem dürftigen Lendentuche nichts, das seine Blöße bedeckte. Er war in den besten Jahren und strotzte von Kraft und Gesundheit, wenn man von den Folgen der Strapazen und Nöte der letzten Tage absah. Seine blanke Haut war glatt und glänzte wie polierter schwarzer Marmor, aber dieser polierte schwarze Marmor war von einer purpurroten Ader durchzogen. Der Mann war durch die Brust geschossen, und der rote Lebenssaft tropfte in winzigem Rinnsal über seinen Leib. Es war ein unbedeutender Streifschuß gewesen; aber unter diesem Himmel, in dieser Öde, in dieser Nacktheit verkörperte der schwarze Leib mit dem rinnenden Blut den Fluch, der Afrikas Erde in dem Augenblick getroffen hatte, als die Weißen ihre landfremden Kriege auf diesen Boden verpflanzten.

Die Frau an der Seite des Mannes war ein gesundes, kräftiges Weib in jungen Jahren. Sie war hochschwanger, das sah man auf den ersten Blick. Ihr Gesicht war stumpf wie das des Mannes. Es war nicht die Abgestumpftheit, der von Natur alles Leben fehlt, bei ihr so wenig wie bei ihm. Es war der stumpfe, leere, hoffnungslose Blick, den Verurteilte auf ihrem letzten, schweren Gang haben, den je und je Menschen an den Tag legen, wenn ein ehernes Schicksal ihnen das zuckende Herz bei lebendigem Leibe aus der Brust gerissen hat. Wie bei ihm, so fehlte bei ihr jeder Ausdruck des physischen Schmerzes. In ihrem Antlitz zeigte sich keine Verletzung. Unwillkürlich fiel auch bei ihr der Blick auf die Brust. Sie wies keine Wunde auf. Dann aber traten die Augen des Beobachters aus ihren Höhlen vor Entsetzen. Vor der Burst hielt diese hochschwangere Frau ihre linke Hand hoch. Diese linke Hand war bis auf einen Knochenrest oder Muskelfetzen mit Stumpf und Stiel abgeschossen und hing nur noch wie durch einen Strick mit dem durchhauenen Knochen des Armes zusammen.

Diese Frau und dieser Mann waren zum Trägerdienst für die in ihr

Land gedrungenen Weißen gepreßt worden. Sie hatten ihre Lasten durch die wasserarme Einöde bis nach Limbita getragen. Dann waren sie der Meinung geworden, es sei jetzt genug, und wollten heim. Ursprünglich hatten sie ja nur Mehl aus ihren Dörfern nach Sekenke tragen sollen, nichts weiter war ihnen gesagt worden. So war ihre Unruhe begreiflich. Als sie der Sehnsucht nach ihres Herdes Flamme und dem bescheidenen Kochtopf über den drei Feuersteinen Raum gaben, da hatten die schwarzen Askari hinter ihnen dreingeknallt!

An den Mann mit dem Streifschuß und die Frau mit dem zerschmetterten Handgelenk schloß sich unabsehbar ein trauriger Zug. Es war die Kolonne der Unglücklichen, deren Augäpfel erloschen waren, weil sie ihre Hoffnung begraben hatten.

Im Frieden waren sie unter den weißen Männern glücklich gewesen. Die Obrigkeit hatte sie väterlich geschirmt. Dann war der Krieg ins Land gekommen. Er vertrieb die Obrigkeit und wandte alles zum Bösen. Die letzten Weißen flohen verhungernd und verdurstend in die unbewohnte Wüste. Ohne Unterschied des Alters und Geschlechts mußten ihnen die Schwarzen die Nahrung in die Wildnis tragen, weil dort kein Getreide wuchs. Ohne Mehl konnte auch kein Weißer leben. Welcher schwarze Mann aber konnte in der Wüste leben? Welche schwarze Frau hielt es dort aus? Das Schicksal, das sie getroffen hatte, war zu hart. Daß es „Amri ya Muungu", der Wille Gottes, sei, konnten sie jetzt nicht mehr glauben...

In dem grellen Licht der flammenden Ebene trat mit schonungsloser Schärfe die furchtbare Wahrheit zutage, daß immer noch ein Teil der Karawane aus Greisen, Weibern und Kindern bestand und unter diesen Weibern eine Anzahl Schwangerer und Mütter mit Säuglingen sich befand. Das Schicksal all dieser Menschen war besiegelt, wenn man sie weiterschleppte, weil man ihnen die Nahrung nur in der allerspärlichsten Ration zumaß. Nur eine Handvoll Hirse bekamen sie. Die Vorräte durften nicht geschmälert werden, war ihnen gesagt worden, sonst mußten die Weißen in der Wildnis verhungern. Daß niemand mehr erhielt als das Allernotwendigste, darüber wachte der Große Herr der Weißen selbst mit Argusaugen.

10. Der Aufstieg auf das Nyarasa-Randgebirge

Der Graswuchs hatte getäuscht, man fand kein Wasser an den Roten Bergen.

Am folgenden Morgen wurde die Lage schwierig. Konnte man auch heute nicht abkochen, so blieb ein großer Teil der Karawane wegen Entkräftung liegen; viele hatten sich schon tags zuvor nur mit Mühe weiterschleppen können.

Konrad erhielt den Befehl, mit Theodor und zwei Askari vor der Kolonne her auf Wassersuche zu gehen.

Zwei Stunden später wies er auf einen pechschwarzen Streifen, der sich in Schlangenwindungen die Bergwand herabzog, ohne die Ebene zu erreichen. Die überall sonst steil zur Seesteppe abfallende Mauer des Nyarasa-Randgebirges ruhte an dieser Stelle auf einer Vorterrasse, die sich einige hundert Meter über dem Natronbecken zu einem ansehnlichen Hügelrücken emporwölbte. Auf seinem Kamm endete der charakteristisch gefärbte Vegetationsstreifen, der dem alten Reiter in die Augen gefallen war.

„Wir werden eine Strecke klettern müssen!" sagte er zu seinen Begleitern. „Ich bin aber überzeugt, daß es sich lohnt!"

Sie führten die Tiere und klommen durch dichte Vegetation hoch.

„Das herrlichste Wasser, das man sich nur erträumen kann!" rief eine halbe Stunde später der junge Theodor von der Höhe herab; schneller als die anderen war er emporgeklettert. „Halbrechts, Vater! Über den moosartigen Teppich! Links kommst du nicht durch die Schlucht!"

Der Alte nickte befriedigt, als er die Stelle erreicht hatte.

„Das langt für die ganze Karawane!" sagte er. „Stark ist der Quell freilich nicht! Kein Wunder, daß er den Atem verliert, ehe er in das Tal kommt. Jedenfalls rettet er den ganzen Zug. Viel weiter hätten die armen Kerle sich nicht mehr schleppen können!"

Auch die Askari strahlten.

Häuptling Ndaſſekoi mit ſeinen Getreuen (Aruſcha, Meruberg).

Schwarze Reiter der Achten berittenen Schützen. (Der dritte von links Haſſan aus dem Stamme der Somali, Leibordonnanz des Führers.)

Weib aus dem Stamme der Wassandaui (Ureinwohner mit Schnalzlauten südwestlich von Kondoa Irangi).

Vornehme Araber aus Ujiji am Tanganjikasee.

„Der Marsch über den trocknen Seeschlamm ist der übelste, den man sich denken kann!" sagte der eine. „Die Sonne tötet in diesem Kessel!"

„Darf ich einmal dein Glas haben, Vater?" fragte der junge Reiter, während der Ankömmling seinen Durst löschte. „Wenn mich nicht alles trügt, ist die Karawane aus der Marschrichtung abgebogen und auf den See zu gezogen!"

Er nahm das Zeißglas und blickte nach Osten. „Richtig, jetzt sehe ich auch, warum! Der Patrouillenführer hat sich einem Wasserlauf zugewandt, der in den Nyarasa hineinfließt. Nur die Verzweiflung kann ihm den Plan eingegeben haben, denn so nahe am Salzbecken findet er keinen Tropfen, der trinkbar ist! Sie marschieren durch eine Einöde von entsetzlichem Schlamm! Wir müssen sofort die Askari hinter ihnen herschicken!"

* * *

Die Karawane hatte an dem von Konrad entdeckten Quell abgekocht und sich so weit erfrischt, daß der Führer den Weitermarsch wagte. Am Spätnachmittag erfolgte der Aufbruch.

Man war erst eine kurze Strecke von der Lagerstelle entfernt, als einer der Askari, der an der Spitze ritt, sein Tier anhielt und aufmerksam die Bergwand prüfte.

„Dort geht ein Nashornpfad die Höhe hinauf!" rief er und zeigte die Stelle, die sich fast senkrecht die Felsen emporzog. „Nur den Anfang habe ich noch nicht entdeckt!"

„Sollte das am Ende schon Ihr Pfad sein, Konrad?" fragte der Führer.

Der alte Reiter schüttelte den Kopf. „Auf keinen Fall ist er das! Der Gipfel dort oben auf der Bergmauer ist der Oldonje Sambuk, die höchste Stelle des Randgebirges!" versetzte er. „Wir sind weiter nördlich am Absturz des Vogelflusses die Wand herabgeklettert. Viel besser war aber unser Pfad auch nicht. Wir können den Aufstieg ruhig hier versuchen, wenn wir den Anfang des Nashornpfades gefunden haben!"

Eine halbe Stunde später war die Stelle entdeckt, an der die oben an der Bergwand emporlaufende Fährte im Tal ansetzte.

Es war eine verwachsene „Barra-Barra ya kifaru", wie sie in der Eingeborenensprache hieß, eine Heerstraße, die sich die konservativen Dickhäuter im Laufe der Jahrtausende auf ihren regelmäßigen Gängen zum Wasser in die Felswände getreten hatten. Sie schien seit Generationen nicht mehr benutzt zu sein.

Jemand zweifelte, ob das Vieh emporklettern könne.

„Wegen der Ochsen machen Sie sich keine Sorge!" erklärte Konrad. „Wem die Hörner aus dem Kopf herauswachsen, der verfügt zum mindesten über eine ungeheure Wurstigkeit gegen alle Erdendinge und ist auf keinen Fall nervös. Das Rindvieh hat nur bei den Menschen einen so schlechten Ruf, in Wirklichkeit ist es ganz helle! Denken Sie doch bloß an die wilden Stiere dieser Wälder, an die Haken, die die Büffel schlagen, um ihre Verfolger plötzlich von hinten zu überfallen! Was meinst du, Meza, werden die Ochsen die Bergwand erklettern können?"

„Ngombe zitapanda! Das Vieh wird die Felsen ersteigen!" erwiderte der Askari zuversichtlich.

„Hoffentlich nach uns, nicht vor uns!" erklärte Strecker. „Ich lasse mir alles bieten, wenn ich im Dienst bin. Wenn aber ein so ungeschlachtes Vieh plötzlich von der Höhe herab in meinen Tropenzylinder hineinkollerte, würde ich das übel vermerken!"

Beherzt begannen die Reiter den Aufstieg. Jeder führte sein Streitroß am Zügel. Die Maultiere machten nicht die geringsten Schwierigkeiten. Sie waren zäh, im Klettern geübt und schwindelfrei. Die Pferde folgten. Es war die umgekehrte Welt heute; sonst hatten die Gäule immer die Führung gehabt.

Sobald man die ersten hundert Meter des Steilanstiegs zurückgelegt hatte, lief der Pfad in Zickzacklinien weiter. Während bisher starkes Buschwerk die Gefahren schlimmer Abstürze gemildert hatte, änderte sich nun das Bild. An der nackten, brennenden Felsbrust gediehen außer stachlichten Sansevieren nur Kugeleuphorbien und Aloen sowie Strauch- und Wurzelwerk des spärlichsten Wachstums.

„Vor den Ochsen brauchen wir jetzt keine Angst zu haben, Streckerle!" sagte sein Landsmann Schmid. „Wie würde dir aber zumute, wenn ein Nashorn plötzlich die Bergwand herabgegondelt käme? An ein Ausweichen ist gar nicht zu denken, das wirst du mir zugeben! Auch kann ich mir nicht vorstellen, daß solch ein schwerfälliger Koloß auf diesem schmalen Pfade zu wenden vermag. In einem solchen Falle würde wohl nicht nur dein Tropenhut etwas zerbeult werden!"

„Pfui Teufel!" wehrte Strecker ab. „Solche Situationen darf man sich überhaupt gar nicht ausmalen; dabei kann einem ja wirklich schlecht werden!"

Je höher sie stiegen, um so mehr rollte sich das Panorama zu ihren Füßen auseinander. Die weite, weiße, blendende Wüste wandelten sich zu

einem schneeigen Wattefutteral um, das den Boden eines Schatzkästchens ausfüllte. Seine Seitenwände bildeten die ungeheuren Berge im Umkreis. Mitten in diesem Kleinodienetui lag ein Juwel, das in den zartesten Farben des Prismas aufblitzte, ein Amethyst, in mattes Silber gefaßt. Es war der See, von den Ablagerungen des Natronsalzes umkränzt. Eben badete sich die späte Nachmittagsonne in seinem glatten Spiegel.

Mit ganz entgegengesetzten Empfindungen starrten die Schwarzen aus Sekenke auf den Abgrund zu ihren Füßen.

Das Weib mit der abgeschossenen Hand war noch da, ebenso der Mann mit dem Streifschuß. Wie tags zuvor, so schritten sie auch heute unter den Vordersten dahin. Der Mann spürte keinen Schmerz mehr. Anders stand es um seine Gefährtin. Sie war vielleicht die einzige im Zuge, die nichts sah und nichts dachte. Ein Rad drehte sich unter ihrer Schädeldecke. In furchtbarer, schmerzender Monotonie schnurrte es dahin. Keine Gedanken konnte sie fassen, weil das Rad sich drehte. Sie empfand es als Folter, daß dieses Rad nie stillstand.

Anders erging es ihren Stammesgenossen. So gerne sie das Tal des Todes verließen, vor dieser Felswand war instinktiv ihr Fuß zurückgeschaudert. Nicht, daß der Schwindel sie packte. Da das Nashorn seinen Fuß hierher setzte, schwankte auch der ihre nicht. Sie hatten schon andere Zinnen erklommen. Sie folgten, wo der behende Pavian sich hinwagte. Sie konnten besser klettern als die Weißen.

Was ihre Knie stocken ließ, war allein die quälende Ungewißheit über ihr Los. Der Bwana Mkubwa der Weißen führte sie über das Ende der Welt hinaus!

Das Ende der Welt war für sie der Höllentrichter des Nyarasa, in dem kein Mensch ihres Blutes leben konnte. Nun erklomm der Weiße vor ihren Augen die ungeheure Wand, die die „Inchi ya watu", ihren orbis terrarum (die bewohnte Erde), von der „Inchi ya nyama ya porini" schied, dem Reich der wilden Tiere, das von allen guten Geistern verlassen war, in dem kein schwarzer Mann leben konnte! Der Fremde schleppte sie aus einer Hölle in die andere, aus dem Lande des Sandes, des Durstes und des Todes in das Land der Löwen und der Leoparden, der Hyänen und der Aasgeier! Dort wollte er sich vor seinen Feinden, den Wengereza, verbergen; dort würden sie ihm Frondienste leisten müssen bis an das Ende ihrer Tage!

Weiter oben an der Felswand packte sie der Graus noch schlimmer.

Aus der Tiefe funkelte sie kalt und mitleidlos ein fürchterliches Auge

an, ein Auge, dessen Blick ihnen das Blut in den Adern gefrieren ließ und Todesschauer in ihre Seele jagte. Es war das „Jicho ya sheitani", das Auge Satans, das sie von Kindesbeinen an gefürchtet hatten wie nichts anderes auf Erden.

Kalter Angstschweiß brach aus ihren Poren, sooft sie in den Abgrund blickten und dieses starre Auge auf sich gerichtet sahen. Solch ein entsetzlicher Anblick hatte sie nicht einmal in den schlimmsten Träumen ihres Lebens erschüttert.

Schauten sie nach vorn, so fiel ihr Blick auf das Weib und den Mann an der Spitze des Zuges, und wieder schlotterten ihre Knie in bleicher Todesangst.

Die beiden dort waren die Verkörperung des Schicksals, das alle erwartete. Wer wußte, wie lange sie die Schrecken der Sklaverei aushielten, wie bald nicht auch sie die Kugel aus den Rohren der fremden Krieger ereilte!

* *
*

Hinter den letzten Trägern her gelangten die ersten Ochsen an die Felswand.

Kundige Hirten trieben sie an. Die Aufsicht führten unter dem Vieh großgewordene Askari. Es waren Leute, die an manchem Beutezug in den Kriegen der Schutztruppe gegen wilde Stämme teilgenommen, die den Massai unmittelbar vor der englischen Front die Krale geplündert, die eben noch im Lande der Tatoga Herden von vielen Tausenden abgetrieben hatten. Sie verstanden ihr Waffenhandwerk, aber sie verstanden sich ebenfalls auf die Behandlung von Vieh, das mußte man ihnen lassen. Sie hatten lebenslange Erfahrung.

Doch all ihre Erfahrung wurde zuschanden an den Ochsen von Iramba.

Diese stammten teils aus der Ebene von Sekenke, teils von Oberiramba. Die letzteren waren das Hochplateau auf bequemen Wegen herabgestiegen. Außergewöhnliche Schwierigkeiten hatten sie nicht zu überwinden gehabt.

Nun standen sie alle mit einem Male vor einer Felswand, die noch nie ein Ochse vor ihnen emporgeklettert war; das sagte ihnen ihr Instinkt, da sie mit der fatalen Gabe des Denkens zum Glück nicht ausgerüstet waren.

Sobald ihr Instinkt ihnen das offenbart hatte, waren alle Anstrengungen der Treiber zwecklos. Die Ochsen standen tatsächlich vor dem Berge, wie „Streckerle" prophezeit hatte. Sie besaßen auch die von Konrad gerühmte

Wurstigkeit, nur entsprach diese Wurstigkeit nicht Konrads Gedankengang. Sie bestand darin, daß sie sich das Fell zerdreschen und die Schwänze im Kreis wirbeln ließen, wie einst im Schlamm hinter Sekenke. Leider aber ging sie nicht so weit, daß sie hinter der Trägerkolonne blindlings hermarschiert wären. Sie waren einstimmig der Meinung, daß hier nur Vögel fliegen könnten.

Als sie die Schwarzen die Wand hochklettern sahen, blökten sie hinter ihnen her. Es war kein Ausdruck der Verwunderung, es war eine ernste Mißbilligung. Das lag in der Art des Blökens ausgedrückt. Es klang wie ein Vorwurf.

Sowie die Ochsen merkten, daß die Träger nicht auf sie hörten, verdoppelten sie ihr Gebrüll. Wie ein Warnungssignal klang es den Berg hinauf, wie ein feierlicher Protest der gehörnten Intelligenz gegen die stupide afrikanische Menschheit.

Nachdem sie begriffen hatten, daß ihre Liebesmüh' vergebens war, rissen sie ihre Schwänze aus den Händen der Treiber und jagten wie auf Kommando in rasendem Tempo zu der nahen Wasserstelle zurück. Wutschnaubend stürmten die Treiber und die Askari hinter ihnen her.

Man holte sie vom Quell fort und trieb sie wieder an den Nashornpfad. Einer der Hirten kam auf einen ganz besonderen Einfall. Irgendwo im Gebüsch sah er alte Losung der Dickhäuter. Er nahm davon und streute sie auf den Bergpfad. Sie roch nicht mehr, konnte die Ochsen daher auch nicht mehr erschrecken. Das Vieh weiß jetzt, daß schon einmal ein lebendiges Wesen diesen Weg gegangen ist, meinte ein Treiber.

So dumm, wie der Mann glaubte, war keiner der Ochsen. Bei näherer Betrachtung hatten sie auch ohne die Losung erkannt, daß sie einen Nashornpfad emporklettern sollten.

Das Nashorn imponierte den Ochsen nicht. Was kein Mensch ahnte, war eine Tatsache: die Ochsen waren stolz auf ihre Hörner. Dumm waren sie nicht, aber unglaublich hochmütig. Die Menschen imponierten ihnen schon lange nicht, die hatten keine Hörner. Eher konnte das Nashorn schon Anspruch auf Beachtung machen. Es hatte wenigstens ein Horn, und zwar ein recht respektables. Das zweite, kleinere, das es noch besaß, zählte kein Ochse mit. Die Ochsen besaßen zwei vollwertige Hörner und waren darum über die Nashörner erhaben. Wo ein Nashorn hinging, ging ein Ochse noch lange nicht hin.

Als sich die Ochsen das gesagt hatten, rissen sie aufs neue ihre Schwänze aus den Händen ihrer Peiniger und gingen ein zweites Mal ab, diesmal

nicht in der Richtung auf die Quelle, sondern mitten in die Steppe hinein. In der Steppe waren Löwen, das wußten sie. Schließlich aber konnte es ihnen gleich sein, wer sie fraß. Mußte es denn immer der Mensch sein? Konnte es zur Abwechslung nicht auch einmal ein Löwe tun? Am Ende ging es schneller, wenn es ein Löwe war!

Sie rasten nur so weit, bis sie das Natron des Toten Sees in den Nüstern verspürten. Da machten sie halt. Der Geruch war ihnen widerlich. Als sie noch unschlüssig dastanden und nicht wußten, was sie tun sollten, jagten die Askari auf ihren Maultieren heran und trieben sie wieder vor den Nashornpfad am Felsen.

Aller guten Dinge sind drei, sagten sich die Ochsen, und stürmten ein drittes Mal fort, diesmal in der Richtung auf den Oldeaniberg, nach Norden. Sie galoppierten bis an eine Schlucht, die sich plötzlich vor ihnen auftat. Gerade wollten sie hineinrasen, als sie Löwenwitterung bekamen. War es ihnen eben noch gleich gewesen, wer sie fraß, so änderte sich diese Stimmung im selben Moment. „Noch nicht!" sagten sich die Ochsen. In dieser Erwägung machten sie entschlossen kehrt und rasten wieder dorthin zurück, wo sie ihre natürlichen Beschützer wußten. Mit behaglichem Kitzel ließen sie sich an die Schwänze greifen und vor die Bergwand führen. Eine Menschenhand war doch etwas weicher als eine Löwenpranke!

Als sie noch unschlüssig dastanden und überlegten, was sie tun sollten, hatte einer der jüngsten Ochsen, der von Hochiramba gekommen war, eine Erleuchtung. Er blickte zum Gipfel des Berges empor und sah plötzlich, daß der Berg oben ein Ende hatte. Da war sein Entschluß gefaßt.

„Es wird sicher keine so große Dummheit werden wie an jenem Tage, als man uns in die Morastebene trieb!" sagte er sich. „So schlimm kann es heute nicht werden, denn Schlamm gibt es hier nicht!"

In dieser Erkenntnis sprang er, sobald er die Hand wieder verspürte und den Schwanz im Kreise wirbeln fühlte, auf den Hang zu und begann entschlossen hochzuklettern. Sowie der Ochse hinter ihm sah, daß ein Ochse vorging, folgte er auf der Stelle. Alsbald ging die ganze Herde hoch, einer hinter dem anderen, also im Gänsemarsch.

In der Herde war kein Ochse, der an Schwindel erkrankte. Es lag nicht etwa daran, daß sie sich nicht umsahen. Im Gegenteil, sie sahen sich recht häufig um und blökten dazu mit innerem Behagen. Sie achteten nicht auf den Nyarasasee zu ihren Füßen, wie hoch sie auch kletterten. Von seiner Schönheit merkten sie nichts, darin unterschieden sie sich von den weißen Menschen. Sie wurden aber auch nicht durch sein Teufelsauge

erschreckt wie die Schwarzen. Sie achteten nicht auf die Natur. Im Gegenteil, sie verachteten sie, weil sie hier kein Gras aufwies.

Wohin sie blickten, sahen sie bis unten an den Saum der Bergwand auf all den Zickzacklinien des Weges nichts weiter als Ochsen. Da freuten sie sich, daß sie zu so vielen Ochsen versammelt waren. Unten in der Steppe hatten sie das gar nicht so deutlich zu erkennen vermocht. Ja, sie waren eine Macht hier in der Steppe, das erkannten die Ochsen...

* * *

Es ging schon auf Mitternacht zu, als der erste Ochse im klaren Licht der wolkenlosen Mondnacht von seinem schwindelnden Steg auf eine Terrasse trat, die hier und da mit verglimmenden Lagerfeuern bedeckt war. Die erste Stufe des Aufstiegs, die schwerste, hatte er glücklich erreicht. Das Plateau bot unter den Bäumen eines weithin sich erstreckenden Hains Raum für die ganze Herde, das sah der Ochse sofort; man mußte nur erst an diesen schrecklichen Zweibeinen vorübergehen. Weiter vorn lud der Wald zu ungestörter Rast ein.

„Da kommen die Ochsen!" rief Theodor, der sie zuerst sah. „Ich hätte nie geglaubt, daß sie die Höhe bezwingen könnten; der Aufstieg war zu steil!"

„Ich bin auch erstaunt!" sagte der Alte an seiner Seite.

Der Ochse ging gleichmütig an ihnen vorüber. Keiner der beiden sah ihm an, was für Verdienste er sich um die ganze Expedition erworben hatte. Er blökte nicht einmal zum Zeichen, daß er da war.

Die ganze Nacht hindurch defilierte das Vieh. Zuweilen war der Faden abgerissen. Irgendwelche Tiere hatten unterwegs haltgemacht und zu träumen begonnen. Da mußten alle anderen Ochsen auch stehenbleiben, ebenso die nachfolgenden Hirten und Askari. An der steil abfallenden Felsenwand konnte das unternehmendste Rindvieh und der leichtsinnigste Askari nicht daran denken, sich an seinem Vordermann vorbeizudrängen; der tödliche Absturz in die Tiefe wäre die unvermeidliche Folge gewesen. Jeder wußte das und bewies eine klare Einsicht in die Lage. An vereinzelten Stellen blieben die Ochsen so lange stehen, daß man an Bosheit zu glauben versucht gewesen wäre, wenn Bosheit im Charakter des Rindviehs wie in dem des Menschen gelegen hätte. Da an Bosheit nicht zu denken war, konnte es nur Träumerei sein.

In dieser Nacht lernten die Menschen von den Ochsen eine Geduld, die sie nie zuvor in ihrem Leben gekannt hatten. Sie mußten die Augen auf-

halten, damit sie nicht einschliefen, denn wenn sie einschliefen, stürzten sie in den Abgrund. Sie waren nicht gewohnt, im Stehen zu schlafen wie das Vieh. Das erwies sich jetzt als ein Nachteil.

* * *

Als der Morgen anbrach, kamen die letzten Leute mit den letzten Ochsen. Diese hatten es am wenigsten eilig gehabt. Zum ersten Male in ihrem Leben hatten Chemani und Amani, die beiden Askari, die den Beschluß der Kolonne bildeten, den Aufgang der Sonne vom frühesten Dämmerlicht bis zu ihrem siegreichen Erscheinen über dem Horizont aufmerksam verfolgt. Das war ihnen bisher nicht im Traume eingefallen. Das Rindvieh hatte sie dazu angeregt. Chemani und Amani schwuren darauf, daß es noch andere Interessen als das Grasfressen besäße. Sie blieben auch später dabei, die Ochsen hätten den Sonnenaufgang bewundert und beim Erscheinen der ersten Strahlen geblökt...

* * *

„Habt ihr alles Vieh den Berg heraufbekommen?" fragte Konrad, der mit seinem Sohn an diesem Tage die Nachhut bildete.

„So ziemlich alles, Herr!" antwortete Amani. „Ich tariere, daß uns höchstens ein Dutzend entlaufen ist, die wir beim besten Willen nicht mehr einfangen konnten. Sie sind im Galopp in der Richtung auf Limbita davongestürmt. Hätten wir sie verfolgt, so wären wir heute sicher nicht mehr zum Aufstieg gekommen!"

Die beiden Weißen ließen die Askari mit dem Vieh eine Strecke voraufmarschieren und schickten sich eben an, die Reittiere zu besteigen, als es weiter aufwärts in den Büschen zur Rechten zu rumoren begann. Ein schwerer Tierkörper brach sich durch das Unterholz Bahn.

Die Ochsen, die gerade dort vorübermarschierten, bekamen eine Witterung, die ihnen alle philosophische Ruhe und allen Dünkel raubte. In wahnsinniger Hast rasten sie sofort hinter der voraufgezogenen Herde her. Unter den hochfliegenden Schwänzen zischte im Druck ihrer Todesangst eine Wolke von Losung hervor und spritzte gegen die Baumstämme, daß es klatschte. Wie von Furien gepeitscht preschten sie die Hänge hinauf.

Quer über die Marschroute des Viehs war eine Maschine angeprustet gekommen, die grauschwarze Lokomotive eines Güterzugs, von oben bis unten mit Schlamm bedeckt. Zwanzig Meter vor den beiden Reitern hielt sie. Die Räder standen still, aber das Schnauben und Prusten dauerte an.

„Nicht schießen, Vater! Du triffst am Ende einen der vorausmarschierten Askari oder Treiber!“ schrie der junge Reiter, als er den Alten anlegen sah.

„Ich sehe mich vor!“ rief dieser, visierte und ließ fliegen. Der Schuß krachte. Donnernd prallte das Echo von den Bergwänden zurück und jagte in die Nyarasasenke hinaus. Das Nashorn war verschwunden.

„Im allgemeinen schieße ich auf die Dickhäuter nicht!“ sagte der Alte. „Hier am Rande des Abgrundes blieb keine Wahl!“

11. Auf dem Hochplateau

„Fuata! Folge mir!“ sagte der Askari Hassan zu einem der Träger, der sich durch besonders kräftigen Körperbau auszeichnete.

„Jawohl, Herr!“ antwortete der Mann dienstfertig, in der Meinung, zum Brennholzsuchen, Wasserholen oder einer anderen der üblichen Lagerarbeiten kommandiert zu werden.

Hassan wählte noch zwei andere geeignete Leute aus und schritt dann auf eine zweite Felsgruppe zu, die kaum hundert Meter entfernt war und eine Bodensenke verbarg. Die Träger folgten gehorsam.

Sobald der erste Schwarze hinter Hassan die Granitblöcke erreicht hatte, entschwand er den Augen der Zurückgebliebenen. Eben war er um die Ecke gebogen, als er sich plötzlich ergriffen fühlte. Bevor er wußte, was mit ihm vorging, verspürte er ein Halseisen um Kehle und Nacken, und fand sich an einem kräftigen Seil angefesselt. Ein halbes Dutzend der schwarzen Askari stand mit geladenen Gewehren um ihn herum, bereit, Widerstand im Keime zu ersticken und jeden verräterischen Schrei zu ahnden. In wenigen Minuten waren die ihm gefolgten Schicksalsgefährten in gleicher Weise angekettet.

„Ich dachte, wir würden entlassen werden!“ stammelte einer der Überrumpelten und faßte mit beiden Händen nach dem Halseisen, als erwache er aus einem bösen Traume. „Der Große Herr hat gesagt, wir brauchten die Lasten nur bis zur Serengeti zu tragen!“

„Yamaze wee! Schweige, Mensch!“ antwortete der Askari Baruti, der ihn am Stricke festhielt. „Utafuata amri ya serkali! Du wirst dem Dienstbefehl der Obrigkeit folgen!“

„Die Mehrzahl der Träger wird heute entlassen! Ihr werdet nur noch eine Weile bei uns bleiben und Arbeit leisten! Später erfolgt auch eure Entlassung!“ fügte Hassan tröstend hinzu.

Immer neue Träger erschienen in der Senke und verfielen ihrem Schicksal. In weniger als einer Stunde waren fünfzig der stärksten Schwarzen ein-

gefangen, unter ihnen der letzte der Mwanangwa oder Akiden, der Vertreter der Dorfhäuptlinge. Sie wurden in Trupps durchschnittlich von zwölf Mann zusammengefesselt.

* *
*

Auf einem Felsblock saß das Weib, dem die Hand abgeschossen war. Sie starrte ins Leere. Sie hörte die Gespräche der anderen. Wie fernes Brausen klangen sie in ihre Ohren. Allen bangte vor dem Tode.

Sie fürchtete sich nicht. Sie hätte gern ihr winziges Häuschen unfern Sekenke wiedergesehen. Ein kleiner Junge und ein kleines Mädchen riefen dort nach der Mutter. Der Mann würde bald wieder erscheinen, der für die Behörde Lasten nach Tabora hatte tragen müssen. Sie fühlte, daß sie nie wiederkehrte, daß ihre Kräfte schwanden. Das Kind, das sie unter dem Herzen trug, würde nie geboren werden. Es war besser so. Es brauchte dann nie Lasten zu tragen für die Bwana Mkubwa der Weißen, es würde nie die Schrecken der Karawane kennenlernen wie die Mutter, es verlor keins seiner Glieder durch das furchtbare Feuerrohr! Wenn nur alles bald vorüber wäre! Stumm und traurig blickte sie auf ihren verstümmelten Arm...

Während sie so in sich versunken dasaß, waren ein paar Schwarze zu dem Großen Herrn gerufen worden. Nach einer Weile kamen sie zurück und brachten eine Nachricht, die wie das Branden einer Meereswoge durch die ganze Karawane ging. Sie war in einem einzigen Wort beschlossen, aber dieses Wort hatte eine magische Kraft und ließ alle Augen aufleuchten. Es hieß: „Rukhsa! Entlassen!"

Die Frau begriff erst, um was es sich handelte, als der Mann, der den Streifschuß hatte, vor Freude laut aufbrüllte.

Im nächsten Augenblick wurde ihre Aufmerksamkeit durch einen Weißen abgelenkt, der zu ihr kam.

Was der Fremde sagte, verstand sie nicht. Vom Kisuaheli waren ihr nur wenige Worte bekannt. Was er wollte, begriff sie auf der Stelle. Der Mann brachte ihr „Dawa", den Zauber der Weißen, die große Medizin, vor der alle ihre Verwandten und Bekannten unbegrenzte Hochachtung hatten. Ach, wenn er ihr bloß noch helfen könnte! Mit ihren großen, traurigen Augen sah sie den Medizinmann an und ließ alles mit sich geschehen.

Es dauerte lange, bis er sie verbunden hatte. Er besaß keine Übung darin, aber der gute Wille war da. Sie sah ihn dankbar an, trotz ihrer großen Schmerzen. Dann ging er. Es war Mallin.

Sie hörte jetzt, daß der Große Herr der Weißen nicht erlaubt habe, den Heimkehrenden Nahrung mitzugeben; alle in die Serengeti getragene Hirse müsse den Weißen und den Askari von nun an in der Wildnis zur Nahrung dienen. Es sei ja nicht weiter schlimm, habe der Bwana Mkubwa gesagt, sie trügen ja jetzt keine Lasten mehr und liefen ohne Aufenthalt durch, bis sie in der Heimat seien.

Ein Gemurmel drang an ihr Ohr, irgendwo in der Nähe sei Wasser gefunden, eine Stunde nur entfernt oder weniger. Der Große Herr der Weißen hatte seine Leute hingeschickt und fragte die Träger, ob sie nicht erst ihre Kürbiskalebassen füllen wollten, ehe sie den Weg in die Heimat anträten. Sie erklärten alle, es sei nicht nötig, sie hielten es ohne Wasser aus, bis sie den Abstieg zum Nyarasa vollendet hätten.

Nach dem Durst des zerschossenen Weibes fragte kein Mensch. Alle wollten nur so schnell wie möglich fort, vor allen Dingen fort von den Weißen. Jeder fürchtete, noch in letzter Stunde könne es den Großen Herrn gereuen, den „Rukhsa" erteilt zu haben.

Sobald der entscheidende Ruf ertönte, drängten sie in wilder Hast dem Rande des Plateaus zu. Greise sprangen wie Knaben dahin. Mütter mit ihren Säuglingen auf dem Rücken liefen mit Männern um die Wette. Hunger und Durst beflügelten die Schritte. Die Hoffnung war wie ein elektrischer Funke selbst in die Kranken und Schwachen gefahren. Der Strom riß das Weib mit der abgeschossenen Hand davon.

Um die fünfzig Überrumpelten, die in ihren Halseisen an die Kette gelegt waren, kümmerte sich weder von ihren Freunden und Bekannten noch von ihren Familiengliedern mehr einer. Jeder war froh, für seine eigene Person dem Joch der Weißen entgangen zu sein.

* * *

„Holen Sie die Gefesselten jetzt her, Unteroffizier Simon!" befahl der Patrouillenführer, als der letzte der Träger am Waldsaum verschwand.

Von der zweiten Felsgruppe her nahte wenige Augenblicke später unter Askarieskorte der Zug der ihrer Freiheit beraubten Leute. Im Gänsemarsch kamen sie wie die „Ketten" der Strafgefangenen. Der junge Akide, der nach der Entlassung der Jumben am Simbiti das Kommando über die Leute gehabt hatte, schritt voran. Wie alle anderen trug auch er das aus Draht gefertigte Halseisen. Unteroffizier Simon hatte aus dem eigens für diesen Zweck vom Führer aus Sekenke mitgebrachten Draht die Halseisen anfertigen müssen. Ein starkes Seil lief vom Eisen eines jeden Ge-

fesselten über die Schulter zum Eisen des folgenden Schicksalsgefährten, von diesem weiter durch die Fesseln der anderen Gefangenen bis zum letzten Mann in der Kette.

Augenscheinlich waren die Leute noch betäubt von dem über sie hereingebrochenen Geschick. Keiner stieß ein Wort der Klage aus.

„Sage ihnen, was ich dir aufgetragen habe, Hassan!" befahl der Patrouillenführer.

„Jawohl, Großer Herr!" antwortete der Ombascha. „Hört zu, ihr Träger! Der Große Herr der Weißen läßt euch sagen: Ihr müßt noch eine Weile hier Arbeit tun, dann werdet ihr ebenfalls entlassen! Wer einen Fluchtversuch macht, erhält 50 Hiebe mit der Flußpferdpeitsche! Wenn einer merkt, daß jemand von seiner Kette entfliehen will, und meldet es nicht sofort, so bekommt er ebenfalls 50 Kibokohiebe! Ist einer von der Kette entflohen, so bekommen alle zurückgebliebenen Leute der Kette 50 Kibokohiebe! Keiner kann entfliehen, ohne daß die anderen es merken! Alle sind also mitschuldig, wenn einer entflieht, weil sie es nicht rechtzeitig gemeldet haben! Merkt euch das! Jeder hat auf den anderen aufzupassen, wenn ihm sein Hintervierte lieb ist!"

* *
*

Nachdem die Gefesselten abgetreten waren, hatten sich die Weißen der Länge nach im Grase ausgestreckt. Eine kurze Rast wurde eingelegt.

Der Abmarsch zu dem frisch entdeckten Wasserloch sollte gerade vor sich gehen, als plötzlich einer der Askari einen Schrei der Überraschung lautwerden ließ. Er wies in die Richtung, in der das Wasser gefunden war.

Der Patrouillenführer stieß eine Verwünschung aus.

„Es ist doch nicht zu glauben!" sagte er dann. „Wenn die Weißen derartig unvorsichtig sind, was kann man dann von den Schwarzen erwarten?"

Aus der nach Osten zu gelegenen Mulde, in der zwei vorausgesandte Reiter das Wasser entdeckt hatten, war eine weißgraue Wolke aufgestiegen, die schnell nach Süden hin sich ausbreitete. Mit einem Male schlugen ungeheure Feuersäulen aus dem Grasmeer hoch und griffen mit Windeseile um sich. Da seit Wochen kein Regenschauer gefallen war, wurde das dürre Gras und das ebenso trockne Unterholz eine Beute der Flammen. Im Nu loderte die Ebene im weiten Umkreis lichterloh auf. Die Steppe brannte.

„Durch die Torheit der beiden drüben ist gleich am ersten Tage schon unser ganzer Plan verraten!" schrie der Führer außer sich vor Wut. Das Feuer jagt gerade auf den Nyarasasee zu. Ein solches Flammenmeer muß

man ja von den Bergen von Umbulu her sogar sehen können, ebenso von der Boma von Mkalama aus und von Sekenke!"

Man beruhigte ihn. Erfahrene Jäger wiesen darauf hin, daß Steppenbrände in der trocknen Jahreszeit zu den Alltäglichkeiten gehörten; das Flammenmeer mache nur aus allernächster Nähe Eindruck, in weiterer Entfernung verschwinde es unter der Rauchentwicklung vollkommen.

Am Wasserloch bekannten die beiden vorausgesandten Leute, durch ihre Unvorsichtigkeit beim Abkochen den Brand verursacht zu haben. Es hätte jedem passieren können, meinten sie.

In der Nähe der Schöpfstelle bezog man das Lager. Das Gras war hier abgebrannt. An dieser Stelle konnte vom Feuer keine Gefahr mehr drohen.

Sobald die Nacht hereinbrach, fuhren die Reiter aus dem Grase hoch. Wer da geglaubt hatte, nach hundert Steppenbränden nichts Neues mehr sehen zu können, gestand sich auf der Stelle seinen Irrtum ein. War der Anblick bei Tage nichts Außerordentliches, so bot in der Finsternis ein brennendes Grasmeer zu allen Zeiten ein schauerlich schönes Bild. Hier oben auf dem Serengetiplateau aber hatte das Nyarasa-Randgebirge für das nächtliche Schauspiel als Kulissen die Granitfelsen Ussukumas aufgebaut, die an Großartigkeit der Szenerie nicht übertroffen werden konnten.

Mitten in der Nacht erwachte Theodor infolge eines unbestimmten Geräusches.

Sofort erfaßte er die Situation. Der Steppenbrand war vom Rande des Serengetiabsturzes wieder herangejagt und stürmte richtig, wie er vermutet hatte, in einer Entfernung von etwa hundert Metern vorüber. Deutlich schlug das Knistern und Prasseln der Flammen an sein Ohr. Gierig fielen sie in das dürre Gras und das vertrocknete Unterholz ein. Wie Schlangen zischten die Vorläufer der feurigen Wellen durch die vorderste Terrasse der Hochebene. In flüssigen Kaskaden sprangen sie einige hundert Meter weiter eine Felsenmauer hinab und glitten im Sprühregen platzender Raketen in die Tiefe.

Was die Schleier der Nacht verbargen und nicht einmal in gespenstigen Umrissen dahinrasender Schatten offenbarten, sah der junge Reiter mit seinem inneren Auge. Es war das Bild der Schrecken, die auf den Fittichen der Flammen in die unermeßliche Steppe jagten.

Vor dem fressenden Feuer wurden die roten Riedböcke hoch und machten Fluchten, die ihnen kein Jäger zugetraut hätte. An ihrer Seite rasten getüpfelte Geparde mitten in einem Rudel goldroter, leiergehörnter Impallaantilopen. Asende Nashörner, urplötzlich von der Witterung bunter Tier-

herden, die vor dem Flammenmeere flohen, überrascht, galoppierten der Gefahr tolpatschig entgegen, bereit, mitten durch die lodernde Lohe zu jagen; so hatten sie mehr als einmal in wahnsinnigem Übermut den Lagerfeuern der Menschen getrotzt. Entsetzt teilte sich vor dem neuen Feinde der Strom der flüchtigen Tierleiber, um die schwarzen Kolosse in das höllische Feuer, das ihnen die Rüstung geschmiedet hatte, wieder hineinjagen zu lassen. Erst dicht vor den Flammen, die ihnen schon den Windfang versengten, machten die Dickhäuter halt, warfen sich herum und überholten die flüchtigen Antilopen in pfeilschnellen Fluchten. Mit ihnen zusammen jagten Gnus und Zebras, Warzenschweine und Strauße aus dem Rachen des Todes heraus.

Nur ein einziges Geschlecht verstand sich nicht auf diese windschnelle Rettung, und dieses Geschlecht tat dem jungen Reiter nicht leid. Mit geheimer Wonne dachte er an den Todfeind des Menschen auf dieser schönen Erde, an die Tausende und aber Tausende giftgeschwollener Nattern und Vipern, denen so leicht kein Schlupfloch half, wenn die Flammen über das Erdreich dahinwirbelten. Afrika ist ein Paradies, aber die Schlange in diesem Paradiese hatte ihm bereits manchen Schrecken durch die Glieder gejagt. Nicht an den mächtigen Python dachte er, der sich einst an den Elemobaraschabergen vor den Hufen seines Maultiers aufringelte; Riesenschlangen flößten keinem Kenner Grauen ein. Die tödlich giftige Puffotter fiel ihm ein, die sein Vater zwischen den Füßen gehabt, die kupferrote Baumschlange, die er selbst im Vorüberreiten fast mit der Hand gestreift hatte, die schreckliche schwarze Mampa, die bei Meia-Meia vor Kondoa, wo er krank gelegen, mitten unter die Kochtöpfe gefallen war.

„So, Theodor, wenn du eine Tasse frischen Kaffee mittrinken willst, sie steht zu deiner Verfügung!" rief Albert, der eben seinen Trank bereitet hatte. „Allzuoft werden wir das Vergnügen nicht mehr haben. Die paar Bohnen gehen zur Neige. Dann fängt die Rösterei der groben Hirse an, und ‚Mtama' lautet alle Tage die Parole! Dein Vater ist ja wieder eingeschlafen, wie ich sehe! Laß ihn schlafen! Wer weiß, was für Strapazen ihn wie uns alle in dieser Wildnis noch erwarten!"

* * *

Der folgende Tag war ein Arbeitstag erster Ordnung.

Die bange Frage, in welcher Weise die Trägerlasten gegen alle Einflüsse der Witterung und gegen gefräßige Lebewesen geborgen werden könnten, erfuhr eine befriedigende Lösung. Unter den phantastischen Zyklopenbauten der Umgegend wurde ein ungeheurer Felsblock entdeckt, der eine natürliche,

aber schwer auffindbare Höhlung hatte. Auf den Steinplatten ihres Bodens wurden Säcke und Körbe geborgen. Die Schatzkammer lag unfern des Gebirgsabsturzes zum Nyarasasee hin, in der Nähe des Felshauptes, das auf der Karte den Namen Oldonje Sambuk trug. So wurde es auch Leuten mit geringem Ortssinn möglich, sich jederzeit hierher zurückzufinden, falls sie auf Proviantkommando von irgendeinem beliebigen Punkt der Steppe geschickt waren.

Von Sekenke waren große Zuckerhüte, „Sukari nguru", mitgenommen worden. Der schwarzbraune Eingeborenenzucker, der in Eimerform zusammengeballt in den Verkauf kam, schmeckte recht gut. Da es untunlich schien, ihn in der Schatzkammer aufzustapeln, weil er die Ameisen anlocken mußte, wurde er sofort an die Europäer und Askari verteilt. Mochten sie sehen, wie lange sie damit auskamen! Ein Teil der Leute, Schwarze wie Weiße, fiel sofort wie ein Bienenschwarm über die lang entbehrte Süßigkeit her, schnitt sich Scheiben herunter und aß sie, wie Kinder Zucker naschen. Mehrere unter ihnen gerieten in eine ungewöhnlich weiche Stimmung nach dem Genuß und waren über die Herrlichkeit des Leckerbissens zu Tränen gerührt. In der letzten Woche hatten sie nichts als grobe Hirse und Fleisch gegessen.

„Konrad und Siedentopf reiten morgen in nordöstlicher Richtung eine Erkundungspatrouille. Endpunkt: Speerberg!" befahl der Patrouillenführer.

Die beiden Reiter, die mit der Örtlichkeit vertraut waren, trafen ihre Vorbereitungen.

* *
*

Gegen Mitternacht wurden die meisten der nicht weit auseinander lagernden Weißen durch die Stimme eines Askari geweckt, der eben von der Wache kam.

„Bwana Mkubwa!" rief der Mann, „Bwana Mkubwa!"

„Was willst du, Chemani?" fragte der Führer, aus dem Schlaf auffahrend.

„Washenzi watatu wametoroka! Drei der Träger sind entlaufen!"

„Nicht möglich!" rief der Weiße, sprang auf und lief sofort zu dem Askari, der die 50 Gefesselten bewachte.

Die Meldung stimmte. In einer Kette, die aus zwölf Mann bestanden hatte, befanden sich nur noch neun, als nachgezählt wurde.

Der wachthabende Askari hatte keinen verdächtigen Laut vernommen. Die zurückgebliebenen neun Leute behaupteten, von der Absicht der Ausreißer keine Kenntnis gehabt und in der Nacht auch kein Geräusch gehört zu haben.

Schattenbaum.

Affenbrotbaum (Adansonia digitata), ſpielt im Aberglauben der Schwarzen eine große Rolle.

Reiter der Achten berittenen Schützen nach erfolgreicher Büffeljagd auf der Heimkehr von einer Patrouille. Von links: Arfas, Oberleutnant Freiherr v. Schroetter, der beliebteste und unerschrockenste Patr.-Führer der Achten, Neubacher, Pallaß, Beckelmann und Askari.

Reiter der Achten auf Jagdkommando zur Fleischversorgung für die Schwarzen.

„Ihr lügt!" schrie der Weiße, schäumend vor Wut. „Ihr müßt zum mindesten von der Flucht etwas gemerkt haben, wenn ihr wirklich von dem Vorhaben nichts gewußt haben solltet! Ihr steckt alle unter einer Decke! Aber wartet nur, ich will euch diese Flausen schon austreiben! Ich werde euch das Sitzfleisch polieren, daß ihr eure Freude daran haben sollt! Fürs erste werdet ihr den Gedanken an das Ausreißen völlig aufgeben, dafür will ich sorgen!"

Der Führer begab sich auf seinen Lagerplatz zurück.

Eine Weile war es still.

„Schausch Hamsini!" erscholl es fünf Minuten später durch die Nacht.

„Nimefika, Bwana Mkubwa! Hier bin ich!" sagte der Gerufene.

„Morgen früh beim ersten Tagesgrauen erhält jeder der neun Mann von der Kette fünfzig Kibokohiebe! Du weckst mich und den Unteroffizier Simon! Ich will mir das Schauspiel ansehen!"

„Jawohl, Großer Herr!"

* *
*

„Sasa matata tayari!" sagte der Posten, der die Gefesselten bewachte. Eben sah er den Patrouillenführer und eine Anzahl Askari den Hang heraufkommen. Über dem Oldeani im Osten erglänzte Frühlicht.

„Sasa matata tayari!" wiederholte mechanisch einer der Gefangenen, der Kisuaheli verstand. „Jetzt geht die schreckliche Sache los!" Er murmelte einige Worte in der Sprache seines Stammes, und die Gesichter färbten sich grün. Das Herz sprang allen zum Halse heraus. Sie wußten, was die Glocke geschlagen hatte. Der Mann in Sekenke stand wieder vor ihren Augen, der an dem Platze, an dem sie auf den Aufbruch warteten, wie auf dem Hackbrett zerfleischt worden war.

Wenige Minuten später erschien der Bwana Mkubwa. Ganz langsam trat er heran. Vor den Leuten mit den grünen Gesichtern blieb er stehen. Da sahen die Askari, daß er ebenfalls grün war. Die Galle hatte ihm das Blut vergiftet.

Zuerst war ihm der Gedanke gekommen, sämtliche Posten wegen Nachlässigkeit im Dienst mit 25 Kibokohieben zu bestrafen. Dann aber hatte er sich eines anderen besonnen. Die Askari konnte er nicht entbehren, sie bildeten seine natürliche Garde, mit der er es nie verderben durfte. Bisher hatte er sie durch alle möglichen materiellen Vorteile an seine Person gefesselt. Das war schon so gewesen, als er noch bei der Kompagnie stand. So ließ er es denn auch heute bei Strafwachen bewenden.

Die Ruhe, mit der er sich an die Kette mit den grünen Gesichtern wandte, war unheimlich. Man mußte ihm das Stück des Strickes zeigen, von dem die Entflohenen sich befreit hatten. Dann richtete er das Wort an den neunten Mann der Kette, dessen Nachbarn entwichen waren.

„Na, Baba, du hast natürlich nichts von der Flucht bemerkt!" sagte er und tätschelte dabei dem „Baba", dem „Väterchen", scheinbar voll Wohlwollen Backe und Schulter.

Im selben Augenblick kehrte das Blut in seine Wangen und Schläfen zurück, und er hatte wieder das runde, rosige, behäbige, gesunde Gesicht aus Milch und Blut, das ihn charakterisierte. Es stach jetzt seltsam ab von den grünen Gesichtern der Kette.

„Nicht wahr, Baba, du hast nichts gesehen?" wiederholte er.

Der Schwarze wußte nicht, wie ihm wurde. Er bekam ebenfalls seine natürliche Farbe wieder. Augenscheinlich war die Gefahr vorüber.

„Nein!" antwortete er. „Ich habe geschlafen und nichts gesehen!"

„Ihr habt alle nichts gesehen?" wandte sich der Bwana Mkubwa an die übrigen Gefangenen.

„Nein, Großer Herr!" antwortete die ganze Kette, „wir haben nichts gesehen!"

Ein aus Iramba gebürtiger Askari, namens Jua kali, spielte den Dolmetscher.

„So, ihr habt alle nichts gesehen, schön! Lete Kiboko, Schausch! Bringe die Flußpferdpeitsche!" sagte der Weiße.

„Jawohl, Großer Herr!" antwortete der Unteroffizier mit ehernem Gesichtsausdruck.

Die Gefangenen, die bereits auf eine günstige Wendung zu hoffen gewagt hatten, fühlten einen kalten Schauer durch das Mark gehen. Der Mann, den der Bwana Mkubwa eben noch wohlwollend getätschelt hatte, bekam seine grüne Farbe wieder und zitterte wie Espenlaub.

Der Weiße ging an den Neun entlang und flötete dazu irgendeine Melodie. Der Gegensatz der grünen Gesichter zu dem rosenwangigen, feisten Vollmondsgesicht war schreiend. Vom Flügel der Kette kehrte der Flötenton wieder zu dem getätschelten Gefangenen zurück. Von hier aus nahte eben der Schausch mit der wuchtigen Peitsche.

Sofort fuhr Leben in die grünen Gesichter.

„Schone uns, Großer Herr!" riefen sie. „Wir haben wirklich nichts gewußt! Wir hätten es dir sicher gesagt! Habe Erbarmen, Großer Herr! Nur nicht die Flußpferdpeitsche!"

Der Große Herr flötete weiter, als auf einen zornigen Ruf des Schauſch längſt Ruhe eingetreten war. Sein Flöten war furchtbarer als der Anblick des grimmigen Schauſch mit der Peitſche. Wie ein dampfüberfüllter Keſſel, den nur ein ſchneller Zug am Sicherheitsventil vor dem Explodieren retten kann, ſtand der Weiße vor ſeinen Gefangenen.

„Schweigt, ihr Hunde!" ſchrie er plötzlich, und alle Adern auf ſeinen Schläfen ſprangen vor. „Ich will ein Feuer unter eurem Matako[1]) anzünden, wie noch nie eins gebrannt hat! An dieſe Stunde ſollt ihr zeitlebens denken!"

Die ganze Kette mußte ſich hinlegen. „Her, Schauſch! Fange dort oben an! Aus aller deiner Kraft! 50 Hiebe bloß, aber 50, daß die Funken ſpringen!"

Der ſchwarze Unteroffizier ergriff die Flußpferdpeitſche und ſtellte ſich neben den erſten Delinquenten, den zwei andere Söldner an Händen und Füßen packten. Mitten durch das Sauſen des fürchterlichen Inſtrumentes hörte man das Flöten des Bwana Mkubwa, der wieder eine Melodie zu pfeifen begonnen hatte. Während der erſten fünf oder ſechs Schläge vernahm man ihn noch, dann übertönte das Schmerzensgebrüll des Negers jeden anderen Ton. Intereſſiert ſchaute der Weiße zu und wachte darüber, daß der Schauſch auch dann nicht ſchwächer zuſchlug, als die dicke Haut längſt geplatzt war, das Blut bei jedem neuen Hieb aufſpritzte und der Kiboko wie eine ſpitze Feile immer tiefer in das Fleiſch hineinfuhr.

Während die Prozedur vor ſich ging, lagen die anderen acht Delinquenten an Strick und Halseiſen ausgerichtet im Graſe und warteten. Ihre Empfindungen waren nicht gleichartig. Auf die eiskalten Angſtſchauer, die anfangs alle durchjagt hatten, war bei einigen ſtumpfe Ergebung in das Schickſal gefolgt, während andere wie im Krampf geſchüttelt bebten.

Als der erſte Schwarze ſeine Hiebe erhalten hatte, überkam den Weißen die Beſorgnis, der Schauſch könne ermüdet ſein.

„Baruti!" rief er, „löſe den Schauſch ab!"

Der Askari mit dem tieriſchen Geſichtsausdruck, der einſt beim Jumben Magumu ſelbſt 25 Hiebe aufgezählt bekommen hatte, trat mit einem wahrhaft dämoniſchen Aufleuchten ſeiner Züge heran. Er verſtand ſich auf ſeine Arbeit wie kein anderer.

Gleich beim erſten Schlage brüllte das zweite Opfer los. Man hatte ſo oft die Behauptung gehört, die Eingeborenen beſäßen keine Nerven, aber

[1]) Hintervierteil.

der Mann, der sich jetzt unter der Peitsche krümmte, war von einer Todesangst beseelt, die bei Negern überraschte. Er bekam Zuckungen, die für die Askari schwer zu erklären waren. Die ihn hielten, mußten alle Kraft anwenden, um ihn auf den Boden zu drücken, mit solcher Gewalt schnellte er gleich bei den ersten Berührungen hoch. Sein Gebrüll ging erst in Gewimmer über, als der Kiboko sich schon weit in das Fleisch hineingebohrt hatte.

Der dritte, der jetzt an die Reihe kam, besaß den typischen Stoizismus der Schwarzen. Der ablösende Askari war ebenfalls ein Virtuose in der Kunst des Peitschens und gab Baruti nur wenig nach. Genau nach der Vorschrift setzte er die ersten zwölf Hiebe alle nebeneinander auf die eine Lendenseite, so daß die grauweißen Striche sich von dem schwarzen Fell wie die Gradmesser auf einem Thermometer abhoben. Nachdem er die erste Hälfte verabreicht hatte, trat er auf die andere Seite und zählte die übrigen 13 auf, wie er es gewohnt war, wenn 25 Peitschenhiebe verabfolgt wurden. Dann wollte er abtreten, als ihm bedeutet wurde, daß es ja 50 diesmal waren und nicht 25. Wieder trat er auf die Seite, auf der er die Züchtigung begonnen hatte, und fuhr in seiner Tätigkeit fort. Gleich bei dem ersten neuen Hieb auf diese Seite schrie der Schwarze wie ein verwundeter Stier auf, weil der Schlag in eine der alten Kerben gekommen war. Von nun an brüllte er bei jedem neuen Hieb, weil jedesmal eine Stelle getroffen wurde, die bereits zerschlagen war. Zumeist schnitt der Kiboko jetzt gleich in das Fleisch hinein, und das Blut spritzte auf.

In fürchterlicher Einförmigkeit ging die Züchtigung weiter. Jedesmal nach 50 Hieben wurde der Askari abgelöst. Jeder der schwarzen Soldaten schlug mit aller Kraft zu. Heute kannte keiner Schonung.

Das lange peinvolle Warten übte auf mehrere der Delinquenten eine fast einschläfernde Wirkung aus. Da sie mit dem Gesicht im Grase lagen, hatten sie erst achtlos auf das Spiel der kleinen Spinnen gestarrt, die die Grashalme auf und ab kletterten. Dann fiel ihr stumpfer Blick auf Ameisen, die emsig bei der Arbeit waren. Skarabäuskäfer lenkten sie ab, die sich vergeblich bemühten, Lasten abzuschleppen, die die dreifache Größe ihres eigenen Leibes hatten. Es gelang ihnen erst, als ihnen andere zu Hilfe eilten.

Allmählich dösten die Verurteilten trotz des verzweifelten Gebrülls derer, die am rechten Flügel gepeitscht wurden, in halber Betäubung dahin und erwachten erst wieder, als das Schreien dicht neben ihnen anhub.

Mehr als einer hatte sich vorgenommen, keinen Schmerzenslaut aus-

zustoßen. Sobald er aber an die Reihe kam, schrie er trotzdem nach den ersten Schlägen. Es fiel ihm ein, daß ja doch so lange zugehauen wurde, bis ihm, wie einst dem Manne in Sekenke, das ganze Gefäß zerschlagen war. Kein Verbeißen des Schmerzes hatte Zweck, das Schicksal kam unerbittlich und ehern dahergeschritten.

Der eine oder andere atmete erleichtert auf, als er den ersten Schlag verspürte. Endlich war doch die grausame Wartezeit vorüber. Nachdem er im Halbschlaf alle Schrecken einen Moment vergessen hatte, waren plötzlich die kalten Angstschauer wiedergekommen, als sein Nebenmann in markerschütterndem Gebrüll sich Luft machte.

Unter den ersten Schlägen wichen die eisigen Beklemmungen. Der Angstschweiß hörte auf. Endlich war er an der Reihe. Je mehr Schläge fielen, desto eher mußte alles vorüber sein. 10! 11! hatte der Askari bereits gezählt. Schneller, schneller, schneller! hätte der Delinquent am liebsten gerufen. Es ließ sich noch ertragen. Die anderen hatten es ja auch erduldet und waren nicht dabei gestorben. Noch eine ganze Weile hielt er es aus. Dann aber war plötzlich jeder Schlag eine so wahnsinnige Tortur, daß er aufbrüllte, wie kein Tier brüllen konnte. Immer langsamer schien der Askari zu schlagen, immer schärfer wurde der Kiboko, immer glühender fraß sich das Feuer in seine Glieder; wie einen Hammer fühlte er zuweilen den Schlag auf seine Knochen fallen, dann wieder wie ein spaltendes Beil. Die Sinne schwanden ihm, aber der nächste Schlag riß ihn wieder in die fürchterliche Wirklichkeit zurück, als ob man ihn bei lebendigem Leibe in Stücke schnitte.

In dumpfer Apathie hatte der letzte der Neun seinem Schicksal entgegengesehen. Er blickte erst auf, als sein Nebenmann losbrüllte. Er starrte auf den schrecklichen Weißen, der ihm Wange und Schulter gestreichelt und ihn „Väterchen" genannt hatte.

Plötzlich war er ganz wach. 45! hatte der Askari eben gezählt. Sein Nachbar wimmerte nur noch leise. Er selbst dachte an gar nichts. 50! vernahm er wie im Traume.

„Baruti!" hörte er den Großen Herrn rufen. Grinsend trat der Askari wieder heran. Seine Kräfte hatten sich verdoppelt wieder eingestellt. Dem gefesselten Irambamann war zumute, als wäre er in weiter Ferne und gar nicht mit dem Leibe an Ort und Stelle.

„Sasa utapata chakula chako, Baba! Chakula kizuri, Baba! Jetzt erhältst du dein Futter, Väterchen! Gutes Futter!" sagte der Bwana Mkubwa, der ihn gestreichelt hatte.

Im selben Augenblick verwandelte sich für den Gefesselten das Eisen, das man um seinen Hals geschmiedet hatte, in eine feurige Schlange. Sie glitt von seinem Nacken herunter und biß ihn mit Zähnen von glühendem Erz, biß ihn in die Lenden hinein, daß das geschmolzene Erz durch alle seine Glieder raste. Da brüllte er los in nie gekanntem Schmerz und spannte alle seine Muskeln an, um diesem feurigen Ungeheuer zu entrinnen.

Es war umsonst. Sie biß weiter und weiter und kroch ihm mit ihrem fürchterlichen Kopf immer tiefer in die Glieder, in den Sitz alles Lebens, durch alle Därme, durch den ganzen Leib, durch das Herz, in den Kopf hinein, bis unter die Schädeldecke.

Und er schrie unter den flammenden Bissen, wie nur je ein gemarterter Mensch geschrien hatte, und meinte mit der Kraft seiner Stimme den Leib dieses Ungeheuers zersprengen zu können und seinen eigenen dazu. In tausend Teile wollte er beide zerreißen, damit nur diese Schlange zu wüten aufhöre, damit nur der glühende Giftzahn sich nicht weiter hineinfräße in seine Glieder...

* *
*

„Was war das?" fragte der junge Theodor, der plötzlich aus dem Schlafe hochfuhr. Er hatte von dem Vorkommnis der Nacht keine Ahnung.

Seine Nachbarn klärten ihn auf.

„Aber das ist ja ganz sinnlos!" rief er erschreckt. „Die Neun sollten doch eher belohnt als bestraft werden, weil sie hiergeblieben sind!"

„Sie erhalten die 50 Hiebe, weil sie den Plan der Ausreißer nicht rechtzeitig gemeldet haben!" erklärte Albert, der ihm zur Rechten lag.

„Sie sollten ihre Kameraden verraten?" brauste der junge Reiter auf. „Welcher Mensch, der einen Funken von Anstand hat, kann das von ihnen verlangen? Haben die Schwarzen nicht ebensogut ihren Ehrbegriff und ihr Solidaritätsgefühl wie wir Weißen? Da braucht man sich doch nur unsre braven Askari anzusehen, um für diese Fragen Verständnis zu gewinnen. Auf dieser Erkenntnis beruht doch gerade die Herrschaft der Deutschen im Lande! Stützt sich unsre Regierung etwa auf die Bajonette? Dann wäre sie im Kampf gegen England längst verloren gewesen! Sie mag zu besonderen Zeiten den Widerstand böswilliger Elemente mit Gewalt durch die Schutztruppe unterdrückt haben; in der Hauptsache ist ihre Autorität im Lande auf dem Ehr- und Rechtsbegriff und dem Vertrauen der Schwarzen begründet."

„Bravo, Theodor!“ rief der lange Tübinger herüber. „Die Treue der Eingeborenen haben wir lediglich dadurch errungen, daß wir sie wie Menschen behandeln und nicht wie wilde Tiere! Nur aus diesem Grunde halten sie wie Pech und Schwefel mit uns gegen den äußeren Feind zusammen. Der Patrouillenführer versteht nicht mit ihnen umzugehen! Gewiß ist auch Strenge zu ihrer Zeit am Platze. Die Flußpferdpeitsche tut Wunder, wo die Logik versagt, wie der Stock bei widerstrebenden Jungens. Die Schwarzen sind eben Kinder. Mit bloßen Worten erreicht man nicht immer etwas. Die Wahrheit geht manchem nur durch das Fell ein, nicht durch die Ohren. Hier aber war der Kiboko nicht am Platze!“

„$9 \times 50 = 450$ Kibokohiebe! Ich komme nicht darüber hinweg!“ sagte Theodor. „Das ist ja eine Exekution, die an das finsterste Mittelalter erinnert! Wer bürgt übrigens dafür, daß die Ausreißer von ihrem Vorhaben der ganzen Kette Mitteilung gemacht haben? Wer flüchten will, weiht doch nicht erst ein Dutzend Menschen in seine Pläne ein! Die Leute sind überdies aus den verschiedensten Dörfern Frambas hergekommen und kennen sich untereinander schwerlich!“

„Du hast recht, ich habe mir das auch schon gesagt!“ meinte Albert Blankertz. „Aber was hilft's? Der Führer will ein Exempel statuieren! Seit wir von der Haupttruppe fort sind, scheint er mir nicht mehr ganz normal zu sein. Wenn das so weiter geht, nimmt es mit ihm kein gutes Ende!“

* * *

„Sind Sie fertig, Konrad?“ fragte Friedrich Wilhelm Siedentopf, der neben seinem gesattelten Hengste zum Lagerplatz des alten Reiters geschritten kam. Hinter ihm folgte der zur Patrouille kommandierte Askari Amani.

„Fix und fertig!“ antwortete der alte Reiter. „Je eher wir diesem Schauspiel den Rücken kehren, um so besser! Wir haben uns etwas Schönes eingebrockt, daß wir diesen Zug in die Wildnis unternahmen!“

„Wahrhaftig, man kommt sich entehrt vor!“ gab Friedrich Wilhelm zurück. „Ich denke, wir geben den Gäulen die Sporen und galoppieren aus der Schallweite dieses Trauerspiels heraus! Es geht einem auf die Nerven!“

Sie waren noch keine halbe Stunde geritten und eben erst durch ein Gewirr von wunderlich geformten Felskuppen aus einer Mulde zu einer Hochterrasse emporgeklettert, als Konrad seinen Abessinier parierte.

„Schauen Sie sich hier die Gegend einmal gründlich an, Siedentopf!“ sagte er lächelnd. „Für mich ist es historischer Boden, eben erkenne ich

die Stätte wieder. Hier rechts habe ich vor rund zweiundeinhalb Jahren, als ich mit meiner Frau die Expedition in das Hochland der Riesenkrater machte und auch Ihren Bruder Adolf im Ngoro-Ngoro-Krater besuchte, an einem prächtigen Elenbullen vorbeigeknallt! Es war eine unerhörte Geschichte, ich muß es zu meiner Schande gestehen! Er hatte sich im Schatten des ungeheuren Monolithen drüben eingestellt. Daß ich vorbeipfefferte, fuchst mich noch heute! Die Scharte wetzte ich am nächsten Tage aus. Wer sie aber am gleichen Tage auswetzte, und obendrein in einer ganz phänomenalen Weise, war meine Frau. Sehen Sie die Höhe zwischen den beiden Schluchten? Dort hat sie die beiden Nashörner in freier Wildbahn gemalt, von denen ich neulich erzählte. In die Schlucht zur Linken riß der weiße Jagdführer aus, der sie beschirmen sollte. Nur mein schwarzer Kazimoto hielt treu bei seiner weißen Herrin aus; er rettete überdies noch die Malutensilien in dem kritischen Augenblick, als die Dickhäuter die Witterung bekamen. Ich selbst war viele Stunden entfernt hinter Elenantilopen her, ohne jede Ahnung, daß meine Frau in meiner Abwesenheit einen solchen Entschluß faßte!"

„Es ist das gottverlassenste Stück Wildnis, das nur irgend in Deutsch-Ost zu finden ist!" bemerkte der Farmer. „Meinen Sie nicht auch?"

„Ohne Zweifel! Trotzdem liebe ich dies Hochland der Riesenkrater und die Serengetisteppe zu Füßen der einsamen Berge wie vielleicht kein andres Stückchen der afrikanischen Erde!"

Sie bogen weiter nach der Steppe hin aus und ritten dann so, daß sie die Serengeti zur Linken und die Gipfel der Nyarasa-Randgebirgskette rechts hatten.

„In zwei Tagen könnten wir im Ngoro-Ngoro-Krater sein!" sagte Konrad. „Schade, daß Adolf nicht mehr da ist! Wo mag er jetzt stecken? Wir sahen ihn zuletzt am Uschutosee!"

„Ich habe noch in Mkalama von ihm gehört, als ich von Singidda nach Sekenke ging. Man sagte mir, er sei vom Uschutosee nach Iramba gezogen, über den Simbiti in die Serengeti marschiert und in den Ngoro-Ngoro zurückgekehrt, um sich in Aruscha den Engländern zu stellen. Er ist ja kein Kombattant; was soll er anders machen, nachdem das Weideland hier im Norden in die Hand des Feindes gefallen ist? Sein ganzer Viehbestand geht verloren! Er hat ohnehin schon ungeheure Verluste gehabt!"

Eine Weile ritten sie schweigend nebeneinander. Beide dachten an das Schicksal all der von Haus und Hof vertriebenen Ansiedler, die Deutsch-

land auf dieser Erde nicht zu schützen vermochte. Es war ein fürchterliches Los, das sie getroffen hatte.

„Wir sprachen eben von den Nashörnern, die Ihre Frau hier einst malte. Schauen Sie bitte rechts hinüber, Konrad! Wenn man vom Wolf spricht, ist er da!" rief Friedrich Wilhelm zehn Minuten später.

„Tatsächlich!" sagte Konrad.

Genau in der Mitte zwischen den Reitern und dem Kamm der Gebirgskette wanderte parallel mit den Reitern auf der Wölbung eines langgestreckten, mit dem spärlichen Baumwuchs der Flötenakazie bestandenen Höhenrückens ein ungeheurer Tierkörper. Der Neuling aus Europa hätte darauf geschworen, einen Riesenkeiler vor sich zu haben. Es war ein Nashorn, das einsam, wie es die Art dieser Dickhäuter ist, seines Weges zog. Keiner der beiden Reiter dachte daran, seinen Frieden zu stören.

„Da hört doch aber die Weltgeschichte auf!" rief Konrad nach einer halben Stunde überrascht aus und wies auf eine kleine Schlucht neben dem Kamm, auf dem sie ritten. Sie war nicht viel tiefer als ein oder zwei Klafter.

Friedrich Wilhelm ritt von links heran, spähte hinab und lachte über das ganze Gesicht.

„Da fängt die Weltgeschichte für mich wieder an!" rief er. „Sie haben vorhin davon gesprochen, daß dieser Gebirgszug für Sie historischer Boden ist, weil Sie hier mit Ihrer Gattin allerlei Abenteuer erlebt haben. Nun werde ich hier meinen Bruder wiederfinden, wenn mich nicht alles täuscht! Meinen Sie nicht auch?"

In dem Bodenspalt stak ein Tier, das sich ängstlich in die Ecke drückte, sobald es sich entdeckt sah. Unmittelbar dort, wo der Spalt endete, barg es sich und zitterte vor Todesangst. Wäre es ein Geschöpf der Serengeti gewesen, so hätten freundliche Zweige und Blätter, Sträucher und Wurzeln der Schlucht ihm die Tarnkappe der barmherzigen Zauberfee Mimikry übergeworfen. Dem landfremden Wesen half diese wilde Erde nicht. Die weiße Farbe ließ sich nicht vertuschen. Es war ein Tier der Zivilisation, das offensichtlich gar keine Freude darüber empfand, mit der Zivilisation wieder in Berührung zu kommen.

Es hatte nicht nur die verräterische weiße Farbe, es trug obendrein auch noch Wolle. Es war ein Schaf.

„Ich habe noch nie ein Schaf gesehen, das so augenscheinlich die personifizierte Angst gewesen wäre!" sagte Konrad. „Meistens zeigen diese Tiere eine ungeheure Wurstigkeit, wenn der Homo sapiens kommt!"

„Es hat zweifelsohne die Schrecken der Serengeti kennengelernt!" meinte Friedrich Wilhelm. „Vielleicht steckt es schon zwei oder drei Tage in diesem Spalt und hat bereits Raubtierbesuch zur Nachtzeit gehabt! Möglicherweise sind die Leoparden und Löwen durch die unbekannte Witterung dieses neuen Siedlers verscheucht worden. Sonst wüßte ich mir die Tatsache nicht zu erklären, daß es noch am Leben ist. Anlaß zur Freude hat es ja auch über die Begegnung mit uns nicht, wir werden ihm gleich das Messer an die Kehle setzen. Besser ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende, das ist eine alte Parole!"

Er stieg vom Pferde und kletterte in den Bodenspalt hinab. Auf seinen Wink folgte der Askari.

„Chinja! Schächte es, Amani!" sagte er.

„Jawohl, Herr!" antwortete der Askari und grinste vor Freude. Seine anfängliche Furcht, der Weiße werde das Tier selbst schlachten, war zum Glück unbegründet gewesen. Jetzt durfte er mit von dem leckren Mahle genießen, wenn es nach islamitischer Vorschrift geschächtet worden war.

„Das trifft sich ja ganz vorzüglich, da es eben Zeit zum Lunch ist!" meinte Konrad. „Wir können wenigstens Herz, Nieren und Leber braten! Und Sie meinen wirklich, daß das Schaf zur Herde Ihres Bruders Adolf gehört hat?"

„Ich brauche Ihnen gar nicht erst eine Laterna magica anzustecken, um meine Behauptung zu begründen!" versetzte Friedrich Wilhelm. „Massaistämme treiben sich hier in der Gegend gar nicht mehr herum! Das wissen Sie auch! Außerdem verliert kein Massai sein Vieh! Griechen oder andere Viehaufkäufer, die von Ussukuma nach Aruscha ziehen, halten sich an den Saumpfad, der mitten durch die Serengetisteppe läuft. Durch diese Einöde hier wagt sich kein Mensch, der die Gegend nicht ganz genau kennt! Jedenfalls nicht mit Vieh! Ihr persönlicher Fall steht ganz vereinzelt da; außerdem befanden Sie sich auf einer Jagderpedition, und auf eine solche nimmt man keine Schafe mit!"

„Sie haben recht!" gab Konrad zu. „Eine andere Lösung ist nicht denkbar!"

Wenige Stunden später waren sie nach ihrem opulenten Bratfrühstück wieder unterwegs. Der Askari strahlte über das ganze Gesicht; auch er hatte das Mahl genossen. Die Reste des Schaffleisches wurden in den Packtaschen verstaut.

„Dort ist schon der Speerberg!" rief Konrad nach einer Weile aus und wies auf den letzten hohen Gipfel der Kette, der etwas zurücklag. „Ich

habe mit meiner Frau oben gestanden, etwas rechts vom Felsenhaupt! Von der Randterrasse genießt man einen herrlichen Blick auf die hohen Berge von Umbulu, auf den Gua, der dicht bei der Boma liegt, und die Mangatihochburg am Fuße des Großen Grabens, unsern altvertrauten Gurui, den Hanang der Tatoga! Die Aussicht werde ich nie vergessen. Rechts schweift der Blick bis fern nach Mkalama und Sekenke. Zu Füßen hat man den Nyarasa in seiner ganzen Pracht!"

„Wir wollen es heute mit einem Ritt in das Tal am Speerberg bewenden lassen!" schlug Friedrich Wilhelm vor. „Wenn ich mich recht erinnere, sagte mir mein Bruder, daß er dort früher einmal Wasser gegraben habe. Ich muß sagen, ich verspüre einen mächtigen Durst!"

Dreiviertel Stunde später kletterten sie von der Höhe in eine flache, weite Mulde.

Mitten in der Mulde winkte ein Wäldchen zu schattiger Rast. Vorn äste eine einsame Antilope. Eben warf sie auf, als sie die Reiter eräugte. Die ungewohnte Erscheinung verblüffte sie, mehr noch die Witterung, die zu ihr herüberwehte und nichts Gutes bedeutete. In hohen Fluchten ging sie ab.

„Eine Pferdeantilope, haben Sie gesehen?" rief Friedrich Wilhelm.

„Gewiß!" versetzte der Kamerad. „Der Kopf, der neben dem der Oryx am meisten an den Gemsbock erinnert, verriet es, außerdem der hohe Wuchs und das eigenartige, verhältnismäßig kurze Gehörn! Es ist die erste, die ich hier oben sehe!"

„Sie kommt auch nur an dieser Stelle vor, wie mir mein Bruder sagte! Schauen Sie, da liegt der Kopf einer Pferdeantilope, die Adolf geschossen haben muß! Blicken Sie links hinüber, dort war ein Viehkral! Hier am Bach sind frisch gegrabene Wasserlöcher! Kein Zweifel, Adolf hat erst heute oder gestern den Speerberg verlassen und sich näher an den Ngoro-Ngoro-Kessel hingezogen. Er dürfte noch nicht weit gekommen sein! Die Patrouille kann sicher die Fühlung mit ihm aufnehmen!"

„Am meisten bewundere ich Adolfs Frau!" sagte Konrad sinnend. „Mutig hält sie immer noch an des Mannes Seite aus und schweift mit ihm und seinen Herden durch diese ungeheure Wildnis heimatlos umher! Seit die Engländer vor einem halben Jahre ins Land brachen und sie zur Flucht von Haus und Herd nötigten, hat sie es nicht leicht gehabt! Was für ein herrliches Heim besaßen sie! ... Welch eine Tragik!"

Sie sattelten ab, tränkten die Pferde und bereiteten sich an drei Feuersteinen, die Adolf noch benutzt hatte, ihren Schafsbraten.

„Wie denken Sie sich nun unsre Zukunft, Siedentopf?" fragte Konrad nach dem Essen.

„Ich werde dem Führer vorschlagen, daß wir zunächst die Verbindung mit meinem Bruder herstellen! Kein Mensch kennt die Serengeti, das Nyarasa-Randgebirge und die im Westen sich anschließende Landschaft Meatu so wie er. Seinen Rat müssen wir unbedingt einholen, wenn wir uns hier oben festsetzen wollen. Es kann vielleicht nichts schaden, wenn die ganze Patrouille für einige Zeit zum Speerberg übersiedelt, wenigstens für so lange, bis wir einen endgültigen Entschluß gefaßt haben!"

12. Am Speerberg

„Ich kann mich kaum mehr auf meinem Tiere halten, Theodor!“ sagte zwei Tage später Konrad zu dem jungen Reiter an seiner Seite. „Mein Kopf summt wie ein Teekessel. Ein widerlicher Schüttelfrost läßt alle meine Glieder schlottern. Ich möchte wissen, was es ist! Malaria dürfte es kaum sein, gegen die bin ich so gut wie gefeit!“

Es war der Nachmittag des 24. August. Die Patrouille befand sich auf dem Marsch nach dem Speerberg. Der Führer hatte beschlossen, die günstige Gelegenheit, Adolfs Spur aufzunehmen, sich nicht entgehen zu lassen.

„Hoffentlich bekommst du nicht wieder einen Nierenrückfall!“ versetzte der Sohn besorgt. „Für dich sind die Strapazen eines solchen Nomadenlebens nichts mehr, Vater! Der Arzt hatte dich doch schon vor einem halben Jahre für feld- und garnisondienstunfähig erklärt. Du hättest ihm folgen sollen!“

„In der Not des Landes spielt die Gesundheit des einzelnen Menschen keine Rolle, mein Junge!“ erwiderte der kranke Reiter. „Ich bin nicht aus dem Holz geschnitzt, das auf den Etappen verschimmelt. Schlägt meine Stunde, so will ich lieber hier in der freien Wildnis den letzten Atemzug tun als in einem Krankenstüblein!“

„Und an die Mutter denkst du nicht?“ Es klang vorwurfsvoll.

„Gerade, weil ich an die Mutter denke, handle ich so!“ entgegnete der Graubart. „Sie ist ein Soldatenkind und hegt über meine Pflichten dem Vaterlande und der Kolonie gegenüber dieselbe Anschauung wie ich! Sie erwartet nichts andres von mir!“

„Und wer dankt dir das?“ sagte der Sohn bitter. „Ich dächte, du hättest deine Erfahrungen hinter dir, Vater!“

„Ich rechne auf keinen Dank, Theodor! Ich tue, was mir mein Gewissen vorschreibt, und das zwingt mich zum Felddienst! Auch ein alter Mann ist noch zu gebrauchen, wenn nicht mit seinem Arm, so doch mit seinem Rat, zumal unter solchen Verhältnissen, wie wir sie hier haben!“

„Man fragt hier nicht viel nach deinem Rat, Vater!"

„Du hast recht, leider Gottes! Die Stunde mag aber noch kommen, daß man ihn begehrt! Vorläufig muß ich aushalten und mich damit begnügen, die ärgsten Ausschreitungen zu verhindern!

* * *

Der Zustand des kranken Reiters gestattete kein schnelles Tempo. Aus der Richtung des alten Lagerplatzes kamen die Träger anmarschiert und überholten allmählich Vater und Sohn.

„Was ist denn das?" rief Konrad entsetzt und starrte auf die letzte Kette, die eben vorüberzog. „Trübt mir das Fieber das Augenlicht? So etwas habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen!"

„Es ist die Kette der Neun, die für das Entweichen ihrer drei Gefährten büßen mußten!" sagte Theodor und blickte scheu zur Seite.

Mit unbeschreiblichen Empfindungen starrte der alte Reiter auf die neun Leute, die einer nach dem anderen langsam vorbeigingen, ohne die Augen nach dem Weißen hinzuwenden.

Das Fleisch des Gesäßes war von der Nilpferdpeitsche wie von einem Schlachtermesser zerhackt. So fürchterlich klafften die Wunden, daß es den Anschein hatte, als wären die Lenden bis auf die Knochen durchgeschlagen.

Man hatte die Unglücklichen nicht verbunden. In den tiefen Einschnitten arbeiteten Fliegen und Maden an dem weiteren Zerstörungswerk.

Schaudernd und bis ins Mark verletzt wandte sich der Graubart von dem Bilde ab.

„Schausch Hamsini!" rief er den schwarzen Unteroffizier an, der die Trägerkolonne beaufsichtigte. „Was habt ihr mit diesen Leuten gemacht? 50 Kibokohiebe können doch nicht solche Löcher reißen!"

„Hapana kitu, Bwana Mzee, vidonda vitapona tena! Es ist nichts, alter Herr, die Wunden werden wieder heilen!"

„Ich will wissen, was geschehen ist, Schausch!" brauste der Graubart auf. „Die Leute haben doch mehr als 50 Hiebe bekommen!"

„Nein, Herr, sie haben nur 50 Hiebe bekommen!"

„Habt ihr ein anderes Instrument benutzt als einen Kiboko?"

„Nein, Herr! Mit dem gewöhnlichen Kiboko sind sie durchgepeitscht worden!"

Der Schwarze log nicht, dafür kannte ihn Konrad zur Genüge. Auch war er nach der Erfahrung des Weißen kein Mensch, der zur Grausamkeit

neigte, wie sehr auch seine Peitschenschläge wegen der Kraft seines Armes gefürchtet wurden. Die Züchtigungen hatte er in der Regel selbst zu vollziehen.

„Wie sind diese Wunden denn zu erklären? So sprich doch, Schausch!"

„Höre, Herr, ich will es dir auseinandersetzen!" antwortete der Schwarze. „25 Hiebe mit dem Kiboko schaden niemand etwas. Ohne Prügel kann man keine Soldaten erziehen. Wer keine Prügel gibt, erlebt an den Leuten keine Freude. 50 Hiebe sind zuviel. Wenn man sie aber gibt, so soll man es nicht in der Frühe des Morgens tun, wenn es noch kalt ist. In der Kälte platzt die Haut unter der Flußpferdpeitsche, und die Leute bekommen offene Wunden. Je mehr Hiebe sie empfangen, um so größer werden die Wunden. Diese neun Buschneger haben ihre Prügel vor Sonnenaufgang erhalten. Darum sehen sie so aus. Der Große Herr hätte das nicht tun dürfen!"

„Warum habt ihr denn das dem Großen Herrn nicht gesagt?"

Der Schausch zuckte die Achseln. „Die Weißen sind die Herren!" sagte er dann. „Sie müssen wissen, was sie tun! Uns ziemt es nicht, es ihnen zu sagen!"

* *
*

„Du kannst wohl nicht schlafen, Vater?" fragte Theodor mitten in der Nacht den Kranken an seiner Seite, der sich unruhig hin und her wälzte.

Die braunen Askarizeltwände, von denen jeder eins besaß, waren zusammengeknüpft und mit Hilfe von ein paar Stöcken und Pflöcken zu einem schützenden Unterschlupf hergerichtet worden. Der noch immer über Schüttelfrost klagende Reiter hatte so wenigstens gegen die rauhe Nachtluft der Hochsteppe und den starken Morgentau Schutz.

„Der Schausch hat uns eine bittere Lektion gegeben!" sagte der Kranke. „Brannten sich nicht auch dir seine Worte in die Seele? ‚Die Weißen müssen wissen, was sie tun! Uns ziemt es nicht, es ihnen zu sagen!' Es war ein vernichtendes Urteil!"

„Was würden erst andere Menschen sagen, wenn sie den Anblick gehabt hätten, Vater! Was müßten die Engländer von uns denken, wenn sie diese Wunden sähen! Wahrlich, der gute Name unseres Volkes ist in Gefahr!"

„Wenn die Engländer diese Wunden sähen, so würden sie uns alle miteinander ohne weiteres über den Haufen knallen oder aufhängen, weil ihnen die Kugel zu schade wäre! Wer könnte es ihnen verdenken? Sicher aber würden sie die armen Opfer photographieren und die Bilder über die

ganze Erde schicken, um zu zeigen, was für Barbaren die Deutschen sind! Was nutzt gegen einen solchen Tatbeweis alle Bemühung der Behörde, den deutschen Namen zu verteidigen? Jeder von uns weiß, daß unsere Regierung gerecht und wohlwollend gegen die Schwarzen ist, aber der Sadismus eines einzigen Menschen reißt in einer Minute nieder, was in einer Generation aufgebaut wurde!"

* * *

„Es raschelte eben so merkwürdig in dem trocknen Gras unter meinem Kopf!" sagte der Alte eine Weile später. „Ich glaube, es gibt hier Mäuse oder Ratten! Wir liegen gerade auf dem alten Lagerplatz Adolf Siedentopfs, der hier vielleicht Mehlsäcke stehen hatte!"

„Möglich!" erwiderte der junge Reiter. „Mir kam es auch ein paarmal so vor! Das Fieber scheint dir aber noch ordentlich zuzusetzen, daß du dich immer so umherwirfst! Ich glaube, du hast noch kein Auge zugetan, Vater!"

„Die Wahrheit zu sagen, in meinem Schädel rumort es noch ganz toll!" klagte der Kranke. „Ich werde den Anblick der Schwarzen nicht mehr los! Was ich heute sah, war für meine Nerven zuviel! Außerdem mache ich mir schreckliche Vorwürfe, daß ich dich mit auf diese Patrouille genommen habe! Der Sanitäter Jonat hatte ganz recht, ich hätte dich vor Kondoa zurücklassen sollen, krank wie du obendrein noch warst!"

„Laß doch diese unnützen Gedanken fahren, Vater," bat der Sohn. „Wer hätte sich jetzt, wo du selber krank bist, um dich kümmern sollen, wenn ich nicht hier wäre! Wir beide gehören zueinander! Tröste dich auch über das jetzige Elend! Vielleicht haben wir doch noch die Möglichkeit, dem Feind eins auszuwischen, dann ist all der Ärger vergessen!"

Er drehte sich auf die andere Seite und war wenige Augenblicke später fest eingeschlafen.

Der Alte lag noch lange mit weitgeöffneten Augen da und fand keinen Schlummer. Ab und zu raschelte es wieder unter seinem Lager in dem dürren Grase, aber er achtete nicht mehr darauf. Sein Geist wanderte zurück nach Kondoa und pflegte Zwiesprache mit den alten Kameraden. An Pallaß dachte er, den treuen Warner, an den fröhlichen Arfas, an alle die anderen, die er nun wohl nie wiedersehen würde.

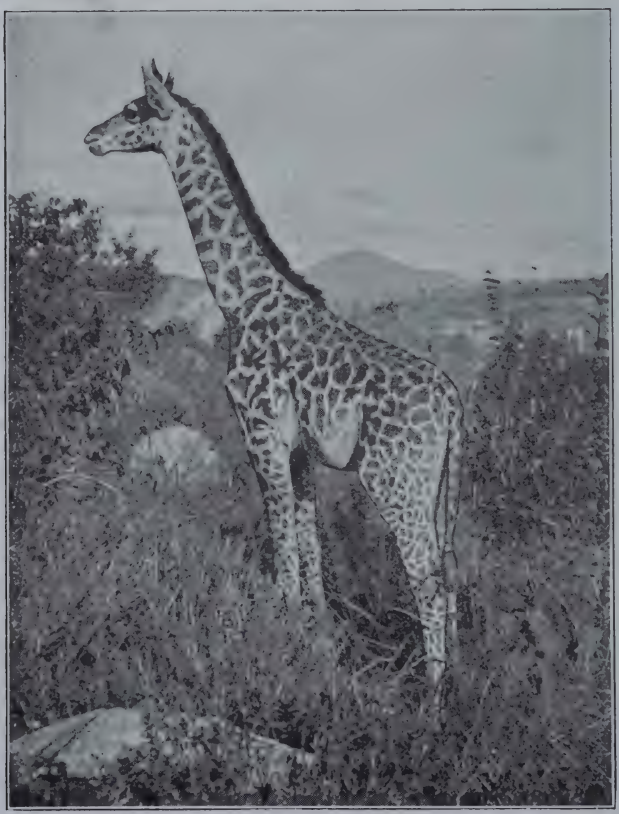
Gegen Morgen erst fielen ihm die Augen zu.

Kaum hatte er eine halbe Stunde zu einem traumzerquälten Schlaf die Lider geschlossen, als er den jungen Reiter aufstehen hörte.

Reiterpatrouille in der Steppe (Achte berittene Schützen).

Boma von Singidda im Lande der Wanjaturu, ruhmreich verteidigt von Dr. Hoffmeister August 1916, nach dem Fall nochmals überrumpelt am 3. Juni 1917 durch Feldwebel Müller, Führer der 8. Feldkompagnie, Abt. Naumann.

Zebra in der Baumsteppe (im Kriege nur zur Verpflegung der Eingeborenen gejagt).



Giraffe in Ussandaui.

Sofort war er selbst auch wieder völlig wach. Er machte einen Versuch, sich zu erheben, aber es ging nicht. Wie Blei lag es ihm in den Gliedern.

„Ich will sofort Kaffee machen, Vater!" sagte Theodor. „Vielleicht wird dich ein warmer Trunk etwas erquicken!"

Er nahm die Decke fort, die vorn den Eingang in das Zelt verschlossen hatte, und ließ die frische Morgenluft einströmen. Dann ging er ans Werk, zündete das Feuer an, holte Wasser und setzte das Kochgeschirr über die Flammen.

„So, Vater, jetzt versuche einmal!" sagte er nach einer Weile und hielt dem Kranken das dampfende Getränk hin. „Ich hoffe, dir wird bald anders werden!"

Der Alte nahm ein paar Schluck und reichte den Becher zurück.

„Ich danke dir herzlich, mein Junge, aber das genügt mir für jetzt! Essen kann ich nichts! Es ist das beste, du lässest mich noch einige Stunden ruhen, ich bin zu zerschlagen!"

„Ein Glück, daß du im Rücken die geschützte Graswand hast!" bemerkte Theodor. „Adolf Siedentopfs Schwarze haben die ganz kunstfertig für ihren Herrn hergestellt. Die hält dir die Zugluft vom Speerberg her ab! Hoffentlich kannst du einschlafen! Ich sehe später nach dir!"

Versonnen lehnte der Kranke seinen Kopf in das Sattelpolster zurück, das ihm wie allen seinen Kameraden das Kissen ersetzte.

Wieder dachte er an die Kompagnie, die nun schon längst von Kondoa Irangi nach Süden gedrängt sein mochte. Der Referendar Ancker fiel ihm ein, der zur rechten Zeit abgebaut hatte und nun sicher bei den Achten Reitern sein Glück pries. O, wie er den Freund beneidete! Hätte der doch bloß seinen Theodor mitgenommen, damit der Junge solche Bilder nicht in seine jugendliche Seele aufzunehmen brauchte!

Bald stieg die Sonne hoch, und an Schlaf war nicht mehr zu denken. Es wurde schwül in dem kleinen Zeltchen, aber aufzustehen vermochte er nicht, das Fieber schüttelte ihn noch.

Draußen war es zudem nicht besser. Das Wäldchen mit seinen überall am Boden verstreuten Dornen und den geschäftig umhertrippelnden Ameisen bot keinen verlockenden Lagerplatz; unter freiem Himmel aber stachen die glühenden Strahlen des unerbittlichen Gestirns.

* *
*

Gegen elf Uhr kam Theodor. Vorsichtig trat er näher. „Ich habe etwas Gulasch zubereitet, Vater!" sagte er, enttäuscht, daß er den Kranken noch immer schlaflos fand. „Versuche ihn einmal; ich denke, den kannst du noch am ersten essen!"

Der Graubart sah ihn dankbar an.

„Es ist sehr nett, daß du so gut für mich sorgst, mein Junge, aber leider verspüre ich nicht den geringsten Appetit!"

„Du mußt etwas essen, Vater! Wenn du das nicht tust, verlierst du sofort deine Kräfte! Es ist schlimm genug, daß wir nichts anderes haben als Fleisch und Hirse. Komm, tu mir den Gefallen und koste es wenigstens! Ich habe mir solche Mühe gegeben, es gut zuzubereiten! Also bitte, nimm dein Eßbesteck aus der Satteltasche heraus!"

Dem Kranken widerstrebte es, Nahrung zu sich zu nehmen, aber er sah in das flehende Gesicht des jungen Reiters und mochte ihn nicht enttäuschen.

„Dir zuliebe will ich es tun!" sagte er freundlich.

Er wandte sich zur Seite, um mit der Linken nach der Satteltasche zu greifen, die noch fest angeschnallt war und sich dicht neben seinem Kopf befand. Eben wollte er die Lederstrippe fassen und den Nagel aus der Schnalle lösen. „Ich werde mich wohl noch etwas aufrichten müssen, um das Besteck herauszunehmen!" kam es ihm in den Sinn.

Während er noch in dem fiebernden Kopf überlegte, fielen seine Blicke auf die braunrote Satteltasche, die der hilfreiche Palästinenser Albert ihm erst vor wenigen Monaten aus Rohleder zurechtgenäht hatte.

„Was habe ich denn da nur auf die Satteltasche gelegt?" dachte er langsam und schwerfällig. „Was steht denn da für ein dunkler Teller? Ich besitze doch gar keinen solchen Teller! Der sieht ja aus, als ob jemand Kiebitzeier hineingemalt hat! So einen Teller habe ich noch nie gesehen! Das ist doch überhaupt kein Teller! Was mag es nur sein? War jemand vorher in meinem Zelte, der da irgend etwas auf die Packtasche legte, während ich döste? Ein Stück Tuch am Ende als Überraschung? Gestreiftes Tuch? Einen Hosenträger gar? Einen schwarz-grün-gelben Hosenträger? Solch seltsame Hosenträger kommen aber doch sonst nicht vor! Wie glatt sie sind! Wie rund! Mein Gott, was hat es für eine Bewandtnis mit diesen Hosenträgern?"

Der Teekessel in seinem Hirn summte noch. Das Blut kochte im Fieber und wirbelte blubbernde Blasen auf. Die unter der unnatürlichen Hitze des Leibes feuchtglänzenden Augen starrten auf das bunte, glitzernde, schil-

lernde Band über der Satteltasche, ohne das, was sie sahen, von der Netzhaut auf die Hirnhaut weiterleiten zu können. Nur die linke Hand war in dem Gefühl, einen Gedanken ausführen zu müssen, in langsamer Bewegung nach der Satteltasche hin begriffen.

Plötzlich stieg eine furchtbare Ahnung im Hirn des Kranken auf und schnürte ihm im gleichen Augenblick die Kehle zu. Mit dem letzten Kräfteaufgebot riß der gesunde Lebensinstinkt den ermatteten Willen aus dem kreisenden Strom des fiebernden Blutes heraus. Alle Lebenskraft des zermürbten Körpers schoß in das Auge hinein, das gleichsam aus seiner Höhle sprang. Der entsetzte Blick starrte auf das geheimnisvolle, tellerartige Knäuel in dem Halbdunkel des Zeltchens. Mitten aus dem Tellergrunde heraus hatte sich in Fingerhöhe ein Kopf erhoben, der zu dem Knäuel gehörte.

Es war der Kopf der tödlich giftigen Puffotter, die eben aus ihrem Schlaf auf der Satteltasche erwachte. Aus ihrem Maul fuhr die gespaltene Zunge in seltsamer Nervosität hin und her. Die Hand des Kranken war keine fünf Zoll von ihrem Leibe entfert.

Wenn Konrad vorher geglaubt hatte, er könne in seinem Fieber das Haupt nicht erheben, so war das ein Irrtum gewesen. Sobald er im klaren darüber war, welch ein fürchterlicher Schlafgenosse Kopf an Kopf mit ihm geruht hatte, kam die Lebensenergie wie ein elektrischer Schlag über ihn. „Fort!" war der einzige, aber auf der Stelle auch alle Atome seines Körpers durchblitzende Gedanke.

Schneller als die Schlange zum tödlichen Biß hätte zufahren können, riß Konrad die Hand von der Satteltasche zurück. Im selben Augenblick war er draußen vor dem Zelte.

Der junge Theodor hatte arglos die Bewegung des kranken Vaters verfolgt. Daß der fiebernde Mann nicht so schnell nach dem Besteck griff wie in gesunden Tagen, nahm ihn nicht wunder.

Plötzlich fiel ihm auf, daß der Kranke, der schon nach der Satteltasche langte, mitten in seiner Bewegung stockte und auf das Leder starrte. Sofort folgte er dem Blick. Alles Blut schoß ihm zum Herzen. Sein scharfes Auge hatte den schrecklichen Gast erkannt, der sich dort niedergelassen hatte.

Die plötzliche Bewegung des aufspringenden Menschen hatte die Schlange alarmiert. Sie löste ihre Ringe und glitt von der Ledertasche herunter.

Während Konrad in die Höhe geschnellt war, hatte der Sohn einen der

beiden Karabiner ergriffen, die draußen gegen die Zeltstöcke gelehnt standen. In der nächsten Sekunde war er zurückgesprungen.

„Wo ist sie?" stieß er atemlos hervor, als er die Puffotter nicht mehr auf der Tasche erblickte.

Bleich vor Schrecken deutete der Kranke auf die Graswand hinter dem Sattel, der die Schlange eben zukroch. Im gleichen Augenblick erspähte der junge Reiter das Reptil. Ein wuchtiger Kolbenstoß des Karabiners fuhr in die Richtung. Von der Puffotter sah man nichts mehr.

„Ich weiß nicht, ob ich sie getroffen habe!" stammelte Theodor.

Er riß die Askarizeltwände fort.

„Gottlob, da liegt sie!" rief er. „Schau, Vater!"

Der kranke Reiter starrte mit Augen, in denen noch deutlich der Schrecken geschrieben stand, auf die Giftschlange. Der erste Kolbenschlag hatte genügt; zur Vorsicht stampfte Theodor ihr die letzte Spur des Lebens aus.

„Jetzt wissen wir, was das für Mäuse waren, die in der Nacht im dürren Grase raschelten, Vater!" sagte er lächelnd. „Aber du hast dich entsetzlich erschreckt, gelt?" setzte er bedauernd hinzu, als er die tödliche Blässe auf dem Gesicht des Kranken wahrnahm.

„Es wäre eine Lüge, wenn ich es leugnete!" entgegnete dieser. „Ich erschrak nicht einmal so schlimm, als ich sie erkannte, wie jetzt hinterher! Wer weiß, wie lange wir Kopf an Kopf gelegen haben! Wenn ich daran denke, was für Folgen eine einzige unvorsichtige Bewegung hätte haben können, wird mir übel! Unmännlich ist es zwar, daß ich mich so vor einer Schlange graule!"

„Ich glaube, das wäre wohl jedem so ergangen!" tröstete der Sohn.

„Das weiß ich denn doch nicht!" widersprach der Alte. „Zweimal habe ich eine Schlange zwischen meinen Füßen gehabt, wie du weißt; das eine Mal eine Puffotter auf dem Wege von Lolkissale nach Aruscha, das andre Mal eine Speischlange im Walde von Umbugwe. Beide Male habe ich mir nicht viel daraus gemacht. Diesmal war es anders. Ich schiebe es auf die Krankheit, da ist man eben empfindlicher! Na, Schwamm drüber, wir haben sie, das ist die Hauptsache!"

Sie redeten noch eine Weile zusammen, als Albert, der Palästinenser, mit allen Zeichen der Erregung herankam.

„Ich erzählte dir doch vorher, daß zwei unserer Ochsen plötzlich geschwollene Läufe bekommen haben, Theodor!" begann er. „Wir konnten uns das gar nicht erklären und zerbrachen uns den Kopf über die seltsame Krankheit. Eben sind wir hinter das Geheimnis gekommen! Denken Sie

sich, Konrad, Unteroffizier Simon hat zehn Schritt von unserm Lagerplatz ein ganzes Nest voll junger Puffottern entdeckt. Mindestens fünf oder sechs Stück waren es, die er totschlug! Wo die Jungen sind, da halten sich auch die Alten auf. Die beiden Ochsen sind von Schlangen gebissen. Das ist eine üble Nachbarschaft! Wir haben zwar alle möglichen Medikamente von Sekenke mitgenommen, aber doch keine Arznei gegen Schlangenbisse!"

Man erzählte ihm, was sich inzwischen im Zelt zugetragen hatte.

„Ich denke, wir haben doch übermangansaures Kali mit!" bemerkte Konrad.

„Ich weiß es nicht!" sagte der Paläſtinenser. „Sofort werde ich einmal nachsehen! Ich verliere so leicht die Courage nicht, aber vor Schlangen habe ich Respekt, das will ich offen bekennen!"

„Was mich am meisten wundert, ist das Auftreten der Reptile hier auf der Hochebene mitten in der kühlen Zeit!" erklärte der Graubart. „Wir zählen erst August, und die Nächte sind noch recht kalt. Allerdings haben wir ja augenblicklich den hellsten Sonnenschein. Wegen der Kälte wird meine Puffotter wohl auch in der Nacht in das Zelt gekrochen sein!"

„Ich kann mir die Sache nicht zusammenreimen!" meinte Theodor. „Gewöhnlich hört man doch, daß die Schlangen sich in der Regenzeit paaren oder sogar schon im Februar. Jedenfalls will ich froh sein, wenn wir uns aus dieser Felsblockwildnis bald verziehen, die Sache ist mir nicht geheuer!"

„Mir auch nicht!" stimmte ihm der Alte bei. „Gerade solche Steinblöcke, wie sie der Bergabhang hier aufweist, sind die Schlupfwinkel der Reptilien. Gleich bei meiner Ankunft mit Siedentopf ist mir übrigens die Unmenge der Löcher aufgefallen, die hier den ganzen Hang erfüllen. Ich muß sagen, ich ängstige mich vor der Nacht! Es hat doch auch seine Schattenseiten, wenn man ständig bei Mutter Grün schläft!"

Die Nacht verlief ruhig für den kranken Reiter und seinen Sohn. Sie hörten auch keine Mäuse oder andere Mitbewohner ihres Zeltchens im Grase rascheln. Allerdings war die ganze Lagerstätte vor dem Schlafengehen gründlich untersucht worden.

Früh am nächsten Tage nahm einer der Askari einen Packsattel fort, keine zehn Schritt von dem Zeltchen entfernt, in dem Vater und Sohn schliefen. Unter dem Sattel lag eine Puffotter zusammengeringelt. Ohne Mühe schlug er sie tot.

13. Ein Wiedersehen

Einige Wegstunden südwestlich der Farm Oldogom, deren Besitzer anderthalb Jahre zuvor von den Schwarzen erschlagen worden war, murmelte mitten in einem fast nie vom Fuß der Weißen betretenen Buschwalde ein Bach sein letztes Lied. Er war am Ziele seiner Lebenswanderung angekommen. Eine kurze Strecke weiter südlich tat er den Todessprung von den steilen Zinnen des Nyarasa-Randgebirges in die wildzertrümmerte Felsenschlucht, zu deren Füßen der tote Salzsee gebettet war.

An den Ufern des Bachs drängte sich heute eine wandernde Herde zusammen, die nicht müde wurde zu brüllen und zu blöken. In dieser grenzenlosen Einöde, der nur das vom Lemagrutberge herabströmende Wasser Leben gab, empfand selbst das stumpfe Vieh den Schrecken des Fluches, der die weite Wildnis ringsumher zur Wüste machte; es fühlte, daß hier auf die Dauer seines Bleibens nicht war.

Ein Mann trat in die Lichtung der Gelbrindenakazien und beschattete sich das Auge mit der linken Hand. Er trug knapp anliegenden Khaki und einen mächtigen Südwester; starke Ledergamaschen schützten ihn gegen die Dornen der Wildnis. Wer ihn sah, wußte auf der Stelle, wen er vor sich hatte, ohne je den Namen gehört zu haben oder in dieser Gegend gewesen zu sein. Athletische Kraft beherrschte die Glieder, ein eiserner Wille prägte sich in den bronzenen Zügen aus. Der eindrucksvolle Kopf saß auf Schultern, die das Los eines Ansiedlers auf rauher Erde tragen konnten. Der Nacken bürgte dafür, daß er sich vor keinem Menschen ohne Not beugte, auch nicht vor dem Löwen der Steppe und dem Büffel der einsamen Wälder.

Es war der einstige „König" des Ngoro-Ngoro-Kraters, der Farmer Adolf Siedentopf. Noch immer zog er mit seiner Frau und seinen Herden unstet durch die Wildnis, von wenigen, ihm auch jetzt treugebliebenen Schwarzen umgeben. An der Grenze des Tatogalandes, wo die Reiterpatrouille ihn zwei Monate zuvor getroffen, war seines Bleibens nicht mehr gewesen. Um den Nyarasasee herum zog er in weitem Bogen langsam der alten Erde wieder zu, über die jetzt der Feind gebot. Es blieb ihm keine Wahl mehr.

„Mutter, da kommen drei Reiter an!“ rief er jetzt. „Besuch in diesem Weltenwinkel hätte ich allerdings nur so lange für möglich gehalten, als Eisenhart noch lebte und in Oldogom saß. Engländer dürften es schwerlich sein, selbst ein wagemutiger Sportsmann verläuft sich in diese Wüste nicht. Deutsche können es ebensowenig sein, Singidda und Mkalama sind sicher längst gefallen!“

Eine freundliche Frau trat aus der Herde heraus und schaute in die Richtung. Eine feine Frau, die nicht als Farmerin geboren war. Man sah ihr an, daß sie unter ganz neuen und schweren Verhältnissen sich bewährte.

„Einer der drei ist Friedrich Wilhelm!“ sagte sie, nachdem sie eine Weile scharf hingeblickt hatte. „Mein Gott, wie kommt der nur hierher?“

„In der Tat, es ist mein Bruder!“ bestätigte ihr Mann. „Jetzt erkenne ich die beiden andern auch. Der eine ist der Reiterführer, den wir zuletzt am Uschutosee getroffen haben, der andere dürfte der kleine schwäbische Vizefeldwebel sein, der zur Patrouille gehörte! Na, ist das aber eine Überraschung!“

* *
*

Frau Adolf hatte den unerwarteten Gästen an Speise und Trank alles aufgetischt, was ihr unter freiem Himmel geführter Buschhaushalt nur aufwies. Die alte Gastlichkeit aus dem Ngoro-Ngoro-Krater, in dem jeder Durchreisende an ihrem Tische eine Freistatt gefunden hatte, erwies sie auch unter den veränderten Verhältnissen in gewohnter Herzlichkeit.

Die Ankömmlinge glaubten den Himmel auf Erden zu sehen. Sie schwelgten in dicker Milch und Buttermilch, erhielten selbstfabrizierte Konserven in Gestalt der letzten Gnuzungen, die noch aus dem Krater stammten, und aßen dazu Brot und Butter.

Der Hausherr kam der Bitte, über das Nyarasa-Randgebirge, die an Ussukuma stoßende Buschwildnis sowie die besiedelte Landschaft Meatu zu berichten, in ausführlichster Weise nach. Gespannt lauschten die Zuhörer auf jede Einzelheit.

„Die für die Patrouille als Stützpunkt allein in Betracht kommende Wildnis des Nyarasa-Randgebirges ist das unwegsamste Pori, das ich kenne!“ schloß er seine Erzählung. „Selbst die Eingeborenen von Meatu, der nächsten Landschaft in Ussukuma, trauen sich kaum hinein; nur wenige der beherztesten Leute wagen sich gelegentlich auf Honigsuche eine kurze Strecke über den Saum der wasserlosen Einöde. Das ‚Maporu ya Meatu‘,

wie sie für gewöhnlich genannt wird, ist unter den Schwarzen verrufen wie keine andere Gegend im Norden von Deutsch-Ost!"

„Und die Ureinwohner, von denen Sie sprachen? Werden wir sie wirklich gar nicht zu Gesicht bekommen?" fragte Strecker enttäuscht.

„Die Wanege oder Wahi? Nein! Die Wakindiga, ihre Verwandten, die zwischen dem Hohenlohegraben und dem Nyarasa hausen, wohl, wenn Sie die andere Seite des Sees aufsuchen! Wanege, Wahi und Wakindiga sind ein Urvolk nach Art der Ihnen bekannten Bewohner der Landschaft Ussandaui bei Kondoa Irangi! Die Wanege sind im Gegensatz zu den anderen ganz scheu und unnahbar; sie kommen nur im Nyarasa-Randgebirge vor. Sie nähren sich von Waldwurzeln und wilden Früchten, stellen Fallen und schießen mit vergifteten Pfeilen; das ist alles, was man von ihnen weiß! Alle die genannten Stämme sollen mit den Buschmännern in Südafrika verwandt sein, mit denen sie auch die Schnalzlaute gemeinsam haben!"

„Nach allem, was Sie da erzählen, werden uns die Engländer so leicht nicht in dieser Wildnis vermuten und uns auch schwerlich dahin folgen!" sagte der Patrouillenführer nachdenklich. „Dort dürften wir also unsern Wigwam unbehelligt bauen können!"

„In das Maporu ya Meatu werden Ihnen schwarze Späher schwerlich folgen, geschweige denn weiße Soldaten! Ein besseres Versteck können Sie gar nicht finden, wenn Sie sich einen Schlupfwinkel aussuchen wollen! Und von dort aus gedenken Sie dann größere Streifzüge hinter der feindlichen Front zu unternehmen, wenn ich recht verstanden habe?"

Der Führer nickte. „Sobald ich mein Lager eingerichtet und befestigt habe! Befestigen werde ich es, denn man muß sich doch gegen alle Möglichkeiten schützen!"

„Versprechen Sie sich von einer Befestigung viel?" fragte Adolf erstaunt. „Sie erzählten mir doch, Sie haben 50 Träger an die Kette gelegt, von denen einige schon entlaufen sind. Andere Ausreißer werden folgen, keine Peitschenstrafe schreckt die Schwarzen ab, wenn sie ihre Freiheit wiedergewinnen wollen. Leute, die ausrücken, könnten eines Tages Ihr Lager doch verraten!"

„Die Kettengefangenen werde ich unter strengster Aufsicht das Lager bauen lassen!" sagte der Führer. „Ich werde schon dafür Sorge tragen, daß sie während dieser Zeit nicht entlaufen! Das Werk wird in kürzester Frist vollendet sein. Wenn ich die Kettengefangenen nicht mehr brauche, lasse ich sie abstechen!"

Adolf Siedentopf traute seinen Ohren nicht. „Das meinen Sie doch nicht im Ernst?" entgegnete er.

„Es ist mein völliger Ernst!" versetzte der andere. „Ich wüßte sonst keinen Weg, um mich vor Verrat zu schützen! Die Sicherheit der Patrouille ist für mich das oberste Gesetz, dagegen haben alle anderen Bedenken zurückzustehen! Es handelt sich hier um das Staatsinteresse! Mit der gewöhnlichen Moral kommt man in außerordentlichen Zeiten nicht aus! Die Notlage erfordert kräftigere Maßnahmen, als sie der Friedenszustand vorsieht! Ich werde ohne alle Skrupel die 47 Buschneger abstechen lassen! Es ist eine Vorbeugungsmaßregel."

* *
*

Als es kühler wurde, ging man am Bach umher und sah zu, wie das Vieh gemolken wurde.

„Was hat der Mann für Auffassungen?" fragte Adolf seinen Bruder Friedrich Wilhelm, mit dem er gerade allein war. „Er spricht von der heimlichen Ermordung seiner Kettengefangenen, die er der Freiheit beraubt und in Eisen geworfen hat, wie ein anderer vom Abstechen seiner Ochsen redet! Gibt es noch mehr solche Kerle bei der Schutztruppe? Ich bin ein rauher Wildwestler, und jeder weiß, ich kenne keine Sentimentalität, aber mir ist ganz übel geworden, als ich den Patron reden hörte. Mir graut vor eurem Führer! Ich frage mich, ob der Mann ganz normal ist!"

14. Abmarsch zum Standlager

30. August 1916

Im Lager am Speerberg krabbelte alles wie in einem Ameisenhaufen durcheinander. Der Führer war mit 23 Milchkühen von Adolf Siedentopf zurückgekehrt. Nach mehrtägiger Streife durch die wasserlose Wildnis, an der der junge Theodor und Hassan teilnahmen, hatte er dann einen geeigneten Punkt für ein Standlager gefunden. Der Aufbruch der Karawane erfolgte auf der Stelle.

„Ich danke meinem Schöpfer, daß wir von hier fortkommen!" sagte der alte Reiter zu seinem Sohne, der ihm von dem strapazenreichen Ritt erzählt hatte. „In deiner Abwesenheit haben wir wieder drei Puffottern totgeschlagen. Man sollte den Felsen dort nicht Speer-, sondern Schlangenberg taufen! So arg wie hier war die Plage noch nirgends!" —

Während Konrad und Theodor mit der Spitze aufbrachen, folgten der Schiffszimmermann und eine Anzahl Askari mit den Trägern. Hinter ihm geleitete der Rest der Söldner die Ochsenherde.

„Na, wird's bald?" trieb der Weiße einen Mann an, der sich so langsam voranbewegte, daß er augenscheinlich die ganze Kette aufhielt.

„Siwezi, Bwana! Ich kann nicht, ich bin krank, Herr!" stammelte der Träger.

„Huyu hawezi! Kweli, Bwana! Dieser ist in der Tat krank!" bestätigten auch die übrigen Gefesselten. Es waren die unglücklichen Neun, wie der Weiße jetzt sah. Ihre Gesäße waren ein einziger Eiterherd.

„Geht langsam!" sagte der bestürzte Zimmermann zu den Leuten der Kette und rief den Askari ein paar Worte zu, schonungsvoll vorzugehen. Es bedurfte dieser Worte nicht erst. Jeder einzelne dieser sonst so harten Söldner schaute mitleidig auf den armen Teufel.

„Atakufa huyu! Er wird sterben!" meinte der Ombascha Osman und wies auf den Kranken. „Wir werden seine Last vermindern!"

„Suche ihm die leichteste Last aus, Osman!" gebot der Weiße.

Der Ombaſcha tat, wie ihm befohlen war. Der Träger wankte weiter. Das Bewußtſein, daß er weniger trug als vorher, gab ihm anſcheinend neue Kraft. Er verſuchte ſchneller zu gehen als zuvor.

Der Himmel hatte ſich heute entſchloſſen, die Karawane aus der Serengeti zu vertreiben. Die bleierne Kuppel ſchwebte langſam zur Erde hernieder, um alles Lebendige durch die Wucht des Gewölbes zu zerquetſchen. Je näher ſie kam, um ſo ſchneller verdunſtete die Feuchtigkeit, die die Wurzeln des Daſeins nährte. Das Blut vertrocknete in den Adern, die Säfte ſchrumpften zuſammen. Alle Weſen wurden ſchlaff und lebensunluſtig. Sogar die Schmeißfliegen verloren ſich in der Tiefe der Grashalme. Die Ameiſen trippelten fort.

Es wurde Mittag, und das glühende Sonnenlicht wogte wie ein einziges Flammenmeer durch die Steppe. Jeden Raum der Gegend und jede Pore des Körpers füllte es aus. Vor dem Feuer floh alles Leben.

Plötzlich hörten der Schiffszimmermann und der Ombaſcha, die zuſammenritten, den dumpfen Fall eines menſchlichen Körpers und das kniſternde Aufſchlagen eines Baſtkorbes.

„Tayari huyu!“ rief eine Stimme aus der Kette der Gefangenen heraus und wies auf den Träger, der eben zu Boden geſtürzt war. „Der hat genug!“

Sofort hielt die ganze Kette wie auf Kommando. Alle blickten auf ihren Schickſalsgefährten, der leblos dalag.

„Amekwisha kufa! Er iſt eben geſtorben!“ ſagte jemand.

Der Schiffszimmermann folgte dem Beiſpiel Osmans, der von ſeinem Tiere geſtiegen war. Beide beugten ſich über den Schwarzen.

„Kweli, amekufa!“ rief Osman aus, „haizuru, matata yake sasa yamekwisha! Er iſt wirklich tot! Es iſt gut ſo! Er hat ausgelitten!“

Das Herz und der Puls des Mannes ſtanden ſtill, davon überzeugte ſich auch der Weiße.

Man goß Waſſer über das Geſicht, rieb die Schläfen, ſtellte Wiederbelebungsverſuche an, ſo gut man es verſtand, aber es war alles umſonſt. Der Träger war tot.

Der Seemann blickte ihn mit Augen an, als wolle er ihm Abbitte leiſten.

„Was ſollen wir tun, Osman?“ fragte er hilflos den Ombaſcha.

„Wir müſſen ihn von der Kette loslöſen und liegenlaſſen, was bleibt uns anders übrig, Herr?“ antwortete dieſer. „Wir wollen machen, daß wir weiterkommen, ſonſt haben wir Unannehmlichkeiten! Du weißt doch, wie ſtreng der Große Herr iſt! Wir dürfen uns nicht verſpäten! Außer-

dem könnten uns noch mehr Leute sterben, denn es ist eine schlimme Durststrecke!" —

Damit zog er sein Messer, schnitt den Strick, mit dem der Tote an den Vordermann und den Hintermann gefesselt war, durch und knüpfte dann die abgeschnittenen Enden sorgsam wieder zusammen.

„Fisi atamkula! Die Hyäne wird ihn fressen!" murmelte der eine der beiden Träger, die die Nachbarn des Toten in der Kette gewesen waren, und warf einen stumpfen Blick auf den Leichnam.

„Atanikula vile vile! Sie wird auch mich fressen!" erwiderte der andere.

„Atatukula wote! Sie wird uns alle fressen!" meinte ein dritter.

„Haizuru! Es ist gleich!" sagte der erste Träger matt.

„Mizigo juu! Nehmt die Lasten auf!" kommandierte der Ombascha. „Nendeni! Marschiert weiter!" —

Die Karawane setzte sich wieder in Bewegung. Der Schiffszimmermann sah sich noch einmal nach dem Toten um. Der schwarze Ombascha fing den Blick auf.

„Der Große Herr ist streng!" sagte er lächelnd, „furchtbar streng! Das Los der Träger ist schwer, viel zu schwer. Sie sind nicht abgehärtet wie wir Soldaten! Sie vertragen nicht Hitze und Durst wie wir! Sie müssen Haus und Hof verlassen und Weib und Kind, um euch zu folgen, wie wir! Aber wir kennen euch, sie kennen euch nicht! Darum haben sie kein starkes Herz! Wenn sie schwach werden, kommt auch gleich schon der Tod!"

Der Weiße nickte. Sein Blick verlor sich ins Leere. Er suchte das freie Meer, das er heute mehr liebte denn je, seit er von aller Welt abgeschnitten war und im afrikanischen Busch seit Jahren ein Hundeleben führte.

* * *

Eine Stunde später holte er die Kameraden ein, die an einer halbwegs schattigen Stelle Mittagsrast gemacht hatten.

„Wo ist der Führer?" fragte er seinen schleswig-holsteinischen Landsmann Nissen.

„Er liegt dort drüben unter dem Affenbrotbaum!" antwortete dieser. „Was ist los, Zimmermann?"

„Einer der Neun ist seinen Verletzungen erlegen! Ich will ihm Meldung machen!"

„Es soll mich wundern, wie viele von den armen Teufeln mit dem Leben davonkommen!“ brummte der Eisenbahner finster. „Was aus uns allen noch werden soll, mag der liebe Himmel wissen!“

„Du hast recht, Mann!“ antwortete der Seebär. „Die unglücklichen Schwarzen machen mir übrigens noch mehr Kopfzerbrechen als unser eignes Los! Auf den Schiffen hat man ja auch allerlei erlebt, was nicht schön war, und die neunschwänzige Katze ist nicht nur ein übler Traum! Solche Herren wie unser Bwana Mkubwa sind mir da aber denn doch nicht begegnet!“

Er fand den Patrouillenführer an der bezeichneten Stelle.

„Na, Zimmermann, was bringen Sie?“ fragte dieser leutselig.

Der Schiffszimmermann klappte die Hacken vorschriftsmäßig zusammen, nahm stramme Haltung an, faßte den Karabiner, wie es sich gehörte, und sah dann seinen Vorgesetzten an.

„Ich melde, daß einer der neun Träger, die die 50 Hiebe wegen der Ausreißer bekommen haben, vor etwa einer Stunde unter seiner Last an der Kette tot zusammengebrochen ist!“

15. Lagerbau

September 1916

Es war eine stockdunkle Nacht. Von den Zinnen des Speerbergs huschten gespenstige Schatten über das Steingeröll der Hänge. Sie fuhren durch zerrissene Korongos[1]) und glitten an ungeheuren Felsblöcken vorüber talabwärts. Ihre Richtung war das Wäldchen, an dessen Saum die Karawane bis heute gerastet hatte.

Wo gestern noch das Brüllen der Ochsen die ganze Nacht hindurch angehalten hatte, herrschte heute Grabesstille. Kein Lagerfeuer flammte auf, das die Tiere der Wildnis fernhielt. Die rastlosen Schritte des auf und ab gehenden Postens hallten nicht mehr durch die schweigende Einsamkeit. Ungestört ringelten sich wieder bei Tage und bei Nacht die Puffottern durch die Steine. Kein Lebewesen machte ihnen die Herrschaft über das Reich der Wüste streitig. Von der Anwesenheit ungebetener Besucher zeugte nur noch der durchdringende Geruch, der die Talmulde verpestete. Er kam von der Schlachtstätte her, auf der die Eingeweide und der sonstige Abfall des Viehs zerstreut umherlagen, das der Patrouille zur Nahrung gedient hatte. Am Rande des Krals moderten die beiden schrecklich aufgelaufenen Kadaver der Ochsen, die den Bissen der Puffotter erlegen waren.

Die Schatten, die vom Speerberg herabgehuscht waren, näherten sich der Abfallstätte des Lagers. Vorsichtig schlichen sie heran. Plötzlich schoß einer wie ein Pfeil über ein wirres Knäuel sich ringelnder Giftvipern dahin. Mitten unter dem verwesenden Fleisch, das die Menschen verschmäht hatten, landete er. Wie fahle Blitze folgten sechs bis sieben weitere Schatten.

Mit einem Male erbebte die Erde. Halb taub und halb blind, wie sie waren, erstarrten einen Augenblick sogar die Puffottern vor tödlichem Schreck. Ein Rudel Pferdeantilopen, das am entgegengesetzten Ende des Wäldchens an den dürftigen Grasnarben äste, ging auf der Stelle in hohen Fluchten in der Richtung auf den fernen Lemagrutberg ab. In den Klüften

[1]) Schluchten.

des Speerbergs schreckten die silbergrau-braunen Klippspringer. Von den Darm- und Magenresten aber, von den Köpfen und Hufen der geschlachteten Ochsen, von den aufgeblähten Kadavern des von den Schlangen getöteten Viehs stoben Schakale und Hyänen davon und beobachteten aus der Ferne, wie andere Gäste, die mächtiger waren als sie, über die reichbesetzte Tafel der Wildnis herfielen. Wieder hallte rollender Donner über die verpesteten Hänge dahin, prallte gegen die kahlen Felsenplatten des Nyarasa-Randgebirges und schlug in brüllendem Echo über die Korongos und Steintrümmer der Serengetiwüste. Ein Pack Löwen hatte die Arena des verlassenen Viehkrals betreten und fiel heißhungrig über die Abfallstätte des menschlichen Lagers her.

Sobald die Stimmen der Raubtiere verstummten, wurde es wieder totenstill. Vom Schlachtplatz her drang nur noch dann und wann ein verhaltenes Knurren und Grunzen durch die Nacht, ein plötzliches Fauchen, wenn ein paar der großen Katzen sich einen Bissen mißgönnten und mit den Pranken nach einander schlugen. Dazwischen ertönte das Knacken und Krachen der Knochen, die zermalmt wurden. Knirschend schlugen die Reißzähne gegen die Schädel der Ochsen und rissen die letzten Fleischfetzen herunter. Neidzerfressen äugten die Hyänen und Schakale aus dem Gebüsch herüber; trotz ihres nagenden Hungers wagten sie sich nicht aus dem Dickicht.

Was die Menschen übriggelassen, war bis auf den letzten Rest in kürzester Frist vertilgt. An die in völliger Vermoderung begriffenen beiden Kadaver machten sich die Löwen nicht heran. Sie schnupperten einen Moment herum, wandten sich dann aber sofort ab; nach dem Fraß der Hyänen und Schakale gelüstete es sie nicht, trotz ihres Heißhungers. In wilden Sprüngen rasten zwei Löwinnen durch den Kral und nahmen mit unterdrücktem Knurren die Verfolgung der Ochsenherde auf. Hinter ihnen her jagte das ganze Pack.

Ehe das Zwielicht kam, hatten sie auf der Fährte der Herde den Platz erreicht, an dem der Ombascha Osman den verstorbenen Träger vom Strick abgeschnitten hatte. Die vorderste Löwin leckte mit gieriger Zunge an einer Wunde des Toten, während der ihr unmittelbar gefolgte stärkste Löwe die zweite Löwin verjagte und mit einem Prankenschlag in den Hals des Schwarzen zugleich das Eisen der Knechtschaft zerriß.

Der erste Strahl der Morgensonne beleuchtete ein paar armselige Knochen, die einzigen Überreste des Trägers von Sekenke. Eben schlich der letzte Löwe den nächsten Büschen zu. Ehe er verschwand, äugte er nach Südwesten. Der Morgenwind trug ihm die Witterung der Karawane zu, deren Fährte er wiederfinden würde, wenn die Nacht kam.

Mitten unter den bleichenden Knochen blitzte und flimmerte ein schmaler Streifen wie pures Gold. Es war der entzweigerissene Eisenreifen, den Unteroffizier Michel Simon im Auftrage des Patrouillenführers mit so viel Kunst und Geschick für den Hals des toten Trägers zurechtgeschmiedet hatte ...

* *
*

Die Karawane war am zweiten Tage nach dem Abmarsch vom Speerberg an dem Lagerplatz angekommen, den der Führer mit dem jüngsten Reiter ausgesucht hatte.

Wo die mächtige Schleife eines Bachbetts von der Serengeti her den Eingang in eine bewaldete Halbinsel frei ließ, wurde abgesattelt.

„Hier am Waldsaume können sich die Europäer innerhalb der Schleife, die der Bach bildet, einen Platz aussuchen, an dem sie sich ihren Wigwam zimmern!" sagte der Patrouillenführer. „Ich stelle es ganz dem Gutdünken des einzelnen anheim, ob er sich allein oder mit einem oder mehreren seiner Kameraden gemeinschaftlich seine Wohnung baut. Es ist mir auch gleich, wie das geschieht, ob er ein Grashaus errichten will, wie wir es in Engare Nairobi und in Geraragua hatten, oder einen unterirdischen Unterschlupf!"

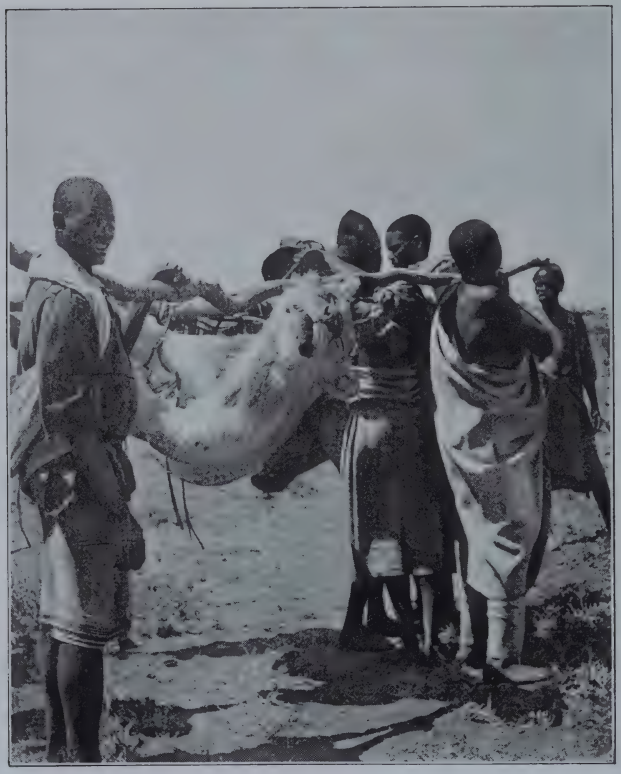
Die Weißen zerstreuten sich sofort, um einen Überblick über das Gelände zu gewinnen. Leute, die sich besonders gut miteinander vertrugen, taten sich zusammen, um einen gemeinschaftlichen Bauplan zu entwerfen.

Der kleine schwäbische Vizefeldwebel Strecker und Friedrich Wilhelm Siedentopf hatten sich enger aneinander angeschlossen und bereits ausgemacht, daß sie zusammenwohnen wollten. Eben durchstreiften sie die teilweise niederen Büsche, um sich zu orientieren. Friedrich Wilhelm war ein hochgewachsener Mann von kräftigem Körperbau, der langsam und bedächtig, wie es seiner niedersächsischen Natur entsprach, umherging. Der Schwabe schien in seinem Blute eine Mischung aus der Zeit der Kelten zu haben, die vor den Germanen die schöne Erde seiner Heimat bewohnt hatten. Er war das reine Quecksilber und kannte keine Ruhe. Zum ersten Male in Afrika erwies sich das bescheidene Maß körperlicher Größe, mit dem ihn die Natur bedacht hatte, als ein nicht zu unterschätzender Vorteil. Während die meisten seiner Kameraden, die normale oder eine recht beträchtliche Körpergröße hatten, alle Büsche umgehen mußten, lief er, ohne anzustoßen, kreuz und quer durch das Unterholz. So kam er viel schneller zu einem Gesamtüberblick.

Schwarze bei der Arbeit.

Hüttenbau im Felde am Engare Nairobi (Lager der Achten Reiter auf dem Doppelberg).

Vizefeldwebel (jetzt Leutnant) Strecker vor seiner Hütte.



Abtransport eines Löwen.

„Der Zwerg aus den Nibelungen!“ rief Theodor, der ihn geschäftig umhertrippeln sah, belustigt aus. „Schau nur, Vater! Alberich, wie er leibt und lebt!“

„Es fehlt nur der Schatz!“ meinte Konrad lächelnd.

„Und der Lindwurm, der ihn bewacht!“ setzte der junge Reiter hinzu. „Verwunschen genug sieht diese Einöde freilich aus! Wer weiß, was für Rätsel sie noch in ihrem Schoße birgt!“

Der Lindwurm war zur Stelle, kaum daß das Wort ausgesprochen wurde. Eben war der kleine Schwabe, ohne sich zu bücken, unter dem seltsam verschnörkelten Astwerk eines Liliputbaumes hervorgestürmt, als eine grauschwarze Schlange von der Dicke eines Männerarmes ihn eräugte. Sofort wurde sie hoch und schnellte nach der Art einer Kobra zum Angriff heran, mehr als ein Meter über dem Erdboden aufgerichtet und fast so groß wie der Eindringling selbst.

„Eine Speischlange!“ fuhr es diesem im selben Augenblick durch den Sinn. „Um Gottes willen, meine Augen!“

Ehe das Reptil so nahe heran war, daß es ihm den giftigen Speichel ins Antlitz schleudern konnte, hatte sich der Schwabe gefaßt. Da er seinen Karabiner nicht bei sich trug, warf er in rascher Geistesgegenwart sein Seitengewehr gegen den Feind.

Die Waffe war stumpf gewesen, solange er sie besaß. In einem zum Gebrauch ganz und gar nicht verwendbaren Zustande hatte die Kompagnie sie ihm einst geliefert, ihm wie seinen Kameraden. Der Vizefeldwebel und alle die anderen hatten sich oft vorgenommen, die Seitengewehre zu schleifen, aber bei dem Vorsatze war es geblieben. Nur die mit einer Säge ausgerüsteten Waffen besaßen einen gewissen praktischen Wert.

Immerhin versagte das Wurfgeschoß in dieser kritischen Sekunde nicht ganz und gar. Vermochte es auch nicht, mit der Spitze oder der Schneide das Reptil zu verletzen, so flößte es ihm doch einen heilsamen Respekt ein. Der Schwabe, ein von Hause aus beherzter und unerschrockener Mensch, hatte die Waffe mit aller Kraft geschleudert. Die erschreckte Schlange ließ vom Angriff ab, glitt wieder auf den Boden und verschwand in einem Loch in der Nähe.

Als Friedrich Wilhelm um die Büsche bog, war der Kampf mit dem Lindwurm bereits beendigt. Man stocherte in dem Schlupfwinkel herum, aber das Reptil kam nicht mehr zum Vorschein.

„Nach der Beschreibung muß es eine schwarze Mampa gewesen sein!“ sagte Theodor. „Ein unangenehmer Nachbar, wenn wir hier Hütten bauen.

Hoffentlich erwischen wir ihn noch in den nächsten Tagen, ehe ein Unglück geschieht. Es ist eine der übelsten Giftschlangen und gibt der Puffotter nichts nach!"

„Sie dürfte uns kaum wieder zu Gesicht kommen!" meinte Friedrich Wilhelm. „Ausgeschlossen ist es natürlich nicht. Ich schätze aber, das Reptil wird sich in Bälde von seinem bisherigen Wirkungskreis verziehen, wenn es merkt, was für ein Betrieb hier aufgetan wird!"

„Vorsicht ist auf alle Fälle am Platze!" riet der kleine Schwabe. „Ich verspüre keineswegs Lust, mir von dem Vieh in die Augen spucken zu lassen und unter gräßlichen Schmerzen vier Wochen so gut wie blind zu sein!"

„Sofort Milch in die Augen, das hilft!" rief einer der Kameraden. „Ich habe den Fall erlebt! Wir haben ja glücklicherweise ein paar Kühe! Seht euch aber auch vor dem Biß des Reptils vor!"

Der Schlaf der Reiter war in dieser ersten Nacht am neuen Lagerplatz trotz des Lindwurmabenteuers ein recht guter. Nur Konrad hatte einen üblen Traum und schlief wieder Seite an Seite mit einer Schlange. Zur Abwechslung war es diesmal keine Puffotter, sondern eine Speischlange, aber sie hatte ungeheure Dimensionen und spuckte fortwährend. Mit einem Male verwandelte sich ihr Kopf in einen Menschenkopf. Er trug die Züge eines der neun mißhandelten Kettengefangenen und spie ihn an.

* * *

Der erste September verging damit, daß die durch die Bachschleife gebildete Halbinsel für den Lagerbau eingeteilt und nach Möglichkeit vom ärgsten Dickicht gesäubert wurde.

Während die Weißen mit Einschluß des Führers ihre Wohn- und Bauplätze an der Serengetiseite des Lagers erhielten, wurde den Askari schräg gegenüber in der Schleife selbst der Platz für ihre Unterkunft angewiesen.

Links von ihnen sollte ein unterirdischer Raum für die Kettengefangenen erbaut werden.

Noch weiter links, mehr im Hintergrunde, dicht am Bachbett, wurde sofort der Ochsenkral angelegt.

In der Nähe des Krals war der Haupteingang des Lagers vorgesehen.

Rechts vom Haupteingang, nur zwanzig oder dreißig Meter entfernt, plante der Führer dem Ochsenkral schräg gegenüber die Anlage eines unterirdischen Pferde- und Maultierstalles.

Das ganze Lager sollte mit der Zeit von einem Schützengraben für stehende Schützen umgeben werden.

Von der Serengetisteppe her war der Zugang nur für Eingeweihte zu finden und auch für diese nur schwer, wenn sie nicht genau auf bestimmte Steinformationen des Nyarasa-Randgebirges achteten.

Die Gesamtanlage barg sich in einer durch dichte Büsche verdeckten Mulde. Sie konnte selbst dann kaum eingesehen werden, wenn man schon ganz nahe herangekommen war.

* *
*

Sofort setzte die regste Tätigkeit ein. Junge Gelbrindenakazien wurden gefällt, um als Bauholz für die Wohnungen zu dienen. Ein Teil der Schwarzen war ständig unterwegs und schnitt Gras für die Pferde und die Maultiere, die in unmittelbarer Nähe des Lagers bleiben mußten. Die Ochsen wurden unter Aufsicht eines Askari auf die Weide geschickt. Für die ersten Tage reichte das Futter in der nächsten Umgebung aus. Um das vom Führer auf seiner Erkundungspatrouille in einer Felsentränke entdeckte Wasser zu schonen, wurde im Bachbett gegraben. Der Erfolg war befriedigend: das Wasser reichte für Menschen und Tiere aus.

Am zweiten Tage ging die Arbeit rüstiger vorwärts. Ununterbrochen schleppten die Kettengefangenen die Stämme heran, die von den Askari unter persönlicher Aufsicht des Befehlshabers geschlagen wurden; Unteroffizier Simon unterstützte ihn hierbei. Bäume mit kräftiger Vergabelung waren vor allen Dingen erforderlich, da sie das Gerüst eines jeden Hauses tragen sollten, dann Stützbalken und endlich Querstangen, die in der Astvergabelung verankert werden mußten. Wenn der Unterbau fertig war, wurden die Dachsparren benötigt. Kein einziger Nagel kam zur Verwendung; alle Balken und Stangen wurden mit frischem Baumbast zusammengeschnürt. War das Gerüst vollendet, so wurden die Seitenwände und das Dach durch dicke Graspolsterung hergestellt, die ebenfalls planmäßig mit Bast zusammengeflochten werden mußte.

Als der Abend kam, warfen sich alle ermüdet auf die Erde, Weiße wie Schwarze. Der Tag hatte auch dort, wo man im Schatten ruhte, keine Erholung gebracht. Die Sonnenglut war zu stark und in der Bachniederung, in die so leicht kein Luftzug von der freien Höhe drang, besonders verspürbar gewesen. Jeder sehnte sich danach, ein Dach über seinem Haupte zu haben. Die Nacht versprach zwar Erquickung, brachte aber in ihrer

zweiten Hälfte den unerwünschten Tau, der alles durchnäßte. Eine Erholung war sie nicht.

* *
*

Die Müdigkeit, die jedermann überwältigte, machte sich ganz besonders stark bei den Kettengefangenen geltend, die ununterbrochen gearbeitet hatten. Der Posten, der gegen Mitternacht aufzog, fand sie im tiefsten Schlafe. Die ruhigen, gleichmäßigen Atemzüge, die durch die Dunkelheit drangen, bezeugten ihm, daß alles in Ordnung war.

Und doch täuschte er sich. Hätte er den letzten Mann der dritten Kette schärfer beobachtet, so würde er verdächtige Bewegungen wahrgenommen haben, die sich mit großer Regelmäßigkeit wiederholten.

Zwei mächtige Feuer flackerten im Umkreis und ermöglichten der Wache die Kontrolle über die Schläfer. Von Zeit zu Zeit schürte der Posten den Brand. Die aus den herbeigeschleppten Holzhaufen in die Glut geschleuderten Scheite loderten zu heller Flamme auf, beleuchteten aber nicht alle Gefangenen in derselben Weise. In dem zitternden Spiel des Feuerscheins wechselten Licht und Schatten zu ungleichmäßig, und die im Widerschein gespenstig aufleuchtenden Gelbrindenakazien und Dorngebüsche vermehrten die Mannigfaltigkeit der das Auge verwirrenden Eindrücke.

Ohne in seiner Vorsicht zu erlahmen, konnte der Kettengefangene in seiner beharrlichen Tätigkeit ungefährdet fortfahren.

Es war ein Mensch, der noch in jugendlichem Alter stand. Seine für einen Schwarzen des Frambastammes ungewöhnlich sympathischen Gesichtszüge hatten die Aufmerksamkeit des jungen Theodor erregt, der ihn unter schwerer Last dahinkeuchen sah. Der rohe Askari Baruti war der Ansicht gewesen, daß der Träger nicht schnell genug dahinschreite, und hatte ihm ein paar Schläge mit dem Kiboko und einen Fußtritt versetzt.

Aus dem Getuschel seiner Schicksalsgefährten war dem jungen Schwarzen klargeworden, daß an einen Fluchtversuch der ganzen Kette vorderhand niemand dachte. Die Angst vor dem Mißlingen des Plans und der dann in sicherer Aussicht stehenden Zerfleischung durch die fürchterliche Flußpferdpeitsche schreckte die Mehrzahl seiner Leidensgenossen ab. Der Anblick der Kette der Acht mit ihren eiternden Wunden bot ihnen ein zu abschreckendes Beispiel und benahm ihnen den Atem, wenn sie nur hinsahen.

Mochten alle anderen Kettengefangenen aus wahnsinniger Angst heraus sich stumpf in ihr Schicksal ergeben, der junge Frambamann wollte lieber sterben, als länger mit dem Hals im Eisen halbverhungert sich unter

Peitschenschlägen und Fußtritten alle Tage zur Arbeit treiben lassen. Diese furchtbaren Weißen würden ihn nie loslassen. Sie bauten sich jetzt eine Boma. Das bewies deutlich genug, daß sie hierbleiben wollten. Sie hielten die Schwarzen für die Arbeit zurück. Keiner würde die Heimat wiedersehen.

Lange hatte er in der Stille überlegt, wie er von der Kette loskommen könnte. Das Eisen um den Hals zu zerbrechen war ein Ding der Unmöglichkeit. Dies hatte er gleich in dem Augenblick erkannt, als ihm der Fundi[1]) der Wazungu[2]), der schreckliche weiße Schausch, den Draht mit der Zange in gewaltiger Kraftanstrengung festbog, damals, als er wie alle anderen in der Falle überlistet worden war. Freiheit konnte ihm nur winken, wenn er den Strick zu zerschneiden vermochte, der ihn mit der Kette seiner Leidensgenossen verband.

Hätte er doch nur ein Messer zur Verfügung! Den ganzen Tag war er wie ein Luchs darauf ausgewesen, dem kleinen Somaliaskari, der ständig ein scharfes Dolchmesser in einem Futteral trug, die Waffe zu entwenden; nie hatte sich eine Möglichkeit geboten. Diesen Plan mußte er aufgeben.

Es blieben noch die Zähne, mit denen er den Strick durchbeißen konnte. Er besaß ausgezeichnete Zähne, aber auch der Strick war von der besten Qualität. Die Aufgabe mochte lösbar sein, aber nicht in der einen Nacht, die ihm zu dem Zwecke nur zur Verfügung stand. Kam der Tag, ehe er mit dem Werke fertig war, so wurde sein Versuch entdeckt. Nein, die Zähne genügten allein nicht.

Als er sich ratlos umsah, fielen seine Blicke achtlos auf einen Stein. Dieser erregte im selben Moment seine schärfste Aufmerksamkeit. Der Stein saß in der Erde fest, er war ein Teil eines mächtigen Felsblocks, der hier an die Oberfläche ragte.

Ein triumphierendes Lächeln schwebte um seine Züge. Der Stein mußte sein Retter werden. Die scharfe Kante, die ihn zuerst im Liegen so behindert hatte, bot ihm das einzige Mittel, seiner Bande ledig zu werden. Sofort war sein Entschluß gefaßt.

Nur äußerste Vorsicht konnte zum Erfolg führen, das sagte er sich auf der Stelle. Nicht nur vor dem schwarzen Askari hatte er sich zu hüten, der ihn bei der geringsten unachtsamen Bewegung schnappte. Ebenso gefährlich war für ihn der Stammesgenosse an seiner Seite, der ihn verraten würde, wenn er hinter sein Vorhaben kam. Der Mann war nicht

---

[1]) Handwerksmeister. [2]) Europäer.

aus seinem Dorfe, so wenig wie die anderen alle, die an seiner Kette den Weißen fronten. Es war noch eine ganze Anzahl da, die aus Hochiramba stammten wie er; ein unglücklicher Zufall hatte gewollt, daß sie über die verschiedenen Ketten verteilt worden waren. Wenn der Mann aus Sekenke, der neben ihm auf der Erde lag, aus seinem Schlaf erwachte und seinen Fluchtversuch entdeckte, so rief er aus Angst vor den 50 Hieben sicher sofort den wachthabenden Askari herbei, und sein Schicksal war besiegelt. Er konnte dem Manne seinen Verrat nicht einmal verargen.

Unglücklicherweise war die scharfe Ecke des Steines nur ein Meter von dem Kopfe des Gefährten entfernt, so daß doppelte Vorsicht geboten schien. In der Regel betrug der Spielraum, den der Strick dem einzelnen Gefangenen ließ, etwa anderthalb Meter oder mehr.

Nichtsdestoweniger begab er sich gleich an die Arbeit. Er legte sich auf den Bauch und begann den Strick über die scharfe Kante des Steins hin und her zu reiben, während er zugleich den auf und ab schreitenden Posten und seinen schlafenden Nachbar fortgesetzt im Auge behielt. Günstig war der Umstand, daß ihm sein Nebenmann den Rücken zudrehte.

Er hatte bereits tüchtige Fortschritte in seiner Arbeit gemacht, als der nächste Posten aufzog.

„Wanalala wote! Sie schlafen alle!" sagte der abgelöste Askari, worauf der andere befriedigt nickte. Zur Vorsicht warf der neue Posten mehrere Holzscheite in beide Lagerfeuer, dazu einen Haufen dürres Reisig. Gleich darauf züngelte eine mächtige Flamme hoch, und der Posten ging mit schnellen Schritten an alle Ketten heran, während er die Gefangenen zählte. Der junge Mensch aus Hochiramba tat, als ob er schliefe, und erregte keine Aufmerksamkeit.

Weit über die Hälfte des Strickes hatte er bereits durchgescheuert, als seine Kräfte zu erlahmen begannen. Die anstrengende Arbeit der beiden letzten Tage, in denen er von früh bis spät Holz geschleppt hatte, war für seine jugendlichen Kräfte zu viel gewesen. Noch steckten ihm auch die Marschtage in den Gliedern, in denen er eine schwere Last vom Speerberg hergetragen hatte, ohne unterwegs auch nur einmal seinen Durst löschen zu können.

Während er zu Tode ermattet jetzt dalag und seine Arbeit einstellen mußte, tauchte ganz plötzlich der Posten vor ihm auf, diesmal, ohne daß er ihn hatte kommen sehen. Er erschrak so, daß er beinahe einen lauten Schrei ausgestoßen hätte. Das Herzklopfen, das durch seine Anstrengung hervorgerufen worden war, verdoppelte sich durch die Angst, und er meinte,

der Askari müsse es hören oder doch seinen pfeifenden Lungenstoß vernehmen.

Wider Erwarten ging alles gut. Sobald der Wächter sich entfernt hatte, begann der Gefangene wieder zu sägen. Als seine zitternden Hände versagten, nahm er seine Zuflucht zu den Zähnen. Das Gebiß förderte die Arbeit, aber beendete sie nicht. Nach einer halben Stunde mußte er den Stein wieder zu Hilfe nehmen.

Mehr als einmal stockte sein Puls wie in plötzlichem Krampf. Seine Muskeln erschlafften. Er wollte verzagen. Aber der Gedanke an die drohende Strafe verlieh ihm im entscheidenden Augenblick immer wieder frische Kraft.

Ein letzter schneidender, reißender, zerrender, zuckender Stoß mit den Zähnen, dann war der Strick entzwei. Halbtot sank er mit dem Kopf auf die Erde. Das Herz hämmerte wahnsinnig gegen die Rippen.

Eine Viertelstunde harrte er ruhig aus, dann hatte er sich wieder in der Gewalt. Eben näherte sich der Posten aufs neue seiner Kette. Es war eine schwere Geduldsprobe, die Gefahr kommen zu sehen und stillezuhalten. Einen Augenblick hatte er das Gefühl, der Askari müsse Verdacht geschöpft haben, denn er kam gerade auf ihn zugeschritten. Er meinte, er müsse aufspringen und mit wilden Sätzen in die Büsche jagen, ehe der Mann ihn packte und die Lagerinsassen alarmierte. Vor dem Gewehr fürchtete er sich nicht, wohl aber vor den eisernen Fäusten des Askari. Die Feuerwaffe konnte ihm in der Dunkelheit kaum etwas anhaben, wenn er flink war.

Er bezwang sich und blieb liegen. Ahnungslos ging der Posten vorüber und schritt nach der entgegengesetzten Richtung.

„Jetzt!" sagte sich der Schwarze. Wie eine Schlange glitt er über den hell erleuchteten Umkreis der beiden Lagerfeuer dahin und war eine Minute später aus der Gefahrzone.

Auch im Schatten der Bäume schlich er immer noch behutsam dahin und sah sich scheu nach allen Seiten um; wer bürgte ihm dafür, daß nicht einer der schrecklichen Askari plötzlich aus dem Dunkel auftauchte und ihn mit Armen, aus denen es kein Entrinnen gab, an das Feuer zurückschleppte! Diese Söldner waren ja trotz ihrer schwarzen Hautfarbe mit Leib und Seele den Fremden ergeben und schonten keinen ihrer Rasse, wenn sie nicht ausdrücklich den Befehl dazu bekamen!

Er schlug die Richtung nach dem Nyarasasee ein. Der Weg dahin führte am Ochsenkral vorbei. Hier war wieder die größte Vorsicht geboten. Am Ende stand auch am Kral ein Posten, der ihn anrief. Er horchte eine Weile,

dann huschte er unhörbar vorüber. Kein Tier der Wildnis konnte leiser auftreten.

Er hätte unbesorgt laut sein dürfen. Die Herde im Kral war unruhig. Alle Augenblicke brüllte ein Ochse ängstlich auf. Das Gebrüll übertönte jedes andere Geräusch.

Endlich hatte er den Kral hinter sich und war gerade im Begriffe, durch das Bachbett zu gehen und an einem der Löcher seinen Durst zu löschen, als vor ihm im Grase ein kurzes Fauchen ertönte. Im nächsten Moment hörte er den polternden Aufschlag eines schweren Körpers. Dann wurde alles still.

„Simba!" kam es ihm auf der Stelle zum Bewußtsein. Es mußte ein Löwe gewesen sein, der den Ochsenkral umlauerte.

„Simba!" sagte er laut und erschrak vor seiner eigenen Stimme. Der Löwe flößte ihm keine Furcht ein. Schlug der ihn tot, nun gut, es war ein einziger Prankenschlag, dann war alles vorüber! Es war nicht das namenlose Elend, mit dem die Schwarzen an den Feuern der Weißen zu Tode gequält wurden ...

Am Wasser warf er sich hin und trank in langen, gierigen Zügen. Er hatte kein Gefäß, das er für die Flucht auffüllen konnte. Er mußte auf Vorrat trinken. Das beunruhigte ihn nicht weiter. Er konnte alles ertragen, denn er war frei!

Als er seinen Durst gestillt hatte, stieg er die Höhe hinan, die ihn nach Süden führte. Den Weg konnte er nicht verfehlen. Das Nyarasa-Randgebirge mußte irgendwo am fernen Horizont enden. Wo es endete, blitzte tief unten der Salzsee, den er kannte. Eine Nashornfährte fand sich schon, die er aufnehmen konnte. Wo die Ochsen heraufgeklettert waren, da kam auch ein Mensch ohne Lasten mühelos wieder in die Tiefe. Limbitas Wasser winkte in der Ferne. Die Heimat stieg aus den Nebeln der Simbitiebene wieder auf ...

* *
*

„Heia, ondokeni!" rief einer der Askari, ehe der Morgen graute. „Aufstehen!"

Die Kettengefangenen fuhren mit den Köpfen aus dem Grase auf und wischten sich den Schlaf aus den Lidern.

Der letzte Mann einer der Ketten erhob sich wie alle anderen und stierte stumpf den Askari an, der eben die Saumseligen unsanft auf die Beine brachte.

Plötzlich kam ihm zum Bewußtsein, daß er nicht mehr an beiden Seiten gefesselt war wie bisher. Im selben Moment quollen ihm die Augen vor Erstaunen aus den Höhlen.

„Ametoroka huyu! Der da ist davongelaufen!" sagte er zu seinem Nachbar, fast triumphierend.

„Ametoroka kweli! Er ist in der Tat davongelaufen!" sagte dieser, nicht weniger verblüfft. „Namna gani? Wie hat er es möglich gemacht?"

„Sijui! Ich weiß es nicht!" antwortete der Nachbar des Entflohenen. „Nimelala! Ich habe geschlafen!"

Im nächsten Moment wußte es die ganze Kette. Die ganze Kette verfärbte sich. „Matata!" stammelte einer tonlos. „Matata!" wiederholten alle. Das Wort kannten sie jetzt. Sie wußten, was jetzt kam.

Vor ihnen stand die Kette der Acht. Die vereiterten Wunden waren zwar von dem weißen Schausch ausgewaschen, aber mit keiner heilenden Salbe bedeckt. Fliegengeschmeiß und Maden hatten sich von neuem festgesetzt. Ungeheure Blasen waren entstanden. Löcher klafften, so groß, daß man den Darmausgang kaum mehr unterscheiden konnte.

„Wäre nur schon alles vorüber!" dachten die Leute mit den verfärbten Gesichtern. Der Schrecken würgte ihnen die Kehle ab. Sie sagten nichts.

Nach einer Weile merkte ein Askari, was geschehen war. Er sagte nichts. Dann erschien der Schausch und zählte. Da kam es heraus.

Der Schausch ging fort und kehrte mit dem Bwana Mkubwa der Weißen zurück. Der Bwana Mkubwa hatte ein Gesicht wie zur Nachtzeit auflodernde Asche, in die der Sturmwind blies.

Keiner in der Kette der Elf hörte ihm zu, als er zu brüllen begann. Die ganze Kette starrte auf die zerrissenen Gefäße der Acht vor ihnen, zu denen eben wieder die Ameisen emportrippelten und die Schmeißfliegen hinflogen.

Von der langen Rede vernahmen sie nichts. Sie wurden aus ihrem Brüten erst herausgerissen, als der wohlbekannte, furchtbare Ruf ertönte:

„Schausch! Lete kiboko! Watapata hamsini! Her mit der Flußpferdpeitsche! Fünfzig für jeden!"

Gleich darauf kam ein Kommando.

Sie legten sich gehorsam auf die Erde und warteten, bis sie an die Reihe kamen ...

* *

*

Von ihrem Rastplatz, auf dem vorläufig auch noch die Mahlzeiten gemeinsam eingenommen wurden, hörten einzelne der Weißen das Strafgericht mit an. Das Gebrüll peitschte ihnen die Nerven auf. Sie sprangen unruhig empor und schritten in Gedanken, die sich zunächst in keine Worte zu kleiden wagten, auf und ab.

„Mein Gott, wir verdienen sämtlich eine Kugel, wenn wir uns die Herrschaft dieses Satans gefallen lassen!" sagte endlich einer. „Wir sind Memmen, aber keine Männer!"

„Oho!" meinte ein anderer. „Sachte, sachte, Freundchen! Was wollen Sie machen? Haben Sie schon einmal etwas von den Kriegsartikeln gehört?"

„Einerlei!" versetzte der erste. „Weil ein Schwarzer ausgerückt ist, werden elf wieder zerfleischt! Es wird Zeit, daß wir dem Hund das Handwerk legen!"

„Bitte, sagen Sie bloß wie?" entgegnete der ehemalige Reiter im Regiment Gardedukorps. „Meinen Sie, es bricht dem Menschen den Hals, wenn er statt 25 gelegentlich 50 Kibokohiebe den Schwarzen verabreicht? Glauben Sie, daß auch nur ein Hahn danach kräht, zumal, wenn es sich, wie in diesem Falle, um einen der berühmtesten Sprenger der Ugandabahn handelt? Da kämen Sie schön an, wenn Sie sich um solcher Dinge willen gegen die Disziplin vergingen! Sehen Sie sich nur vor, daß Sie nicht noch wegen Achtungsverletzung hereinfallen!"

* * *

Nach einer Weile kam der Führer. „Den Kerlen habe ich es angestrichen. die denken für eine Weile an kein Ausreißen mehr! Natürlich waren sie wieder alle unschuldige Lämmer und wußten vom Plan des Ausreißers nichts, hatten auch nicht das geringste beobachtet! Na, es hat geflucht, meine Herren, das können Sie mir glauben! Ausreißer holen uns die Engländer auf den Hals, darum kann man nicht streng genug sein!"

„Ob die Leute etwas davon gewußt haben, daß einer von ihnen auskratzen wollte, ist doch noch sehr die Frage!" warf Konrad ein. „Es wäre ebensogut denkbar, daß der Ausreißer sein Vorhaben für sich behalten hat!"

„Na, nun brate mir aber einer einen Storch!" fuhr der Patrouillenführer auf. „Es ist doch ganz unmöglich, daß einer der Kerle seinen Strick durchschneidet, ohne daß der Nebenmann etwas davon merkt!"

Sie redeten noch eine Weile hin und her, aber keiner überzeugte den andern. Auch die übrigen Anwesenden mischten sich ein.

Der Befehlshaber merkte, daß die Stimmung gegen ihn war. Er begann in eine gereizte Tonart zu verfallen.

„Jedenfalls verfahre ich bei der Aburteilung solcher Fälle ganz nach meinem eigenen Ermessen!" erklärte er schließlich. „Ich möchte die Herren bitten, sich bei der Besprechung dieser Dinge Zügel anzulegen. Ich lasse mir gewiß aus kameradschaftlichen Gründen mancherlei gefallen, aber durchaus nicht alles! Doch Schwamm drüber! Ich möchte nur verhüten, daß es zu Mißhelligkeiten in der Patrouille kommt, weil einzelne ihre Stellung verkennen! Ich habe ja bisher keinen kommissigen Ton unter uns eingeführt und will das auch in Zukunft nicht tun. Ich bin der letzte, der das liebt. In Europa ist das anders, meine Herren! Wer dort nicht pariert, der wird an die Bäume gebunden oder an das Rad der Kanone!"

„In Europa liegen die Dinge wesentlich anders als hier in Afrika, wo wir unter den Negern und mit Hilfe der Neger Krieg führen!" versetzte Konrad. „Wir sind zu einem großen Teil ältere Leute, die sich freiwillig zum Kriege gestellt haben, obwohl sie es gar nicht mehr nötig hatten!"

„Auch die ältesten Leute müssen sich der Disziplin unterwerfen!" erklärte der Patrouillenführer. „Der Vorgesetzte ist nun einmal der Vorgesetzte, und dem muß gehorcht werden!"

„Darüber kann kein Zweifel sein!" sagte der alte Reiter. „Ohne Disziplin ist eine Truppe ein Sauhaufen und keinen Schuß Pulver wert! Disziplin muß auch in Afrika herrschen, und zwar ebenso scharf und straff wie in Europa! An die Bäume dürfte sich hier aber wohl nicht jeder binden lassen, um den Negern als Gespött zu dienen!"

„Na, wer zum Beispiel nicht?" fragte der Führer lauernd.

„Zum Beispiel ich nicht!" erklärte der Graubart.

„Was würden Sie tun, wenn jemand Sie an die Bäume binden wollte?"

„Ich würde ihn niederschießen!" erwiderte Konrad. „Meine Ehre gilt mir mehr als das Leben! Mich bindet keiner an einen Baum!"

„Mich auch nicht!" rief der Niedersachse Mallin.

Der Führer verstummte. Das Gespräch ging auf ein anderes Thema über.

* * *

In den nächsten Tagen schritt der Hausbau rüstig fort.

Konrad und sein Sohn bauten sich ein Grashaus, wie sie es in Geraragua und Engare Nairobi bewohnt hatten. Ganz in ihrer Nähe richteten sich Friedrich Wilhelm und der Vizefeldwebel Strecker in derselben Weise ein.

Schräg gegenüber hatten sich der alte Gardereiter, der Schiffszimmer-

mann aus Kiel, der andere Schleswig-Holsteiner und Albert Blankertz niedergelassen und ein Viermännerhaus errichtet.

Hinter ihnen wohnte in einer Grashütte für sich allein der Unteroffizier Michel Simon. Er war noch immer der eigenartige Sonderling wie früher. An Menschen lag ihm auch heute nichts. Wenn er die Tiere liebkosen konnte, war er glücklich. Unter den Mitgliedern der Patrouille war er nach wie vor wohlgelitten. Der Führer schätzte ihn ganz besonders; denn Simon war zu allen Diensten zu gebrauchen. Die eitrigen Wunden der Kettengefangenen hatte er auf Befehl des Patrouillenführers auswaschen müssen, als die anderen Weißen geschlossen darauf bestanden, daß etwas für die armen Kerle geschähe; leider wurde nicht erreicht, daß der Führer Wundmedizin und Verbandstoff herausgab.

Der lange Tübinger Schmid und Mallin, der Niedersachse, hatten, wie der Patrouillenführer, den Bau einer unterirdischen Behausung beschlossen.

Vereint gruben sie sich ihre Kasemattenwohnung. Sie bauten Schießscharten hinein, die den Zugang von der Serengeti her beherrschten. Ihre Festung war unmittelbar hinter Konrads und Theodors Grashaus an dem Hang angelegt, der von der großen Ebene her in die Lagermulde führte.

In eben diesen Schrägabfall der Serengeti ließ auch der Führer seine Höhle hineinbauen, genau in der Mitte zwischen Konrad und dem Viermännerhaus. Es war kein Fuchsbau, sondern eine regelrechte Höhle, deren Wölbung durch starke Pfosten gestützt wurde und einem prähistorischen Verlies glich; trotzdem nannten die Reiter sie „Malepartus".

Beide Unterweltswohnungen boten den Vorteil, daß sie für etwa eindringende Feinde zunächst so gut wie unsichtbar waren.

Der lange Tübinger und der Niedersachse hatten ihr Felsverlies aus einem romantischen Drang heraus erbaut; Robinson-Erinnerungen aus der Jugendzeit waren in ihnen erwacht. Die Anlage von Malepartus ging auf die praktische Erwägung des Patrouillenführers zurück, daß ein kugelsicherer Unterstand gegen plötzliche Angriffe schützte, während die Grashütten sofort mit Gewehrfeuer wirkungsvoll überschüttet werden konnten.

* * *

Schräg den Weißen gegenüber hatten die schwarzen Askari ihre Hütten nach dem Vorbild der Bewohner Umbulus halb über der Erde, halb unterirdisch gebaut. Mit einer Anzahl Weiber, die ihnen von Sekenke aus freien Stücken gefolgt waren, hausten sie dort in einer für ihre Begriffe weitgehenden Behaglichkeit.

An die Hütten der Askari schloß sich ein halb unterirdisch angelegter Vorratsraum. Er enthielt vornehmlich die Säcke und Körbe der ungemahlenen groben Hirse, des „Mtama", das neben dem Ochsenfleisch die Hauptnahrung der Patrouille bildete.

In gleicher Reihe mit den Askarihütten und dem Proviantmagazin wurde unter der Erde ein Raum angelegt, auf dessen Herstellung der Führer, der Unteroffizier Simon, die Ordonnanz Hassan und der Schausch mit seinen Askari einen nicht unwesentlichen Teil ihrer Intelligenz und Energie verwendeten. Das Resultat der gemeinschaftlichen Anstrengungen war die Erbauung einer Kasematte im kleinen, die allen Fluchtversuchen der Schwarzen jeder menschlichen Voraussicht nach ein Ende bereiten mußte.

Starke Pfosten trugen das mit dicken Baumstämmen belegte Dach. Es enthielt eine winzige Luke, durch die etwas Luft Zutritt zu der Höhle hatte.

Die Türe bestand aus mächtigen Balken, die nur einen ganz schmalen Durchlaß gewährten; dieser wurde noch mit einem besonderen Gehege aus schweren Stangen verschlossen.

Mehrere Stufen führten in den viereckigen Raum hinab, der wie ein Keller unter der Oberfläche lag. Auf dem Erdboden des Gefängnisses lagen Felle, auf denen die Leute schliefen.

Nach Einbruch der Dunkelheit wurden die 45 Mann eingesperrt und bis zum Sonnenaufgang des folgenden Tages unter Aufsicht eines Postens verwahrt. Ihre Notdurft verrichteten sie in einer dunklen Ecke des Verlieses.

Konrad und Theodor stiegen in das Loch hinunter, um sich von der Lage der Gefangenen einen Begriff zu machen. Beide wurden sich darüber klar, daß der Aufenthalt in diesem Kerker für Weiße, die in dieser Anzahl zusammengepfercht wären, den Tod bedeuten konnte. Daß die Schwarzen am Leben blieben, war ihnen ein Rätsel. Die besondere Natur des Negers ließ ihn die Stickluft des Verlieses tatsächlich ertragen, wie der Führer richtig berechnet hatte ...

* *
*

Friedrich Wilhelm und der kleine Schwabe kehrten von einem Rundgang in die benachbarte Steppe zurück. Sie begaben sich zu dem Platz am Hang, der bis zur Vollendung der Wohnungen noch immer die gemeinschaftliche Speisestätte der Weißen bildete.

Auf dem Wege dorthin kamen sie an dem Loch vorbei, in dem die Speischlange verschwunden war, die am Tage der Ankunft den Vizefeldwebel attackiert hatte. Der Vorfall war ganz in Vergessenheit geraten.

Um so größer war heute die Überraschung der beiden, als der Giftwurm plötzlich vor ihnen hochschnellte, ehe daß sich einer von ihnen dessen versehen hatte. Es war dasselbe schwarzgraue, riesige Reptil, auf der Stelle erkannte der Schwabe es wieder. Eben hatte es sich in der Morgenstille gesonnt und schien keineswegs willens, kampflos das Feld zu räumen.

Bevor die Natter die giftige Ladung verspritzen konnte, waren die beiden Gefährten in schneller Geistesgegenwart zurückgewichen. Zum Glück hatten sie vom Steppenbummel her ihre Karabiner bei sich.

„Warten Sie!" sagte Friedrich Wilhelm, als der andere hastig visieren wollte. „Wenn Sie Ihres Schusses nicht ganz sicher sind, so lassen Sie mich bitte schießen!"

Der Vizefeldwebel war vernünftig. Im nächsten Augenblick krachte die Büchse des erfahrenen Jägers, und die Speischlange brach zusammen, mitten durch den Kopf getroffen.

Trotz des tödlichen Schusses, der den Sitz ihrer Bosheit ganz zerschmettert hatte, warf sich der mächtige Leib noch in wilden Zuckungen hin und her. Als die Bewegungen endlich erschlafften, maß man die Länge; sie betrug rund zwei Meter.

„Für eine Speischlange eine ganz respektable Größe!" meinte Friedrich Wilhelm. „Es ist gut, daß wir sie aus dem Wege geräumt haben! Wir wollen aber auch weiterhin auf der Hut sein; der Busch hier beherbergt sicher noch mehr als einen unheimlichen Gast, der dem Menschengeschlechte gram ist!"

Der Schuß hatte auch die anderen Weißen herbeigelockt. Alle freuten sich, daß man jetzt vor der schwarzen Mampa Ruhe hatte.

„Leider ist die Haut zu unscheinbar!" meinte Strecker. „Wenn sie schönere Farben hätte, wie zum Beispiel die Puffotter, so würde ich sie abstreifen und mir einen Gürtel aus ihr verfertigen; nun aber ist es nicht der Mühe wert! Na, vorläufig habe ich ja auch mit meinem Pfeifenkopf Arbeit genug!"

Der kleine Schwabe bastelte gern. Der erste Traum seines Lebens war eine Drehbank gewesen. Diesen Traum hatten ihm seine Eltern daheim in Stuttgart früh erfüllt. Während der Sohn im fernen Afrika im Kriege stand und jahrelang nichts von sich hören lassen konnte, schlich die Mutter im Schwabenlande gar manchmal in die alte Kinderstube und beschaute sie, nicht ohne eine heimliche Träne aus dem Auge zu wischen. Die alte Drehbank war der kostbarste Besitz der Familie geworden; der Reliquienschrein eines berühmten Domes konnte nicht eifersüchtiger gehütet werden ...

16. Im Reich der Löwen

Die Grashäuser waren so weit fertig geworden, daß sie ihren Bewohnern wenigstens Schutz gegen die glühende Sonne boten.

Das äußere Gerüst stand vollendet da. Das Dach war bereits mit Gras bekleidet. Die Seitenwände harrten noch der Vollendung.

Die Höhlenbewohner hatten es noch nicht so weit gebracht. Ihre Ausschachtungen waren verschiedentlich wieder eingestürzt; die stützenden Balken hatten versagt.

„Du hast heute kaum einen Bissen angerührt, Theodor!" sagte der Graubart an dem Tage, an dem man zum ersten Male unter dem schützenden Dach schlafen wollte. „Die letzte Zeit war dein Appetit sehr minimal; was ist dir nur?"

„Ich weiß es selber nicht, Vater! Ich kann nicht sagen, daß mir etwas Bestimmtes fehlt! Es ist mehr ein Zustand allgemeiner Schwäche, der mich befallen hat, als eine eigentliche Krankheit. Allerdings tritt heute zu der Appetitlosigkeit auch noch ein leichter Kopfschmerz, an dem ich sonst nicht leide!"

Der alte Reiter nickte.

„Kann's mir denken, daß dir das Essen nicht schmeckt!" brummte er. „Hirse und nichts als Hirse taugaus, tagein, das hält auf die Dauer kein europäischer Magen aus! Mache mir nur keine Geschichten! Kaum bin ich wieder einigermaßen auf den Beinen, da fängst du an, den Kopf hängen zu lassen. Krank darf hier keiner von uns werden, ohne Arzt und ohne Sanitäter! Der Apothekerkasten aus Sekenke tut's allein auch nicht!"

* * *

Sobald die Dunkelheit hereingebrochen war, legten sie sich nieder. Wenn der Mond nicht schien, sahen sie draußen keine Handbreit vor den Augen. Die paar Kerzen mußte man schonen. Wann das wenige Petroleum für die Laternen ausgegangen sein würde, ließ sich jetzt schon auf die Minute berechnen. Diese kostbaren Schätze hoben sie für besondere Ereignisse und

für Krankheitsfälle sorgsam auf. Wollten sie nicht sofort beim Eintritt der Finsternis zu Bett gehen, so mußten sie sich draußen vor die verglimmenden Holzscheite setzen, an denen sie den Hirsebrei gekocht hatten. Heute war keiner dazu aufgelegt. Den jungen Reiter fröstelte in der kalten Hochsteppenluft. Der Alte sorgte sich um den Sohn und versuchte ihn aufzuheitern.

Sie hatten plaudernd noch ein paar Stunden dagelegen und waren eben dabei, langsam einzuschlafen, als mit einem Male ferner Lärm an ihre Ohren drang, der sofort zu einem laut hinhallenden Donner anschwoll. Aufgeregte Stimmen schrien durcheinander. Eilige Schritte wurden vernehmbar, die zum nahen Lagerplatz des Führers stürmten.

Vater und Sohn horchten gespannt. Ein einziges Wort fingen sie auf, aber dies Wort genügte. „Simba!" lautete es. Sofort sprangen sie hoch und griffen nach den Karabinern.

„Was ist geschehen?" fragte Konrad den Askari Amani, der ihm zuerst in die Quere lief.

„Simba amerukia ngombe! Der Löwe ist auf einen Ochsen gesprungen!" antwortete der Mann und lief nach dem Kral, dem die anderen Schwarzen bereits zugestürmt waren. Spornstreichs setzten die beiden hinterdrein.

An der hohen Dornenumwallung standen Askari mit lodernden Feuerbränden, die den weiten Platz nur unvollkommen beleuchteten. In der Mitte der Schwarzen gewahrte Konrad den Führer und noch zwei Europäer.

„Simba iko! Der Löwe ist noch da!" flüsterte Karo, der Askari aus Umbulu. „Kule! Dort ist er!"

Er wies auf den rabenschwarzen Hintergrund des Krals, auf dem nichts zu unterscheiden war.

„Die meisten Ochsen haben die Dornenhecke durchbrochen! Nur wenige sind noch im Kral geblieben. Schaut nur, wie sie sich fürchten!" raunte ein anderer.

Das Verhalten der Ochsen lieferte den besten Beweis dafür, daß irgend etwas nicht im Lote war. Dicht aneinandergedrängt standen sie auf der durch die Feuerbrände beleuchteten Seite der Dorneinzäunung und starrten wie versteinert in die dunkle Ecke des Hintergrundes. Jedes einzelne Tier zitterte unter dem Eindruck eines ungeheuren Ereignisses.

„Der Löwe hat zweifellos einen Ochsen geschlagen und befindet sich noch im Kral!" sagte der alte Reiter. „Zu machen ist gar nichts. Die unsicher flackernden Holzbrände ermöglichen keinen Treffer, selbst wenn man das

Eingeborene vom Meruberge.

Schlachtfest der Eingeborenen vom Meru.
(Die Ochsen werden mit Stricken an Bäumen erwürgt.)

Riesenschlange im Reiterlager.

Lager der Achten Reiter im Urwald..

Raubtier sähe. Bei einer allgemeinen Knallerei in die dunkle Ecke hinein würde außer einer sinnlosen Patronenverschwendung wahrscheinlich nichts herauskommen, höchstens ein paar tote Ochsen mehr. Am Ende träfe man noch die eigenen Leute!"

Die anderen Weißen sowie die Askari waren derselben Meinung. Da man nicht schießen konnte, standen alle noch eine Weile harrend umher, ohne daß ein Laut sich regte. Der eingedrungene Löwe verhielt sich mäuschenstill.

„Laß rings um den Kral herum mehrere große Feuer anzünden, Schausch Hamsini!" befahl der Führer. „Morgen reiten die Askari in aller Frühe in den Busch und suchen die entlaufenen Ochsen!"

Wie die übrigen, begaben sich auch Vater und Sohn wieder zu ihrer Lagerstätte.

„Die Löwen sind auf unserer Spur!" sagte der Alte. „Der eine, der in den Kral gesprungen ist, kam sicher nicht allein. Wild gibt es ja hier in dieser wasserarmen Einöde kaum, wenn man von vereinzelten Gazellen absieht. Die Raubtiere sind offenbar unserer Ochsenherde gefolgt und werden sich hier in der Nähe ebenso einrichten, wie wir es getan haben!"

Als die Morgendämmerung graute, war der nächtige Spuk verschwunden. In der Ecke am Waldrande aber, die das Vieh in der Nacht angestarrt hatte, lagen die Überreste eines der Ochsen, der mitten in der Nacht geschlagen und gefressen worden war.

Die in der ersten Panik aus der Dornenumwallung herausgebrochenen Tiere wurden in wenigen Stunden von den Askari wieder aufgefunden und in das Lager zurückgetrieben. Sie hatten sich nicht allzuweit entfernt.

Der Führer ließ noch am selben Tage durch die Träger Dornenbüsche und junge Stämme herbeischaffen und verstärkte die Einfriedigung des Krals so bedeutend, daß die Gefahr einer erneuten Löwenpanik beseitigt schien.

* * *

In Sekenke hatte die Patrouille für ihr geplantes Lager dreihundert Hühner angekauft. Sechzig bis siebzig waren allen Strapazen und Entbehrungen der Reise gewachsen gewesen und lebend in die Serengeti gekommen. Daß sie den Transport überstanden hatten, mußte als ein Wunder angesehen werden, denn sie waren mit nach unten hängenden Köpfen an Stangen aufgereiht von den Trägern herbefördert worden.

Sie blieben Gemeingut, und mit Spannung erwartete man den Augenblick, wo sie das erste Ei legen würden. Leute, die sich als Sachverständige ausgaben, behaupteten, das Eierlegen sei dem Federvieh infolge der ausgestandenen Beschwerden für immer vergangen und die einzig vernünftige Marschrichtung für alle Hühner sei der Kochtopf. Ungestüm verlangten sie die Verteilung. Noch wurden sie überstimmt, da die Mehrzahl nicht von der Hoffnung lassen wollte, die einförmige Hirsekost eines Tages durch einen Eierkuchen angenehm unterbrechen zu können.

In den dichten Büschen, die Konrads und Theodors Grashaus von dem an der äußersten Peripherie des Lagers gelegenen Höhlentempel des langen Tübingers trennten, hielten sich die Hühner mit besonderer Vorliebe auf.

„Wenn wir sie nur nicht eines Tages verlieren!" sagte Theodor am Morgen nach dem Löwenüberfall. „Sie haben zu viele Feinde in der Wildnis. Alles mögliche Raubzeug stellt ihnen nach, von Mardern, Zibetkatzen, Servalen bis zum Leoparden. Zum Glück sind sie gewitzigt und setzen sich nachts in die höchsten Spitzen der Büsche, die unter der Wucht eines Raubtierkörpers zusammenbrechen würden!"

Der Alte hatte nur mit halbem Ohr hingehört. Plötzlich wurde er kreideweiß und entfernte sich. Besorgt sah ihm der Sohn nach.

„Ich habe einen heftigen Brechanfall gehabt!" sagte der Graubart, als er wieder zum Vorschein kam. „Vielleicht ist es eine Fieberattacke. Jedenfalls ist mir so miserabel, daß ich mich hinlegen muß!"

Da auch Theodor nicht auf der Bildfläche erschien, kam gegen Mittag der kleine Strecker aus dem Nachbarhaus und erkundigte sich nach ihrem Befinden; er fand beide in elendem Zustande.

„Bei Ihnen wird es Fieber sein, Konrad!" meinte er. „Ich werde Ihnen ein paar Chinintabletten aus unserer Hausapotheke vom Führer holen. Bei Theodor bin ich mir nicht klar. Wenn es nur ein Schwächezustand ist, läßt sich der Fall schwer entscheiden. Wir versuchen es vielleicht zunächst einmal nach erprobter Methode mit Kalomel, wie es unsere Sanitäter in der Truppe machen. Es kann eine hartnäckige Magenverstimmung sein. Hilft Kalomel nicht, so schadet es auch nicht. Da keiner von uns eine Ahnung hat, probieren wir bei Krankheitsfällen am besten die verschiedenen Medikamente der Reihe nach durch! Was sollen wir sonst machen?"

Die Kranken mußten trotz ihres Zustandes lächeln. Der Schwabe hatte einen fröhlichen Sinn und vertrieb mit wenigen Bemerkungen alle Mißstimmung.

„Jedenfalls sind Sie beide nur zu beglückwünschen, wenn Sie eine Zeit-

lang nichts essen können!" meinte er. „Nachher schmeckt Ihnen unsre Porikküche wieder besser. Mir steht die ganze Esserei und Trinkerei zum Halse heraus, seitdem Kaffee und Tee und Kakao und Zucker dahin sind! Morgens Kaffee aus Hirse, mittags flüssiger Brei aus Hirse, abends dicker Brei aus Hirse mit Hirsekaffee; der Teufel soll das holen! Wenn wir die Ochsen nicht hätten, könnten wir uns der Reihe nach an der nächsten Gelbrindenakazie aufhängen. Die Kraftbrühe hält einen allein am Leben! Soll ich Ihnen wenigstens etwas Brühe bringen, wenn Sie keine Hirse zu sich nehmen können?"

Die Kranken dankten. Bei dem Gedanken an Fett wurde ihnen übel.

„Der Führer will nichts unternehmen, bis die Urwaldfestung hier fertig ist!" fuhr der Vizefeldwebel fort. „Das kann noch lange dauern. Es wäre wirklich bedauerlich, wenn wir vorher alle einen kleinen Stich ins Blaue bekämen. Das wird aber todsicher eintreten, wenn wir uns keine Nebenbeschäftigung suchen! Sehen Sie sich bitte an, womit ich mir die Zeit vertreibe! Meinen Pfeifenkopf bekomme ich nicht so schnell fertig wie diese Sache hier! Gut Ding will Weile haben. Da habe ich inzwischen etwas für die Hygiene getan!"

„Mein Gott, das ist ja eine regelrechte Zahnbürste, Strecker!"

„Eine regelrechte Zahnbürste in der Tat, mein lieber Theodor!" versetzte der Schwabe triumphierend und warf sich in die Brust. „Man bleibt eben auch hier im Busch bis zum letzten Augenblick Gentleman!"

Der junge Reiter betrachtete das Kunstwerk aufmerksam und reichte es dann dem Vater.

„Was haben Sie denn da für Borsten genommen, Streckerle?" fragte der Graubart interessiert. „Uns gewöhnlichen Sterblichen blieb ja nichts anderes als der Zahnbürstenbaum, dessen Verwendung zur Mundpflege wir von den Schwarzen gelernt haben. Sie sind der Erfinder einer ganz aparten Patentbürste, wie es scheint!"

„Raten Sie, meine Herren!" lachte der Besucher. „Das dürfte Ihnen allerdings kaum möglich sein. So will ich es denn nur gleich sagen: Ich habe einem der geschlachteten Ochsen die Haare aus dem Schwanz gerissen und hier eingesetzt! Wie finden Sie die Idee? Saubere Arbeit, das müssen Sie gestehen! Nicht wahr? Und nun sehen Sie sich bitte einmal meinen Pfeifenkopf an, wenn er auch noch nicht fertig ist; das passende Holz dafür hat sich gefunden! Der Deckel ist ebenfalls schon im Werden! Ich habe mich hier als Silberschmied niedergelassen und aus einer Münze den Deckel in getriebener Arbeit herzustellen begonnen. Das Mundstück ist

die einfachste, aber eleganteste Erfindung; die Spitze eines Antilopengehörns habe ich dafür in Aussicht genommen. Sobald alles vollendet ist, werde ich es präsentieren. Nun aber muß ich mich empfehlen. Auf Wiedersehen! Gute Besserung! Hoffentlich können Sie morgen wieder umherkrabbeln!"

Mit vergnügtem Lächeln empfahl sich der Vizefeldwebel und ließ die Kameraden in getrösteter Stimmung zurück.

„Die Lage wäre zappenduster, wenn wir ihn nicht hätten!" sagte der alte Reiter. „Über seinen goldenen Humor geht doch nichts!"

* * *

Gegen Mitternacht war wieder Alarm. In wilder Panik hatten die Ochsen den Dornenkral durchbrochen, wie in der Nacht zuvor, und das Weite gesucht. Wieder war der Löwe erschienen, um seinen Tribut zu heischen.

Keiner der Weißen hatte sich vom Lager erhoben; die Fruchtlosigkeit jedes Versuchs, in der Finsternis etwas auszurichten, war von vornherein allen klar. Als der Morgen graute, fanden Askari, die die Spur des Raubtiers aufnahmen, ganz in der Nähe des Krals einen Ochsen, der von dem frechen Einbrecher aus der Umzäunung geschleppt und zur Hälfte aufgefressen worden war.

Das ganze Lager verwunderte sich über die Dreistigkeit des Räubers. Die Nähe der Menschen flößte ihm augenscheinlich keine Furcht mehr ein.

„Warte nur, Bursche!" sprach Strecker, der einen Einfall hatte, „dir wollen wir bald genug das Handwerk legen!"

Wie jedermann, wußte auch der kleine Schwabe, daß Löwen, die ein Stück Wild gerissen haben, mit Vorliebe in der folgenden Nacht zu dem Riß zurückkehren. Darauf baute er seinen Plan.

Sofort machte er sich ans Werk. Um den Riß herum errichtete er einen Dornverhau, den auch das mächtigste Raubtier so leicht nicht überspringen konnte. Nur an einer Stelle ließ er einen bequemen Eingang frei.

Rechts vom Eingang baute er in Brusthöhe des Löwen ein altes 71er Gewehr auf, das er zuvor geladen hatte. Die Waffe war in geschickter Weise in den Büschen verborgen und ließ nur die Mündung frei. Links vom Eingang stand ein kleines, aber kräftiges Stämmchen. Von diesem Stämmchen aus spannte er eine starke Schnur quer über den offenen Eingang bis zum Gewehr, zog sie straff und verband sie dann durch eine Hebelvorrichtung mit dem Abzug. Jedes lebendige Wesen, das ahnungs-

los durch den Eingang auf den Riß zuging, drängte die Schnur zurück und brachte auf diese Weise die Waffe zur Entladung.

Die Lagerbewohner waren rechtzeitig vor dem Betreten der Stelle gewarnt worden. Mit der größten Ungeduld erwartete der Vizefeldwebel den Untergang der Sonne und lag dann in atemloser Spannung in seiner Hütte auf der Lauer. Mit ihm zugleich sahen alle Weißen und Schwarzen höchlichst interessiert den kommenden Dingen entgegen.

Sie kamen schneller, als man gedacht hatte. Gegen halb elf Uhr ertönte ein Schuß. Am liebsten wäre der Jäger sofort aufgesprungen und nach der Falle hingestürmt, um das Ergebnis seiner Künste festzustellen. Das halbe Lager hätte sich ihm mit Vergnügen angeschlossen.

Aber die Vernunft siegte, bei ihm wie bei allen andern. In der stockdunklen Nacht wäre jede Annäherung an die Falle eine Vermessenheit gewesen, die unter Umständen Selbstmord bedeutete. Niemand konnte sagen, ob der Löwe nicht trotz schwerer Verletzung noch Kräfte genug besaß, sich an seinem Feinde zu rächen. Man kannte Fälle genug, in denen das krankgeschossene Raubtier sich auf den Gegner gestürzt und ihm für alle Zeiten die Lust zu solchen Streichen benommen hatte.

Der Vizefeldwebel fand in dieser Nacht keinen Schlaf mehr. Er hatte noch nie einen Löwen geschossen und brannte nun darauf, die herrliche Trophäe in Augenschein zu nehmen. Träge reihten sich die Minuten aneinander und wollten sich nicht zu Stunden auswachsen. Die Stunden schleppten sich wie Schnecken durch den Kreislauf der Zeit und krochen mit einer Langsamkeit dahin, die eine Marter bedeutete. Die Nacht wollte und wollte nicht weichen.

Als der erste graue Streifen über dem Walde aufdämmerte, schlich Strecker am Kral vorbei, dem Baume zu, an dem er die Falle aufgestellt hatte. In dem Halbdunkel jenseits der Lichtung, auf der die Ochsen nach mühseliger Verfolgung glücklich wieder untergebracht worden waren, mußte er sich erst einmal nach der Stirne greifen; fast hätte er den Stamm nicht wiedererkannt, vor dem der Riß lag.

Einen Augenblick zögerte er, sich weiter vorzuwagen; die nächste Minute konnte unter Umständen verhängnisvoll werden. Als er sich umsah, weil er ein Geräusch gehört zu haben glaubte, erblickte er zwei Askari, die sich rasch näherten; augenscheinlich hatten auch sie ihre Neugierde nicht länger bezähmen können. Vor den beiden Schwarzen hätte jedes Zaudern einen fatalen Eindruck gemacht. In schneller Entschlossenheit schritt er weiter, auf jede Möglichkeit gefaßt, bleich, behutsam, aber durchaus Herr seiner selbst.

Die Lage wurde durch das Gelände kompliziert. Der Wald war an dieser Stelle außerordentlich stark mit Unterholz bewachsen und gestattete gar keine Übersicht. So war es ganz natürlich, daß der kleine Schwabe, wie beherzt er auch sonst war, den Puls denn doch etwas schneller schlagen fühlte, als er dem verhängnisvollen Baume nähergekommen war.

So, jetzt war er an Ort und Stelle. Nur um das nächste Gesträuch brauchte er zu spähen, dann wußte er, woran er war. Kein argwohnerweckendes Geräusch ließ sich hören. Der Löwe war tot, mausetot, oder aber mit leichtem Streifschuß entkommen. Vielleicht hatte er sich auch mit seiner letzten Kraft weiter in den Wald hineingeschleppt, wenn er ernstlich getroffen war. In diesem Fall mußte ein ganzes Aufgebot von Schwarzen auf die Spur gesetzt werden, wollte man seiner habhaft werden.

Blitzschnell waren ihm alle diese Gedanken durch den Kopf geschossen. Der quälenden Ungewißheit mußte er auf der Stelle ein Ende machen. Mit gespanntem Hahn trat er einen Schritt weiter vor und spähte um die Ecke.

„Hurra!" wollte er eben ausrufen, als ihm der Laut in der Kehle stecken blieb. Ein dunkler Körper lag unmittelbar am Eingang zum Riß, starr und leblos, aber es war kein Löwe. Die Freude schwand aus den Zügen des Jägers und machte einer tiefen Enttäuschung Platz.

„Fisi!" murmelte er. „Wie schade! Nur eine Fisi! Und ich hatte mich so auf den Löwen gefreut!"

Ja, es war nur eine Fisi, eine Hyäne, eine der ganz gewöhnlichen gefleckten Hyänen! Das erkannten auf der Stelle auch die beiden Askari, die mittlerweile herangekommen waren.

Mit der trotzdem gebotenen Vorsicht gingen alle drei hin. Die Hyäne hatte ein Gebiß, das mit dem des Löwen an Stärke wetteiferte. In Afrika war man an Überraschungen gewöhnt.

„Amekwisha kufa zamani!" sagte einer der Askari. „Alles Leben ist längst aus ihr entflohen!"

Er hatte recht; der Augenschein war diesmal nicht trügerisch gewesen.

* * *

Man mußte es dem Schwaben lassen, er besaß eine bewundernswerte Ausdauer. Kein Mißerfolg lähmte je seine Energie.

Als der Abend kam, war die Hyäne abgeschleppt, um irgendwo draußen im Busch ihren Stammesgenossen zum grausen Mahl zu dienen. Die Selbstschußvorrichtung hatte man wieder in Betrieb gesetzt.

Gegen neun Uhr abends krachte ein Schuß, und wieder verbrachte der Vizefeldwebel eine Nacht, die nicht enden wollte. Alle anderen Weißen schliefen sofort wieder ein. Keiner bezweifelte, daß eine weitere Fisi ihre Aasgier mit dem Leben bezahlt hatte; auch Strecker selbst befürchtete es.

Sobald der Morgen anbrach, schlich er behutsam wie am Tage zuvor zu der Stelle, an der die Überreste des Ochsen lagen. Keiner der Reiter hielt es der Mühe für wert, ihn zu begleiten. Jeder nahm an, der Löwe, der schon die vorletzte Nacht nicht gekommen war, habe längst auf den Riß verzichtet und anderswo Ersatz gefunden. Nur eine Hyäne konnte den Ort betreten, der durch den Schweißgeruch einer verendeten Hyäne verpestet war.

Strecker hatte sich diesmal die Örtlichkeit bei Tage genau eingeprägt und einen Punkt ausfindig gemacht, von dem er sofort einen umfassenden Überblick gewann. In wenigen Minuten war er angelangt. Tiefe Stille herrschte ringsum. Es war genau wie tags zuvor.

Vorsichtig spähte er hin. Der Platz war leer. Im nächsten Moment trat er in die Lichtung hinaus und schritt auf die verhängnisvolle Stelle zu. Die Schnur war zerrissen, das Gewehr abgeschossen, eine Schweißspur nicht zu sehen.

Erstaunt wandte er sich um und stieß im gleichen Augenblick einen hellen Jubelschrei aus. Acht Schritt vor ihm lag ein prächtiger Mähnenlöwe in einer Senke und rührte sich nicht mehr. Allem Anschein nach hatte er den tödlichen Schuß mit einem mächtigen Luftsprung quittiert, sich überschlagen und, ohne den Boden noch einmal zu berühren, den Sturz in die Mulde getan.

* *
*

Streckers erster „Simba" war die Sensation des Lagers. Mehr als einer der Reiter hatte einen Löwen in freier Wildbahn geschossen, ließ es sich aber trotzdem nicht nehmen, zum Riß des Ochsen hinauszupilgern. Theodor war so schwach, daß er sich kaum vom Lager erheben konnte; dennoch wankte er, auf den Vizefeldwebel gestützt, aus der Grashütte heraus, um die Trophäe in Augenschein zu nehmen. Auch Konrad ging hin, weniger um des Löwen willen, als vielmehr, um die Freude des Schützen an seiner Beute sich anzusehen.

Der kleine Schwabe zog dem Könige der Tiere das Fell über die Ohren und breitete die fein säuberlich gereinigte Haut an einem schattigen Platze zum Trocknen aus. Daß er sie nicht in der Sonne zubereiten durfte, hatte

er aus früheren Erfahrungen gelernt. Rings am Saum der Haut steckte er kleine Holzpflöckchen dicht nebeneinander durch die Löwendecke und befestigte sie so in straffster Spannung am Boden. Alaun, das er in Friedenszeiten für die Präparierung der Felle verwandt hatte, besaß er jetzt nicht. In Ermangelung von Salz, das in beängstigender Weise auszugehen begann, streute er Asche auf die frische Seite der Haut; sie tat dieselben Dienste.

Die Selbstschußvorrichtung stellte er wieder auf, obwohl der verwesende Ochse die Luft im weiten Umkreis verpestete.

„Es hat keinen Zweck mehr, Streckerle!" sagte der lange Tübinger unter dem Beifall seiner Kameraden. „Kein Löwe läßt sich mehr an einer Stelle sehen, an der einer seiner Sippe das Leben verlor!"

„Das kann man nicht wissen!" meinte der Jägersmann. „Dem gelben Viehzeug darf man nicht so viel Verstand zutrauen! Es hat bloß Instinkt, und der Instinkt regt sich nicht immer!"

In der folgenden Nacht knallte der Schuß gegen drei Uhr.

Frühmorgens ging der Vizefeldwebel, von neugierigen Kameraden begleitet, zum Riß. Eine starke Schweißspur lief nach rechts in die Wildnis hinein. Von wem sie herrührte, war auf der Stelle klar. Diese ungeheuren Pranken, deren scharf umrissene Abdrücke sich auf dem gelben Sande abhoben, hatte kein anderes Raubtier der Steppe aufzuweisen als der König der Tiere.

Klopfenden Herzens verfolgten die Jäger die Spur. Der Schuß hatte tadellos gesessen; ob er aber die Lebensader durchschlagen haben mochte, war eine andere Frage.

Jeder wußte, daß er unter Umständen sein Leben in der geballten Faust hielt, die den Kolbenhals des Karabiners umschloß. Mit starren Augen schlichen alle dahin, lautlos und mit angehaltenem Atem, selbst Räubern der Steppe gleich. Immer weiter lief die Spur, hier und da von dunklem Schweiß untrüglich gezeichnet.

Das Gras wurde höher und reichte dem kleinen Schwaben bis an die Brust. Die Gefahr verdoppelte sich. Jeden Augenblick konnte die Entscheidung eintreten.

Rund vierzig Meter mochte Strecker, der voranschritt, die Spur verfolgt haben, als er plötzlich stutzte. Zwei Meter vor ihm lag starr und leblos eine Löwin. Die Kugel des 71ers war ihr mitten durch das Herz gegangen. Daß sie noch so weit hatte kommen können, schien ein Wunder.

* * *

Gelbrindenakazien im Walde von Oldogom am Saume der Serengeti. (Nach einem Ölbilde von Thea de Haas.)

Der Stolz des glücklichen Jägers wuchs ins Ungemessene. Auch die zweite Haut wurde präpariert. Sobald sie trocken war, wanderte sie wie die erste in das Grashaus.

Ein indianischer Wigwam in der Fülle der Skalpe konnte kaum einen wilderen Anstrich haben als die Urwaldhütte des kleinen Mannes, deren Eingang zur Rechten und zur Linken die majestätischen Trophäen schmückten. Keiner nahte ihr ohne Respekt. Die Zeit der alten Germanen war wieder erwacht, deren Hallen die Gehörne des wilden Urs und des Elchs und die Felle der Bären zierten.

Der Schwabe beschloß, es den Altvordern in jeder Beziehung gleichzutun.

In die jungfräuliche Wildnis des Serengetibusches paßten seiner Meinung nach die modernen Feuerwaffen nicht hinein. Löwen durch Selbstschüsse zu erlegen, war schließlich kein Heldenstück. Ja, wenn er sie noch in freier Wildbahn zur Strecke gebracht hätte!

Bescheidener geworden und bestrebt, zur Natur zurückzukehren, eilte Streckerle in die Wälder, suchte sich passendes Holz aus und begann eine Armbrust anzufertigen. In Zukunft wollte er dem König der Tiere mit den Waffen der Vorväter entgegentreten und das Übergewicht der modernen Technik nicht mehr mißbrauchen. Wenn es ihm gelang, mit den primitiven Hilfsmitteln seiner Ahnen den Löwen zu bezwingen, durfte er später einmal auf das Lob der Skalden der Neuzeit mit Bestimmtheit rechnen.

Als die Armbrust fertig war, rottete sich alles Volk zuhauf, um das Resultat der Schußproben in Augenschein zu nehmen. Die Versuche des Schwaben waren für jedermann wichtig. Die wenigen Patronen, die die Patrouille besaß, mußten für den entscheidenden Zusammenstoß mit den Briten aufgehoben werden. Gelang es, mit Armbrüsten eine gewisse Treffsicherheit zu erzielen, so konnte eine Umbewaffnung der Jagdkommandos in die Wege geleitet und der Patronenverbrauch wesentlich eingeschränkt werden.

Auf dem freien Platze vor Konrads Grashaus gab der kleine Schwabe die ersten Schüsse ab.

Die vor unnatürlicher Spannung wie elektrische Druckknöpfe herausgesprungenen Pupillen der Zuschauer traten auf der Stelle wieder in ihre Höhlungen zurück. Der Bolzen der Armbrust schnellte vorderhand keine fünfzehn Schritt weit und fiel dann kraftlos zu Boden.

Erneute Versuche ergaben kein besseres Resultat. Von einer Umbewaffnung redete selbst Strecker nicht mehr. Das Experiment war unwiderruflich gescheitert.

* * *

Die Löwen, die der Patrouille vom Speerberg her bis zum Standlager gefolgt waren, begannen unzufrieden zu werden. Zwei der Ihren hatten ihr Leben lassen müssen. Die übrigen umschlichen allnächtlich den Ochsenkral, von wütendem Hunger gepeinigt, fanden aber keine Möglichkeit des Einbruchs mehr. Der Dornverhau war zu einem mächtigen Wall ausgebaut worden, der sich nicht mehr durchbrechen ließ.

Da in der Trockenzeit Wild in der Serengeti nur vereinzelt und ausschließlich in kleinen, aber wachsamen und überaus behenden, ganz und gar unnahbaren Gazellen auftrat, wurde die Lage des Packs von Tag zu Tag heikler. Was nutzte es, daß sie nicht nur den Viehkral, sondern auch die menschlichen Wohnstätten zur Nachtzeit belagerten! Kein lebendiges Wesen ließ sich nach Einbruch der Dunkelheit mehr außerhalb der Einfriedigung sehen.

Die auf der Lauer liegenden Raubtiere, die sich in ihrer Hoffnung auf Beute anfangs immer mäuschenstill verhalten hatten, gaben allmählich das Spiel verloren und brüllten zur Nachtzeit in ohnmächtiger Wut ununterbrochen, bis der Morgen graute. Erst gegen Sonnenaufgang begaben sie sich in ihre Schlupfwinkel im Dickicht zurück.

Ein mächtiger alter Löwe, der im Randgebirge des Nyarasa und in den Bambuswäldern des Oldeani mit Nashörnern und Büffeln mehr als einen gefährlichen Strauß ausgefochten haben mochte, war des fruchtlosen Lauerns überdrüssig geworden. Der Hunger, der ihm die Eingeweide zerriß, trieb ihn bei Tage aus seinem Lager. Wollte er nicht kläglich zugrunde gehen, so mußte er sich zu einem größeren Wagnis aufraffen. Da zur Nachtzeit jeder Erfolg ausgeschlossen war, so konnte er nur bei hellem Tageslicht zum Ziele gelangen. Wohl oder übel sah er sich zu einem außerordentlichen Gewaltstreich genötigt.

In der Nähe des Lagers mußte jeder Versuch fehlschlagen, das sagte er sich sofort. Nun aber marschierte die Ochsenherde täglich gegen zwei Stunden weit in die Steppe hinein, da auch der letzte Grashalm in der Nähe der Niederlassung geschwunden war; erst in dieser Entfernung fand sie kümmerliche Weide.

Da nur ein einziger Wachtposten das Vieh begleitete, war die Gelegenheit zum Überfall dort günstiger. Durch Büsche und Strauchwerk gedeckt, folgte der alte Löwe der ausziehenden Herde und war sorgsam darauf bedacht, immer unter dem Winde zu pirschen. So behielt er die Wahl der Örtlichkeit und des Zeitpunktes.

Der Geifer troff ihm aus dem Rachen, während er hinter der Viehherde

dahinschlich. Mehr als einmal hielt er den Augenblick für gekommen, allein immer wieder bezähmte er seine Ungeduld; er wollte sicher gehen und keinen Fehlsprung tun.

* *
*

Der Askari, der heute die Wache hatte, stammte aus Ussukuma. Er hieß „Meza", zu deutsch „der Tisch". Zum Schausch oder auch nur Ombascha hatte er es nicht gebracht, aber jeder Schwarze und jeder Weiße in der Kompagnie wußte, daß Meza vor keinem der vielen Sheitani zwischen Himmel und Erde sich fürchtete, geschweige denn vor einem Löwen in Fleisch und Blut. Von zahlreichen Patrouillen her war er als einer der tapfersten Leute bekannt, der sich in jeder Lage bewährte.

Als Meza zur Weidewache kommandiert worden war, hatte er über das ganze Gesicht gestrahlt. Mit dem Vieh zog jeder gern los. Statt Holz im Walde zu schlagen und die Kettengefangenen bei der Anlage der Laufgräben um das Lager herum zu beaufsichtigen, winkte ein schöner Ruhetag in der Wildnis. Man konnte sich gemütlich im Schatten eines Baumes ausstrecken und von zukünftigen Freuden träumen.

Die Weidewache bot zudem noch andere Möglichkeiten. Einer der Askari war kürzlich mit den Waben wilder Bienen nach Hause gekommen und hatte sich und seinen näheren Freunden Genüsse bereitet, die man gar nicht mehr kannte, seitdem der Zucker ausgegangen war. Vielleicht blühte auch ihm heute das Glück. Er verstand sich auf das Ausnehmen des Honigs, das eine nicht ganz ungefährliche Sache war. Kein Insekt des Busches war so wütig und gefährlich wie die wilde Biene. Von den Tagen Kondoas her blieb das in aller Erinnerung. Maultiere und Esel waren am Bubufluß von einem Schwarme überfallen und zu Tode gestochen worden. Nur mit Mühe, und teilweise übel zugerichtet, hatten sich die Menschen retten können.

Der Tag war außergewöhnlich heiß, und Meza pries sich glücklich, als er endlich den Weideplatz erreichte und die Ochsen sich selbst überlassen konnte. Keine verdächtige Bewegung ließ sich in der Steppe wahrnehmen, soweit das Auge reichte. An die Engländer dachte kein Askari; aber auch keiner der schwarzen Späher der Briten durchschweifte die Wildnis. Vor Raubtieren brauchte man in der Hitze des Tages keine Sorge zu haben; die konnten erst gefährlich werden, wenn die Sonne sank.

Meza legte sich unter einen Baum und beobachtete von dort aus die Herde. Allmählich fielen ihm die Augen zu. Gerade wollte er einschlafen,

als er auf das Summen von Bienen aufmerksam wurde; sie umschwärmten einen hohlen Baum, der keine zehn Meter von seinem Ruheplatz entfernt war.

Eben wollte er vorsichtig herangehen, als er plötzlich keine acht Meter rechts von sich einen dunklen Schatten durch die Luft gleiten sah; gleichzeitig klang ein unterdrücktes Knurren an sein Ohr.

Im nächsten Moment glaubte er seinen Sinnen nicht trauen zu dürfen. Mitten in der grellen, prallen Sonne saß ein Löwe auf einem der Ochsen und biß ihm die Kehle durch, ehe das überraschte Tier zum Bewußtsein seiner Lage gekommen war. In dumpfem Fall polterte es zu Boden.

Das mähnenumflatterte Haupt des gelben Würgers wollte gerade darangehen, den niederströmenden Lebenssaft mit gieriger Zunge aufzulecken, als es den Menschen eräugte. Ohne die tief in sein Opfer eingeschlagenen Pranken zu lockern, brüllte das Raubtier laut auf und riß den roten, bluttriefenden Rachen auseinander, daß manchem anderen an Mezas Stelle die Glieder in Todesangst geschlottert hätten.

Der Mann aus dem Volke der Wassukuma war starr, aber nicht vor Schrecken, sondern vor Staunen. So etwas hatte er denn doch noch nicht erlebt. Oft war ihm in seinem bunten Abenteurerleben ein Löwe in die Quere gekommen, auch bei Tage, aber in der Regel hatte der Sultan der Tiere sofort Reißaus genommen, ohne sich auch nur einen Augenblick zu besinnen. Das Raubtier hier vor ihm war nicht nur über den Ochsen hergestürzt, sondern machte obendrein noch Miene, den Wächter der Herde anzuspringen. Wer hatte je in seinem Leben eine solche Dreistigkeit am hellen Tage erlebt! Daß ihm, Meza, so etwas geboten wurde, war unerhört! Was dachte sich der gelbe Räuber eigentlich?

Außer sich vor Wut riß der Askari die Waffe an die Wange. Es war nur ein einziger Schuß, der Leben und Tod entschied. Zu einem zweiten würde es nicht mehr langen, aber der war auch unnötig, meinte Meza. Blitzschnell hatte er visiert. Mitten in den blutroten Rachen, der vom Schweiß des erschlagenen Ochsen troff, hielt er hinein und ließ fliegen.

Mit dem Knall zugleich schnellte der Löwe heran. Mitten in der Luft brach er zusammen, schlug in dröhnendem Aufprall gegen den Boden, rollte das furchtbare Haupt zur Seite, zuckte noch ein letztes Mal und war dann still.

Triumphierend trat der Schwarze heran und weidete sich an dem Anblick des getöteten Feindes. Verächtlich stieß er ihm den Fuß in die Flanke und gegen das Haupt. Dann wandte er sich ab.

Die Ochsen waren im ersten Schreck über das Gebrüll des Löwen und den Knall der Büchse davongaloppiert, hatten sich aber bald wieder beruhigt. Bei Tage war ihnen die Wildnis nicht unheimlich. Selbst den großen Würger fürchteten sie da nicht so sehr. Nur in der Nacht sahen sie sich hilflos allen Angsten preisgegeben.

Meza trieb die Herde wieder zusammen und wandte sich dann dem Baume zu, an dem er die Bienen entdeckt hatte. Ohne große Mühe vertrieb er sie durch Rauchschwaden und raubte den goldgelben, kristallklaren Honig. Frohen Herzens kam er mit der Herde abends heim.

* * *

Der Graubart war von seiner Krankheit wieder genesen, aber sein Sohn lag in anscheinend hoffnungslosem Zustande in der Grashütte und weigerte seit geraumer Zeit Speise und Trank. Das einzige, was er zu sich nahm, war die Milch, die die von Adolf Siedentopf requirierten Kühe lieferten. Der auf ihn und den Vater entfallende Anteil war winzig genug, kaum eine Tasse voll; bei der dürren Weide blieb es erstaunlich, daß die Kühe überhaupt noch Milch gaben.

„Die grobe Hirse widersteht mir seit langem!" sagte der Kranke. „Das Fleisch kann ich ohne Salz nicht zu mir nehmen, ebensowenig die Brühe! Wenn ihr mich bloß mit dem Essen verschonen wolltet!"

„Du kommst nicht wieder hoch, wenn du nicht wenigstens die Brühe zu dir nimmst!" sagte der Alte kopfschüttelnd.

„Dann ist es nicht zu ändern!" meinte der Patient resigniert. „Aus dieser Art von Leben mache ich mir überhaupt nichts; je eher es zu Ende geht, desto besser!"

„Um meinetwillen solltest du die Hoffnung nicht aufgeben!" mahnte der alte Reiter vorwurfsvoll. „Das Kapitel hier ist nur ein Intermezzo in unserm Leben! Wenn du den Mut nicht sinken lässest, überstehst du auch dieses Hundedasein!"

Der Kranke wandte sich nach der anderen Seite und starrte die Graswand an, ohne ein weiteres Wort zu entgegnen.

* * *

Am nächsten Tage trat der Vater freudestrahlend an das Bett des Sohnes.

„Da, schau her, was für eine Überraschung ich dir heute bringe!" rief er und hielt ihm den Kochgeschirrdeckel hin.

Der Kranke wandte sich matt und teilnahmlos herüber. Im nächsten Augenblick kam ein leichtes Rot in die abgehärmten Züge.

„Was ist denn das?" fragte er erstaunt. „Honig?"

„Meza schickt ihn dir!" versetzte der Alte. „Er hat einen Löwen im Walde erlegt, als er auf Weidewache war, und ganz in der Nähe wilden Honig entdeckt. Koste ihn einmal; du ahnst nicht, was es für eine Delikatesse ist!"

Der junge Reiter versuchte ihn und aß mit sichtlichem Genuß.

„Das Wachs wollen wir sorgfältig aufheben, Vater; auf diese Weise kommen wir obendrein noch zu einer Kerze!"

Es war das erstemal seit langer Zeit, daß er wieder an irgend etwas Anteil nahm. Der Alte begrüßte es mit großer Genugtuung.

„Hebe mir den Rest auf, Vater!" sagte der Kranke. „Ich esse ihn vielleicht heute abend."

Der Graubart tat, wie er gebeten war. „Du mußt mich jetzt entschuldigen!" bat er dann. „Ich mache mich wieder an die Gartenarbeit!"

* * *

Hinter dem Grashause, in der Richtung auf die unterirdische Kasematte, in der Schmid und Mallin hausten, hatte Konrad das Dickicht gerodet und ein Gärtchen im Umfang einer Stube angelegt. Bei dem Abzug von Sekenke war die Patrouille im Besitz eines kleinen Vorrats von Kartoffeln und Zwiebeln gewesen; diese sollten gepflanzt werden, falls sich die Gelegenheit dazu böte. Alle Reiter mit Ausnahme von Konrad und Theodor hatten es vorgezogen, ihren Anteil beizeiten aufzuessen. Der alte Graubart holte die kostbaren Schätze heute hervor und pflanzte sie mit einer Liebe und Sorgfalt, wie das in Afrika selten der Fall gewesen sein mochte. Alle seine Kameraden kamen zu dem feierlichen Akt eigens heran, schüttelten die Köpfe und priesen sich glücklich, daß sie von ihren Vorräten einen besseren Gebrauch gemacht hätten. Konrad ließ sie gewähren.

„Und sollte weder eine Zwiebel noch eine Kartoffel hier wachsen, so habe ich doch meine Freude an der Anlage gehabt!" entgegnete er den Spöttern.

Tags darauf begab er sich persönlich auf den Schlachtplatz, um ein paar gute Beinknochen zu erwischen, aus denen er eine ordentliche Krankensuppe für den Patienten zu kochen vermöchte. Um die Suppenknochen tobte der Streit weniger als um die Höcker der Ochsen. Aus ihnen wurde

das kostbare Fett gewonnen, mit dem man die Hirsekuchen und die Beefsteaks braten konnte.

Die einzige Schattenseite bei der Zubereitung der Suppe bildeten die Töpfe. Diese waren nicht weitbäuchig genug. Im Viermännerhause hatte man einen leidlich großen Eingeborenentopf; da aber alle Insassen leidenschaftliche Suppenhelden waren, so bestand keine Möglichkeit, ihn zu borgen. Konrad ließ die besten Knochenteile von frühmorgens bis spätabends verkochen; so kam wenigstens eine kräftige Bouillon heraus. Er hatte die Freude, daß der Patient zum ersten Male seit langer Zeit die Suppe anrührte.

* * *

Eines Tages trat ein Ereignis ein, das sämtliche Lagerinsassen in die wildeste Aufregung versetzte und alle Sensationen der Löwen- und Schlangenabenteuer bei weitem überbot. Eins der Hühner begann urplötzlich zu gackern, und zwar so inbrünstig und siegesbewußt, wie ein Huhn nur gackert, wenn es ein Ei gelegt hat.

Kein Choral in einem feierlichen Festtagsgottesdienst war je solch eine süße Musik in den Ohren der Weißen gewesen wie das Gegacker dieser Buschnegerhenne. Sofort stürzten alle Reiter aus ihren Wohnungen und ergingen sich in den gewagtesten Vermutungen, wo das Huhn zuerst gegackert habe. Es war umsonst. Die Wahrheit trat nie an den Tag. Auch das Ei, das dieses Huhn gelegt hatte, kam nicht zum Vorschein; vergeblich wartete man Stunde um Stunde auf den glücklichen Finder.

In den nächsten Tagen mehrte sich das Gegacker, aber immer noch meldete sich niemand, der ein Ei gefunden hatte. Dagegen begann mit einem Male ein wildes Buhlen um die Gunst der Hühner. Man sah die fühllosesten Wichte plötzlich ihre mühsam aufgespeicherten Hirsekörner vor dem Federvieh ausschütten und eine Tierliebe an den Tag legen, die ihnen vorher fremd gewesen war. Reiter, deren rauhe Kehllaute Hunde vor Angst aufheulen ließen, girrten wie verliebte Täuberiche und zwitscherten wie Kanarienvögel, um die mißtrauischen Hennen in ihre Grashäuser oder Höhlenverliese hineinzulocken und sie dort heimisch zu machen. Einige streuten die Hirsekörner unter ihre Lagerstätten, andere selbst in ihre Betten. Da diese aus Graspolsterung hergestellt waren, fühlten sich die Hennen in diesen Betten zu Hause, ohne freilich in ihrem Lebensbetätigungsdrange auf ihre Schlafgenossen Rücksicht zu nehmen.

Den Sieg in diesem Kampf um die Gunst des Federviehs trug das Viermännerhaus davon. Der größte Teil der Hühner gewöhnte sich mit der Zeit derartig hinein, daß er dort sogar gackerte. Neidgeschwollen lauschte man in den übrigen Heimstätten auf die von dorther ertönende Musik.

Das erste Ei, das der kranke junge Reiter als Geschenk erhielt, brachte ihm ein schwarzer Askari, der es selbst gefunden hatte. Nachher stellte sich auch dann und wann einer der Weißen ein, der noch nicht alle kameradschaftliche Gesinnung in diesem wilden Kampf ums Dasein verloren hatte. Es war immer ein großer Festtag, wenn ein Ei gebracht wurde. Nur die Honigspenden, die der Theodor in dieser schweren Zeit sehr wohlgesinnte Führer und mitleidige schwarze Askari stifteten, erreichten an Bedeutung diese Stunden. Honig wurde in großen Mengen gefunden.

„Wir wollen hoffen, daß die kleine Regenzeit noch recht lange ausbleibt!" meinte Hassan, die Leibordonnanz, als er wieder einmal im Auftrage seines Herrn eine Honigspende gebracht hatte. „Sobald sie eintritt, ist es mit dem Honig vorbei. Vier Wochen wird es sicher noch dauern, bis sie eintritt!"

„Es wäre schon besser, es regnete!" meinte sein Freund und Landsmann Aden, der mitgekommen war. „Die Steppe wird so dürr, daß die Ochsen kaum mehr ausreichende Nahrung finden; das Gras verschwindet allenthalben. Die Höcker, die vorher ein Kochgeschirr voll Fett lieferten, als wir aus Sekenke aufbrachen, geben kaum noch eine Tasse voll. Eine ganze Anzahl Ochsen ist schon eingegangen!"

Nachdenklich saßen Vater und Sohn da, als die beiden Somali gegangen waren. Der Honig half dem Kranken, darüber war kein Zweifel. Fiel aber kein Regen in Monatsfrist, so gingen mit den Ochsen zugleich die Milchkühe ein, und jede Möglichkeit, den Patienten am Leben zu erhalten, schwand dahin. Dann war es noch besser, der Honig fiel aus und die Milch blieb erhalten!

* *
*

In der Höhlenwohnung des Führers zwischen Konrads Behausung und der Viermännerburg gab eines Tages ganz unerwartet ein Teil des Gewölbes nach. Der schwere Stützbalken und ein mächtiges Felsstück lösten sich und prasselten auf die Kopfseite der Lagerstätte herab. Es war um die Mittagszeit. Der Patrouillenführer, der für gewöhnlich die heißen Stunden auf seinem Grasbett verbrachte, war ganz zufällig um diese Zeit nicht anwesend und entging wie durch ein Wunder dem Tode.

Viehkral.

Pferde an der Tränke.

Massai im Kriegsschmuck (Löwenmähnen, Straußenfedern und Pavianfelle).

Massai im Kriegsschmuck.

Als der Vorfall im Lager bekannt wurde, begannen mehrere Weiße an dem Walten einer höheren Vorsehung irre zu werden. Sie machten einander Kondolenzbesuche in den Wohnungen und beklagten ihr Mißgeschick.

„Ein anderer Mensch wäre sicher bei einem solchen Unfall erschlagen worden!" meinte einer. „Dieser wird uns alle überleben! Keine Kugel trifft ihn! Keine Schlange sticht ihn! Kein Löwe frißt ihn! Für welche Dinge mag ihn das Schicksal noch aufgespart haben?"

Einer der älteren Reiter, der bisher sehr zurückhaltend in seinem Urteil gewesen war, sprach zum Staunen der anderen Kameraden jetzt ebenfalls frei von der Leber weg.

* *
*

Die Nacht war auf das Nyarasa-Randgebirge herabgesunken. Kein Stern blinzelte durch die dicken Wolkenschichten, die seit Tagen trügerische Regenhoffnungen erweckt hatten.

Wer nicht unbedingt mußte, verließ seine Behausung nicht und war seelenfroh, daß er das Wutgeheul der Löwen, die den Viehkral grimmer denn je belagerten, in aller Gemütsruhe anhören konnte, ohne Posten zu stehen. Drinnen war das unerschöpfliche Gesprächsthema der Arrest, den der Führer über Friedrich Wilhelm aus irgendeinem Grunde verhängt hatte; dieser mußte die fünf Tage in seiner Wohnung abbrummen, durfte aber keinen Besuch empfangen. Frühzeitig herrschte, wie immer in mondlosen Nächten, in allen Behausungen Lagerruhe.

Höchst ungemütlich fühlten sich im Gegensatz zu den behaglich untergebrachten Menschen die Insassen des Viehkrals. Zwar war es in der letzten Zeit keinem Raubtier mehr möglich gewesen, die Umzäunung zu durchbrechen; auch hatte die fürchterliche Witterung der blutdürstigen Bestien ihre Schrecken für sie verloren. Dagegen war das wahnsinnige Geheul der unabläßig um den Dornverhau tobenden, abwechselnd schleichenden, dann plötzlich losgaloppierenden und an der Umzäunung hochspringenden Katzen sogar für die abgestumpften Nerven der Ochsen zuviel. Erst hatten sie, wie gewöhnlich, in Todesangst sich dicht zusammengedrängt und keinen Laut von sich gegeben; dann aber rannten einige der jüngeren Tiere wie toll innerhalb des Verhaus umher, während die Raubtiere draußen den Tanz mit verdoppeltem Eifer aufnahmen.

Das Pack, das die Boma belagerte, hatte sich in den letzten Tagen verstärkt. Von überallher waren neue Sippengenossen herzugeströmt, seit die letzten Antilopen und Gazellen die zur Wüste gewordene Steppe ver-

lassen hatten. Warzenschweine ließen sich ebenfalls nicht mehr blicken. Stachelschweine und Erdferkel waren geblieben, außerdem einige wenige, aber sehr kriegerische Honigdächse. Sogar auf halbverhungerte Vertreter einer Mittelgattung zwischen Hasen und Kaninchen machten die Löwen Jagd. Sie stürmten in hoffnungslosem Rennen selbst auf vereinzelte Gruppen Aasvögel los, die verächtlich krächzend davonflatterten. So war der Viehkral der Reiter trotz aller schweren Enttäuschungen dennoch die einzige Hoffnung der Raubtiere, und sie berannten die Festung mit der unbeirrbaren Zähigkeit der Verzweiflung.

In dem instinktiven Gefühl, daß nur Ruhe die Situation retten könne, hatten die Ochsen bisher eine anerkennenswerte Kaltblütigkeit bewiesen. Als nun aber das jüngere Hornvieh die Nerven verlor und in wilder Panik kreuz und quer durch den Kral jagte, wurde es plötzlich auch einigen der älteren und bisher vernünftigen Insassen zu bunt. Gerade war wieder einer der kräftigsten Mähnenlöwen in wildem Satze an der nach dem Bach zu gelegenen Kralseite hochgeschnellt, als ein halbes Dutzend der stärksten Ochsen nach der entgegengesetzten Seite stürmte, in unwiderstehlichem Anprall den Dornverhau niedertrampelte und mitten durch das Lager hindurch in rasender Flucht der Steppe zujagte.

Sofort folgte die ganze Herde. Unter den donnernden Hufen der in Todesschreck abgaloppierenden Hunderte von Ochsen erdröhnte die Erde. Die Hütten erbebten, die Balken und Dächer wankten, die Bewohner sprangen im Halbschlaf von den Grasbetten, und selbst die Höhlenbewohner glaubten, eine ungeheure Erdkatastrophe breche herein.

In das Getrampel der Viehherde und das ängstliche Geblöke der in Karriere die Laufgräben nehmenden vordersten Flüchtlinge mischte sich das Mark und Bein durchschauernde Freudengebrüll der Löwen. Hinter den Ochsen her rasten sie durch das Lager und stürmten mit ihnen zusammen an den Veranden der Grashäuser vorbei. Ein Opfer hatten sie nur aus dem Grunde noch nicht niedergerissen, weil die zusammengeballten Massen der Viehleiber wie ein entfesselter Strom jeden Einzelwillen brachen und alles in wildestem Chaos mit sich fortwirbelten...

* * *

In seiner Grashütte lag einsam auf seinem Lager der todkranke Theodor. Sein Befinden hatte sich seit einigen Tagen wieder verschlechtert. Die Kühe gaben so wenig Milch, daß keine halbe Tasse für ihn herauskam, da

auch noch andere Weiße, unter ihnen der Vizefeldwebel, sowie einige Askari am Fieber daniederlagen. Honig war schon längere Zeit nicht mehr gefunden worden. Brühe und Fleisch mochte der Kranke nicht. In seiner Verzweiflung war der Graubart mit einem der Askari, der auf diesem Gebiete Fundi war, in den Busch gezogen und hatte sich gelobt, nicht eher zurückzukommen, als bis er Waben gefunden habe. Es war die zweite Nacht, die der Kranke allein zubrachte.

Sein Schlaf war meist nur sehr kurz und unruhig. Naturgemäß nahmen seine Kräfte infolgedessen mehr und mehr ab. Mit heißem Kopf wälzte er sich auf dem Graspolster umher. „Es muß Typhus sein!" sagte er sich. „Malaria ist es auf keinen Fall!" Das tropische Fieber, das durch den Stich der Anophelesmücke erzeugt wurde, hatte er oft genug gehabt; es war anders.

Bei Tage war die Hitze unerträglich. In der Nacht quälte ihn die Schlaflosigkeit. Er hörte jedes Geräusch. So war es auch heute.

Was er hörte, war immer dasselbe. Die Mücken stimmten die Nachtmusik an. Dann raschelte irgend etwas unter der Grasbettstelle. Wenn es keine Ratte war, die Hirseüberbleibsel holen wollte, mußte es eine Schlange sein. Was es war, berührte ihn nicht, er besaß keine Kraft dazu, Nachforschungen anzustellen. Auf der offenen Veranda tastete irgendein harmloses Lebewesen umher, eine Meerkatze vielleicht, die nach Leckerbissen suchte. Plötzlich kreischte sie laut auf, schwang sich auf das Dach und turnte von dort in die Äste eines hohen Urwaldbaums, dessen Zweige das Grashaus beschatteten. Im selben Augenblick wurde ein bekanntes Grunzen vernehmbar. Im Dickicht hinter dem Gärtchen, in dem die Zwiebeln und Kartoffeln gepflanzt waren, verriet ein Leopard seinen Ärger über die entgangene Beute.

Vom Viehkral her drang das zornige Löwengebrüll herüber, in das sich von Zeit zu Zeit der zudringliche Ruf der Hyäne mischte. Ganz vereinzelt nur ertönte der klagende Schrei des Schakals, der auf den Schlachthof zustrebte, sich aber nicht an den hungrigen Löwen vorüberzugehen getraute.

Mit einem Male brüllte ein Löwe dicht hinter der Grashütte, wo eben noch der Leopard gegrunzt hatte. Es war ein Gebrüll, das alle Nerven zerriß. Der Kranke erschauerte bis ins Mark. Es ist der Hunger, der ihn so brüllen läßt, sagte er sich. Wie lange wird es noch dauern, bis er die Furcht vor dem Menschen überwunden hat und uns mitten im Schlaf aus der Hütte schleppt!

Wieder brüllte das Raubtier, daß der Donner seiner Stimme die Ohr-

muskulatur des fiebernden Menschen vibrieren ließ. „Er ist näher bei mir als bei Schmid und Mallin!" murmelte der Kranke. „Er kommt mich holen; gleich springt er in die Veranda herein und reißt mich vom Bett herunter!"

Plötzlich erbebte die Erde. Wie eine heranbrausende Hochwasserkatastrophe wälzte sich vom Flusse her aus der Gegend des Viehkrals eine Flut heran, die alle Bäume und alle Hütten vor sich niederreißen mußte. So waren nach des Vaters Erzählungen die haushohen Wassermassen zur Regenzeit die Sandbetten der ausgetrockneten Flüsse herabgekommen.

Doch hier war es kein Wasser, das ankam. Die Flut bestand aus Tierleibern, die wie eine schwarze Woge durch das Lager stürmten, gerade auf die Häuser zu. Durch den wahnsinnigen Tumult hindurch erscholl rasendes Löwengebrüll, das immer näher kam, zugleich mit den heranstürmenden Hufen der vielhundertköpfigen Herde. Alles flutete auf die Hütten zu. Im nächsten Augenblick mußten die zottigen Häupter der flüchtenden Tiermassen durch die Graswände brechen und die Menschen unter den Trümmern der zertretenen Lagerstätten zermalmen.

In jähem Entsetzen sprang Theodor von seinem Bett herunter, flog durch die Veranda und riß aus dem vor der Hütte angezündeten Wachtfeuer einen lodernden Feuerbrand heraus. In wilden Zuckungen wirbelte er ihn hin und her, daß die Glut in einem Funkenregen hochstob.

Vor dem grellen Licht der Fackel teilte sich die Herde. Die Hauptmasse setzte zwischen ihm und der Höhlenwohnung des Patrouillenführers über den Laufgraben, ein anderer Teil bog am Grashause Friedrich Wilhelms und Streckers nach den Askarihütten ab, während ein weniger starker Schub, in dem engen Raum eingekeilt und abgedrängt, am Feuer vorüber in der Richtung auf Schmids und Mallins Höhle zu das Weite suchte.

Eben hatte der vorderste Ochse das Feuer passiert, als aus dem mit der Banda[1]) parallellaufenden Gebüsch, das zumeist den Hühnern als Unterschlupf gedient hatte, ein schwarzer Ball hochfederte. Im nächsten Augenblick krachte der an der Spitze galoppierende Ochse unter dem ungeheuren Gewicht des Mähnenlöwen, der auf seinen Rücken gesprungen war, zusammen. Sofort verspürte er die Reißzähne des gelben Reiters an seinem Halse. In ebendieser Sekunde verglomm der Feuerbrand, und die Nacht warf ihren Schleier über den Sieger und sein Opfer.

Der Kranke kroch auf seine Graspolsterung zurück. Draußen, nur ein

---

[1]) Hütte.

paar Meter abseits und lediglich durch die dünne Strohwand getrennt, schlürfte der Löwe das warme Blut, das aus den durchbissenen Halsadern quoll, und fauchte dazu behaglich wie eine schnurrende Katze.

* * *

Am folgenden Morgen kam der alte Konrad aus dem Walde und brachte dem jungen Reiter den sehnlichst erwarteten Honig mit.

Er war nicht wenig erstaunt, keine sieben Meter vom Eingang der Banda den toten Ochsen zu finden. Seltsamerweise hatte das Raubtier sich nur mit dem Blute begnügt und das Fleisch nicht angeschnitten. Da Konrad nicht wußte, wie der Ochse ums Leben gebracht war, so untersuchte er ihn und kam durch die Male am Halse dahinter. Nirgendwo war auch nur ein einziger Tropfen Schweiß zu sehen.

Außer dem hier gerissenen Stück lagen noch zwei von Löwen geschlagene Ochsen draußen vor dem Lager. Wie viele auf der Flucht weiter drüben in der Steppe ihr Leben verloren hatten, ließ sich gar nicht feststellen.

Es dauerte viele Tage, bis die Herde wieder einigermaßen beisammen war. Nach allen Richtungen der Windrose hatte sie sich in der Unglücksnacht zerstreut. Nur den vereinten Bemühungen aller abkömmlichen Askari glückte es, die versprengten Gruppen aufzufinden und heimzutreiben.

Die Löwen waren auf ihre Rechnung gekommen. Das Pack, das den Kral umlagert hatte, durfte mit seinem Erfolg zufrieden sein.

* * *

Das Salz war ausgegangen. Eine Patrouille wurde am 1. Oktober abgeschickt, die zum Nyarasasee hinabsteigen und Ersatz holen sollte. Wußte jeder auch von vornherein, welcherart Salz dort geschürft wurde, so war der Magadersatz immer noch besser als die gänzliche Unmöglichkeit, die Speisen überhaupt zu würzen.

Der Schiffszimmermann aus Kiel und Albert Blankertz wurden kommandiert. Mit einer Anzahl Askari ritten sie ab. Ein noch in letzter Stunde ihnen erteilter Nebenauftrag lautete, den Askariposten Mkalamas am Simbitifluß aufzusuchen.

Unten am See ließ der Palästinenser an einem der folgenden Tage seine Blicke achtlos über die nächste Umgebung schweifen, als plötzlich seine ganze Gestalt sich straffte und seine Augen einen starren Ausdruck annahmen.

Was war das? Hatte er recht gesehen? Zwei bis drei Schritte rechts von seinem Maultier befand sich ein Gebüsch, das nur Meterhöhe hatte. Ein gelber Flimmer blitzte da auf, gelb wie der Sand, durch den er ritt, doch rund wie eine Kegelkugel.

„Ein Löwenhaupt!" zuckte es ihm durch den Sinn, ehe er den Gegenstand noch recht ins Auge gefaßt hatte. „Ein schlafender Löwe, wahrhaftig!" belehrte ihn ein zweiter Blick. Im gleichen Moment hielt er, ohne aus dem Sattel herauszuspringen, den fertigen Karabiner in der Hand. Der Zufall hatte es gewollt, daß der Reitertrupp mit günstigem Winde herangekommen war, so daß das schlafende Raubtier keine Witterung bekommen hatte. Die ermüdeten Maultiere dösten.

„Nanu?" flüsterte der Schiffszimmermann, der noch nichts bemerkt hatte.

„Simba!" raunte Albert. Gleichzeitig krachte sein Schuß.

Der Löwe rührte sich nicht, aber an einer anderen Stelle in den Büschen rauschte es. Ein fahler Schatten schoß aus dem Grün hervor. Es war die Löwin. In voller Größe stand sie vor den Reitern und ließ ein gefährliches Knurren vernehmen. Fünf bis acht Schritt betrug allerhöchstens die Entfernung.

Sofort nach dem ersten Schuß hatte Albert pflichtschuldigst repetiert. Ehe die Löwin, die nie den Knall einer Büchse gehört haben mochte, sich von ihrem Erstaunen erholt hatte, krachte der zweite Schuß. Der Schlag, der der Katze in die Glieder fuhr, war zuviel für sie. In diesem Augenblick ließ obendrein auch der Schiffszimmermann fliegen. Ohne weitere Überlegung sprang die Löwin ab.

„Sie hat ihn!" schrie der Seemann und wollte sofort hinterdrein.

„Getroffen habe ich sie auch!" brummte der Palästinenser. „Leider stand der Maulbock nicht mehr, sonst wäre sie gleichfalls erledigt. Komm, wir wollen uns erst einmal nach dem Herrn Gemahl umsehen! Er hat es nicht mehr fertiggebracht, den Kopf hochzubringen!"

Es war, wie Albert sagte. Mitten im Schlaf war der König der Tiere gefällt worden. Die Kugel hatte ihren Weg gerade ins Hirn genommen.

Mittlerweile waren auch die Askari herangekommen.

„Wir nehmen die Krallen der Pranken mit!" schlug Albert vor. „Das Viertelstündchen, das damit verlorengeht, ist ohne jede Bedeutung. Sobald wir fertig sind, folgen wir der Schweißspur des zweiten Raubtiers und werden es schon bekommen!"

Der Schiffszimmermann nickte. Sie schnitten die Trophäen heraus und sprangen dann wieder in den Sattel.

Die Spur der Löwin verlor sich nach kurzer Zeit in dichtem Gebüsch, in das keiner folgen mochte.

* * *

Im Schutze mächtiger Feuer hatte die Salzpatrouille in Limbitas Felsenbassin übernachtet und setzte am nächsten Tage den Ritt zum Simbitifluß fort. Ihr Ziel war der alte Askariposten Mkalamas, den sie auf dem Hermarsch in die Serengeti mit der großen Karawane durch Zufall angetroffen hatten. Wichtiger als alles Salz des Natronbeckens war ihnen der Gedanke, Nachrichten über den Gang der Ereignisse in der Kolonie zu erfahren.

„Es war doch unglaublich, daß der Führer uns nicht gestatten wollte, den Posten aufzusuchen!" sagte der Schiffszimmermann. „Wenn Konrad nicht so energisch aufgetreten wäre, hätten wir gar keine Möglichkeit gehabt, mit der Außenwelt wieder in Verbindung zu kommen!"

„Man weiß wirklich nicht mehr, was man von dem Manne denken soll!" versetzte Albert. „Sechs Wochen sind wir jetzt schon von Freund und Feind abgeschnitten und wissen gar nicht, was inzwischen in der Welt vorgegangen ist! Und da will man uns verbieten, die Verbindung mit dem Waldposten Mkalamas wieder aufzunehmen!"

„Wenn er nur noch da ist!" meinte der andere. „Sechs Wochen sind eine lange Zeit, da kann sich manches geändert haben!"

„Ich bin auch gespannt!" sagte der Palästinenser. „Du bist nicht verheiratet, aber ich muß Weib und Kind und außerdem meine alten Eltern unterhalten; da hat man doch wirklich ein begründetes Interesse, etwas von der Weltlage im allgemeinen und dem Gang der Dinge in der Kolonie im besondern zu erfahren!"

„Das kann ich dir nachfühlen!" nickte der Seemann. „Ich bin zwar nicht gebunden, wäre aber ebenfalls herzlich froh, wenn der Krieg zu Ende ginge. Für das Leben als Landratte muß man geboren sein; ich bin es nicht!"

„Und trotzdem bist du freiwillig zu uns gekommen!" sagte Albert. „Ich muß gestehen, es hat mir immer mächtig imponiert, daß ihr braven Kerle von der ‚Zieten' und vom ‚Planet' den Portugiesen in Mosambik 1915 ausgerissen und zu uns gekommen seid! Alle Achtung!"

„Na und du?" brummte der Seebär. „Brauchtest du etwa zu dienen? Als Palästinadeutscher standest du nur unter dem Schutze des Reichs,

ohne gewaltsam eingezogen werden zu können! Trotzdem hast du dich sofort unter die Fahne gestellt! Das Vaterland verläßt man eben nicht in seiner Not!"

* *
*

Die schöne Hoffnung, mit der Außenwelt wieder in Verbindung treten zu können, erfüllte sich nicht. Sie fanden das Nest leer. Der Waldposten am Simbitifluß existierte nicht mehr. Die Räumung hatte keinen gewaltsamen Charakter getragen, dafür sprachen alle Anzeichen. Das Bezirksamt war wohl genötigt worden, die Außenposten zurückzuziehen.

„Wir hätten uns den weiten Weg hierher sparen können!" sagte der Schiffszimmermann. „Es war eine Torheit, anzunehmen, Iramba sei noch bis auf diesen Tag in deutscher Hand. Mkalama und Sekenke sind längst gefallen!"

„Wenn es nach mir ginge, so ritte ich schnurstracks von hier bis vor die Tore der Boma und forschte die Schwarzen über die Lage aus!" erklärte Albert. „Es ist ein Jammer, daß wir in die Wüste zurückkehren sollen, ohne irgendwelche Nachrichten mitzubringen. Das verfluchte Natronsalz war die Mühe des Rittes nicht wert!"

„Nun werden uns schwerlich noch Eingeborene in den Weg laufen, von denen wir etwas erfahren können!" meinte der Seemann. „Der Führer hat uns vergeblich die frisch zurechtgeschnittenen Ochsenriemen als Stricke mitgegeben, damit wir Schwarze aufgreifen und mitschleppen, die er ausfragen könnte!"

„In dieser Wüstenei stoßen wir auf keine lebendige Seele mehr!" seufzte Albert. „Wenn ich daran denke, daß das alte Hundeleben in dem toten Busch weitergehen soll, bekomme ich das heulende Elend!"

„Mir geht es nicht anders!" brummte der Schiffszimmermann. „Es ist alles Grau in Grau!"

Sie wandten die Tiere und ließen die Köpfe hängen.

Vom ehernen Himmel herab stach die Sonne der ausgedörrten Wembäresteppe. Der Schlamm der Niederung war zu festen Fladen zusammengebacken und warf aus grauem Spiegel das Licht zurück. Die Augen schmerzten.

* *
*

Der Graubart saß gerade an den Herdsteinen vor seinem Grashause, um Hirsebrot zu backen, als aus der Richtung des Viehkrals her, wo der

Lagereingang war, aufgeregte Stimmen laut wurden. Ein Askari stürzte in eiligem Laufe heran, um dem Patrouillenführer eine Meldung zu machen.

„Dolia ya chumvi anarudi!“ rief er dem alten Reiter zu. „Die Salzpatrouille kehrt zurück!“

Wenige Augenblicke später war das Lager in wildester Aufregung. Der Schiffszimmermann und der Palästinenser kamen eben mit ihren Askari zum Tore hereingeritten. Was aber alle in ihren Hütten anwesenden Weißen und Schwarzen auf der Stelle mobil machte, war weniger die Heimkehr der Reiter als die Tatsache, daß sie nicht allein kamen. Mit Windeseile hatte sich die ungeheuerliche Kunde verbreitet, daß zwei fremde Schwarze mit ihnen angelangt waren.

Bald wußte jeder, daß die Eingeborenen Salzsucher waren, die die Patrouille im Nyarasabecken aufgegabelt hatte. Die bedeutungsvollste Nachricht aber war die Aussage der zwei Schwarzen, Mkalama sei noch in den Händen der Deutschen; eben hätten diese einen Brief von den Engländern bekommen. Da die fremden Salzsucher aus Mkalama kamen, so war die Aufregung, die sich aller Lagerinsassen bemächtigte, begreiflich.

Während die Patrouille ihre Meldung machte, zerbrachen sich sämtliche Bewohner der Waldfeste die Köpfe darüber, was für eine Bewandtnis es mit dem Brief der Engländer an den Bezirksamtmann Graß wohl haben könne.

„Ich habe es ja immer gesagt, es ist längst Friede in Europa!“ erklärte der dicke Nissen. „Wahrscheinlich sind seit geraumer Zeit die Verhandlungen schon im Gange gewesen. Mkalama wäre ja längst genommen, wenn die Engländer den Krieg nicht aus diesem Grunde lässiger geführt hätten, da sie die Kolonie doch sofort wieder räumen müssen!“

„Es ist zu schön, um wahr zu sein!“ meinte der lange Tübinger Schmid und schüttelte den Kopf.

Andere stimmten dem Schleswig-Holsteiner bei.

„Wenn wirklich Friede sein sollte, möchte ich nicht in der Haut des Patrouillenführers stecken!“ sagte der Vizefeldwebel. „Er hat die ganze Zeit hier in der Wildnis gehockt, ohne gegen den Feind etwas zu unternehmen. Daß er die Laufgräben gebaut hat, wird auf den Kommandeur keinen Eindruck machen.“

„Da täuschest du dich ganz und gar, Streckerle!“ widersprach sein Landsmann Schmid. „Er wird schon wieder die richtige Meldung zurechtschmieren, daß es eine Freude ist. Ich lese sie schon im Geiste. In seiner unterirdischen Festung in der unzugänglichen Wüste von Meatu hat er die Eng-

länder in Schach gehalten und den ganzen Verkehr zwischen dem Viktoriasee und der Küste unterbrochen. Kühne Patrouillen sind geritten. Die Feinde haben nicht gewagt, den Löwen in seiner Höhle anzugreifen. In diesem Stile geht es weiter!"

„Schmid hat recht!" stimmte einer der Kameraden bei. „Unser Bwana Mkubwa wird die Sache schon fummeln! Das Eiserne Erster ist ihm wegen der Bahnsprengungen sicher, die Pallaß ausgeführt hat. Jetzt geht unser Held mit vollen Segeln auf den Pour le Mérite los. Er ist Adliger, er stammt aus einem der feinsten Regimenter, er ist Persona gratissima beim Kommandeur, er unterhält seinen eigenen Erzählungen zufolge die intimsten Beziehungen zum Adjutanten Müller, kurz, alle Bedingungen sind gegeben! Er braucht nur noch das Konzept mit seinen Taten zurechtzukleistern, und die Sache ist gemacht!"

* * *

Auf Konrads Veranda saß der Patrouillenführer und trommelte nervös mit den Fingern auf dem primitiven Tisch, der aus ein paar Baumästen zusammengeschlagen war.

„Hätten Sie dem Schiffszimmermann und dem Palästinenser eine solche Eselei zugetraut?" rief er. „Da bringen diese beiden Hornochsen mir nichts, dir nichts zwei wildfremde Buschneger hierher und verraten das Lager! Sollte man so etwas überhaupt für möglich halten?"

„Die Leute behaupten, den Befehl dazu erhalten zu haben!" erwiderte der Alte. „Der Schiffszimmermann erklärte mir persönlich, er hätte auf dem Packtier Stricke mitnehmen müssen, um bei der ersten sich ihm bietenden Gelegenheit Eingeborene zu fesseln und für Informationszwecke herzubringen!"

„Gewiß hatte er den Befehl dazu, ganz selbstverständlich! Er durfte sie aber doch nicht in das Lager selbst führen! Das heißt doch das Schicksal herausfordern! Er hätte sie an irgendeinem sichern Ort unter Bewachung von Askari zurücklassen und mich dann holen sollen! Der Aufstiegspunkt an der Nyarasawand wäre die gegebene Stelle gewesen, meinetwegen auch noch ein näherer Platz! Die Kerle aber hierher mitzubringen, war eine unverzeihliche Torheit, die gar nicht wieder gutzumachen ist! Sie versetzt mich in die unangenehmste Lage. Es bleibt mir gar nichts anderes übrig, ich muß die beiden mitgeschleppten Kerle durch die Askari abstechen lassen!"

Sein Gesicht nahm wieder den furchtbaren Ausdruck an, mit dem er Peitschungen der Schwarzen anordnete. Er hatte einen Entschluß gefaßt. Die Finger hörten auf zu trommeln.

„Die beiden Schwarzen sind gutwillig mitgekommen!" gab Konrad zu bedenken. „Sie sind vertrauensvoll unsern Reitern gefolgt. Es ist ganz ausgeschlossen, daß wir ihnen zum Dank dafür das Leben nehmen!"

„Aber bedenken Sie doch nur, die Kerle werden das Lager an die Engländer verraten! Ob sie das absichtlich oder unabsichtlich tun, wollen wir einmal völlig ausschalten! Soll ich etwa, um die beiden Buschneger zu schonen, von hier abziehen und an einer ganz neuen Stelle das Lager wieder aufbauen? Das können Sie doch wahrhaftig nicht von mir verlangen!"

Konrad sann einen Augenblick nach. „Das Lager könnten die beiden Eingeborenen verraten, das läßt sich nicht leugnen!" antwortete er dann. „Immerhin ist es sehr die Frage, ob sie das wirklich tun! Tun sie es, so müssen sie die Engländer auch herführen, dazu werden sie gezwungen. Solchen Unannehmlichkeiten setzen sich Schwarze ohne Not nicht gerne aus. Alles, was sie dabei gewinnen, könnte höchstens eine Kugel sein, da sie dann doch mit den Angreifern kommen. Der Mann, der uns von der Kette ausriß, kannte das Lager auch und hat trotzdem nichts verraten; er war froh, daß er seine Hütte in Sekenke wiedersah!"

„Na, ich werde mir den Fall noch überlegen!" versetzte der Patrouillenführer. „Vorläufig habe ich den Askari den Befehl gegeben, die beiden Leute unauffällig, aber streng zu überwachen, damit sie nicht unbemerkt die Flucht ergreifen. Es ist eigentlich eine Verrücktheit, sie frei im Lager umherlaufen zu lassen. Was sagen Sie übrigens dazu, daß Mkalama noch in unsern Händen sein soll? Glauben Sie es?"

Der Alte zuckte die Achseln. „Was sollten die Schwarzen mit einer Lüge bezwecken?" fragte er. „Unsre Leute haben sie doch nicht etwa hier in der Nähe des Lagers ergriffen, so daß man auf den Verdacht der Spionage kommen würde; unten im abflußlosen Gebiet suchten sie Salz! Auf jeden Fall ist es unsere Pflicht, sofort nach Mkalama zu reiten und uns zu überzeugen, wie die Sache liegt! Wir müssen die Verbindung wieder aufnehmen!"

„Ich sehe das ein!" versetzte der Führer. „Natürlich kann ich nicht in Abrede stellen, daß es mir höchst fatal wäre, wenn sich die Nachricht bestätigen sollte! Ich habe noch nichts unternehmen können, weil unser Lager kaum etwas anderes ist als ein Hospital! Zudem sind die Verschanzungen

noch nicht fertig! Das bringt mich nun in ein falsches Licht! Vorläufig glaube ich die Meldung nicht! Die Eingeborenen reden so viel törichtes Zeug zusammen, daß man sehr auf seiner Hut sein muß!"

Konrad nickte. „Trotzdem schlage ich vor, daß schon morgen eine Patrouille nach Mkalama reitet, um Klarheit zu schaffen!" sagte er.

„Ich werde selbst gehen!" erklärte der Patrouillenführer nach kurzem Besinnen. „Es wäre mir lieb, wenn Sie mitgehen wollten. Sie brauchen sich um den Sohn nicht zu ängstigen. Ich will Befehl geben, daß er täglich in ausreichender Weise mit Milch versorgt wird. Außerdem werde ich noch Unteroffizier Simon kommandieren und irgendeinen der andern, vielleicht Schmid! Da fällt mir eben ein, daß ich hier die beste Gelegenheit habe, Siedentopf loszuwerden. Von seiner angeblichen Landeskunde verspreche ich mir nach den bisherigen Erfahrungen gar nichts mehr; er leidet ja, wie er sagt, an chronischen nervösen Kopfschmerzen, die ihm keinerlei Dienstausübung gestatten. Dagegen verdirbt er mir den Geist im Lager. Den kleinen Schwaben, den Vizefeldwebel, hat er schon ganz aufsässig gemacht!"

* * *

Noch am selben Tage kam der Befehl heraus, daß am 14. Oktober eine Patrouille nach Mkalama reiten werde. Außer Konrad und Simon nahm nur noch der lange Tübinger teil sowie eine Anzahl Askari.

Strecker, der als Vizefeldwebel und Offiziersaspirant stellvertretender Patrouillenführer war und die Feldwebelgeschäfte hatte, kam vom Befehlsempfang in das Grashaus, das er mit Friedrich Wilhelm gemeinschaftlich bewohnte, in nicht geringer Aufregung zurück.

„Landsturmmann Siedentopf packt sofort seine Sachen und reitet mit der Patrouille übermorgen nach Mkalama. Dort scheidet er aus der Patrouille aus und wird dem Bezirksamtmann Graß übergeben. Sein Gepäck transportieren die Kettengefangenen!" teilte er seinem Hausgenossen als Befehl des Führers mit.

„Oho!" rief Friedrich Wilhelm erstaunt aus. „Nicht übel! Ich muß sagen, daß ich lange keine so frohe Botschaft gehört habe. Niemand kann glücklicher sein als ich, dies Lauseloch verlassen zu dürfen! Jedoch der Landsturmmann Siedentopf wird nicht nach Mkalama reiten! Er ist lazarettkrank und muß sich von Krankenträgern aus Mkalama abholen lassen!"

Pflichtschuldigst meldete der Vizefeldwebel dem Lagerkommandanten, daß Friedrich Wilhelm nicht reiten könne, da er lazarettkrank sei.

„So wird er eben getragen, aber mit mir zugleich verläßt er das Lager!" entschied der Führer und gab Befehl, eine Sänfte für den Kranken herzustellen. Vorsichtshalber ordnete er für den Fall, daß unvorhergesehene Umstände auf der Reise den Transport unmöglich machen sollten, an, daß ein Reittier zur Verfügung des Kranken mitgeführt werde. Für diesen Zweck wählte er den Rappen, der im vergangenen Juni am Uschutosee von Adolf Siedentopf requiriert worden war.

Um die festgesetzte Zeit verabschiedeten sich die zur Patrouille kommandierten Reiter von ihren Kameraden. Hoffnungsfroh umringten diese die Abziehenden.

„Was sollen wir euch aus Mkalama mitbringen?" fragte der lange Tübinger. „Habt ihr keinen Wunschzettel geschrieben?"

„Bringe uns den Frieden mit, weiter wollen wir nichts!" antworteten die Zurückbleibenden. „Man möchte doch gerne wieder Mensch werden!"

Der Graubart saß noch in der Grashütte am Krankenlager seines Sohnes. Mit schwerem Herzen nahm er Abschied.

„Ich gehe um deinetwillen!" sagte er ernst. „Ich weiß nicht, ob es richtig ist, daß ich dich hier allein lasse, aber ich muß es wagen! So gehst du langsam, aber sicher zugrunde. Meine einzige Hoffnung ist die, dir einige Lebensmittel zu verschaffen, damit du wieder zu Kräften kommst! Sitzt der Regierungsrat Graß noch auf der Boma zu Mkalama, so werde ich bei aller Armut der Verhältnisse das eine oder andere für dich erreichen. Sind die Engländer in Mkalama, so glückt es vielleicht, ihnen einen Streich zu spielen. Sollte auch das nicht möglich sein, so finden sich andere Gelegenheiten. Mit leeren Händen komme ich nicht zurück!"

„Und wenn du weiter nichts mitbringst, Vater, so versuche wenigstens, ob du nicht irgendwo bei den Eingeborenen Erdnüsse auftreiben kannst. Das liegt am Ende nicht außerhalb des Bereichs der Möglichkeiten. Mit sehr wenigen Karanga wäre ich schon zufrieden!"

„Ich will mein Bestes tun, du kannst dich darauf verlassen!" sagte der alte Reiter, drückte dem kranken Sohne die Hand und ging mit einem unterdrückten Seufzer aus dem Grashause...

17. Vor Mkalama

Graue Dornen, so weit das Auge schweifte. Busch an Busch in starrer Einförmigkeit. Ein grauer Himmel, grau wie die Dornen. Von Zeit zu Zeit ein trocknes Rinnsal, zuweilen eine tiefe Schlucht voll grauer Kakteen, die Ränder mit abgestorbenen Euphorbien bestanden, grau wie Radiergummi. Kein Käfer. Keine Eidechse. Keine Schlange. Kein Schakal. Kein Steppenhase. Kein Klippspringer. Nicht einmal ein Nashorn. Kein Vogel in der Luft, nicht einmal ein Aasvogel. Keine Zikade in den Bäumen und Sträuchern. Jemand glaubte eine Ameise gesehen zu haben. Es schien ein Irrtum zu sein.

Es war der Dornenschleier des „Maporu ya Meatu", der viele Stunden weit von der Höhe des Randgebirges des Nyarasa nach der Serengetisteppe sich hinzog, die Schwelle einer geheimnisvollen Welt. Hier sollten die Wanege oder Wahi hausen, Splitter des mit den südafrikanischen Buschmännern verwandten Urvolkes, der rätselhafte Zwergstamm, dessen Sprache noch Schnalzlaute aufwies. Niemand wußte Näheres von ihnen. Nur ihre Vettern kannte man, die Letzten der Wakindiga, auf der anderen Seite des Nyarasa. So hatte Adolf Siedentopf erzählt.

Die Patrouille war auf den Plan verfallen, statt des bekannten Nashornpfades, auf dem man einst das Plateau erstiegen, einen neuen Weg einzuschlagen, quer nach Südwesten zu marschieren und in der Diagonale einen Durchbruch auf Limbita zu mitten durch die Dornen zu versuchen.

Am übelsten gestaltete sich das Los der Kettengefangenen, die den kranken Friedrich Wilhelm trugen, der in Mkalama in Pflege gegeben werden sollte. In einer schnell zusammengeschlagenen Sänfte schleppten sie ihn hinter den Berittenen her durch die Schluchten und Dornen. Mit ihnen zusammen marschierten die Träger, die in Koffern und Kisten das Hab und Gut des Kranken auf ihren Köpfen trugen. Keuchend wanden sie sich durch die glühenden Sandbetten, das Gewirr der Kakteen und die dichtverschlungenen

Dornen. Askari im Sattel trieben sie unablässig wie wachsame Schäferhunde zu beschleunigtem Tempo an, ohne die Lungen zu schonen. Die Söldner waren froh, daß sie brüllen durften; so blieben sie munter, trotz der Gluthitze.

Als der Dornengürtel überwunden war, drang man in einen totenstillen Wald ein. Nach einiger Zeit gähnte ein abgrundtiefer Korongo zu den Füßen der Reiter. Sie folgten ihm eine Stunde, bis sie die Möglichkeit eines Abstiegs sahen, drückten den Reittieren die Sporen in die Flanken und stiegen eine schwindelnde Wand hinab. Entsetzt kletterten die Träger hinterdrein.

Auf der anderen Seite, die einen leichteren Aufstieg bot, gelangte man nicht lange darauf an ein breites Sandbett, das sich die Höhe hinaufzog. Man hielt es für den oberen Lauf des Flusses, an dem das Lager stand.

Plötzlich wies Hassan, der Somali, nach vorn. Mitten in dieser furchterregenden Einöde, die anscheinend nie eines Sterblichen Fuß betreten hatte, zeigten sich menschliche Spuren.

„Fallensteller haben hier irgendwelchem Wild aufgelauert, das sich demnach doch in dieser wasserlosen Wüstenei gelegentlich aufhalten muß!" erklärte der Schwarze. „Schaut nur, hier ist ein Unterschlupf gebaut, dessen Zweige noch frisch sind! Dort liegt Asche, die noch nicht alt sein kann. Am Ende haben wir Angehörige des Zwergvolkes eben aufgescheucht, die sich irgendwo in der Nähe versteckt halten!"

„Mach' die Augen auf, Hassan, sie schießen mit vergifteten Pfeilen!" flüsterte der Führer und blickte sich vorsichtig nach allen Seiten um, ehe er weiterritt. Auch die anderen lugten aus. Wie scharf man aber auch umherspähte, kein menschliches Wesen bekam man zu Gesicht. Nirgend zeigte sich mehr ein verdachterregendes Merkmal.

Die Nacht wurde in dem verwunschenen Buschwalde zugebracht. Man zündete keine Feuer an. Tierstimmen ließen sich nicht hören. Mehr als einer konnte anfangs nicht einschlafen. Er sah die Zwerge in der Finsternis umherschleichen und glaubte jeden Augenblick das Schwirren von Giftpfeilen zu vernehmen, die aus dem Dickicht kamen. Was er hörte, war nur das in schrilles Pfeifen übergehende Geschnarch des langen Tübingers, der in einen traumlosen Schlaf gesunken war. Unheimlich in dem toten Busche war nur, wie immer in einsamen Nächten, der Reiter Michel Simon, der abseits unter einer Euphorbie saß und in monotoner Weise nach seiner Gewohnheit Selbstgespräche hielt; sie klangen wie die Stimme eines Menschen aus dem Grabe.

Ebensowenig ließ sich am nächsten Tage ein Angehöriger des Zwergvolkes sehen, wie sorgsam man auch um sich spähte. Glücklicherweise schwirrten aber auch keine vergifteten Pfeile.

Wieder gelangte man an den Rand einer abschüssigen Schlucht, steiler und gefährlicher zu passieren als die vom Tage zuvor.

„Ich möchte wissen, wie Friedrich Wilhelm Siedentopf in seiner Sänfte an dieser Stelle zumute ist!" murmelte der Führer. „Wohl oder übel wird er den hilflosen Kranken weiterspielen müssen! Na, es sind ausgesuchte Leute, die ihn tragen. Kifaru ist unter ihnen, der Mann mit dem Stiernacken und den Armen eines Preisboxers!"

Friedrich Wilhelm verließ sich nicht auf die ausgesuchten Leute. Selbst der Mann mit dem Stiernacken und den Armen eines Preisboxers, der einzige von den Kettengefangenen, dessen Peitschenwunden bereits zu heilen begannen, war ihm nicht vertrauenswürdig vorgekommen. Er ließ die Sänfte halten und überwand den schlimmsten Teil des Abhangs zu Fuß.

„Die Not verleiht Kräfte!" antwortete er auf eine kritische Bemerkung des Patrouillenführers, der ungehalten war.

Wild ließ sich nicht blicken. Man durchquerte ungeheure Wälder und stieg am Spätnachmittag in eine breite, mit Felsblöcken übersäte Schlucht hinab, die zur Regenzeit ihre Wasser in Limbitas Becken entleeren mußte, wenn nicht alle Berechnungen trogen.

Es war kein Irrtum. Als man sich weiter vorwagte, grüßte das wohlbekannte Felsenbecken aus der Vogelperspektive.

Da jeder das Panorama der aus schwindelnder Höhe senkrecht abstürzenden Wände noch in genauer Erinnerung hatte, mußte man die Schlucht wieder emporsteigen, um den Steilabfall Limbitas in weitem Bogen zu umgehen.

Die Dämmerung war nicht mehr ferne. Die Wasserstelle in der Tiefe noch heute zu erreichen, konnte man nicht hoffen. Da der Tag anstrengend gewesen war, so wurde das Nachtlager an Ort und Stelle bezogen, mitten unter den Steinblöcken des oberen Limbitabachs. Es war der Fleck, von dem aus die Paviane einst dem badenden Albert und seinem Kameraden Theodor ihre Mißbilligung bezeigt hatten.

Hier oben auf dem Tummelplatz der Hundsaffen ging aller Zauber Limbitas in die Brüche...

* * *

Reiterraſt auf Patrouille (Achte berittene Schützen).
Von links: Hellmeier (Bayer), Strecker (Württemberger), Sailer (Badener).

Kahehügel am Panganiſluß. Hiſtoriſches Gefechtsfeld, 1916.

Reiterpatrouille der Achten berittenen Schützen (Abritt aus dem Urwaldlager Geraragua).
Links: Vizefeldwebel Strecker, dann Theodor, der jüngste Reiter.
Am 8. März 1916 wurde das Lager vom Feinde bombardiert und von uns geräumt.

Lager der Reiter und Fußkompagnien am Engare Nairobi.
Durch diese Steppe erfolgte der Einbruch der Briten im März 1916.

Der Abstieg zum Nyarasabecken wurde in der Frühe des folgenden Morgens unternommen. An der Nordseite des oberen Bachlaufs war ein Nashornpfad aus grauer Vorzeit eben noch angedeutet. Sobald es feststand, daß hier tatsächlich einmal ein Dickhäuter sich nach unten gewagt hatte, kletterte die Patrouille im Gänsemarsch abwärts, ohne ein Wort zu verlieren.

Der Pfad verlief sich, ehe man hundert Meter abgestiegen war. Umkehren konnte man nicht mehr.

Aufs Geratewohl bahnten sich die vordersten Askari den Weg hinab. Das Glück begünstigte sie. Man durfte nur nicht nach unten sehen. Wer das unterließ, hatte eine leidliche Aussicht, das Genick nicht zu brechen.

Wer an Schwindel litt, schloß zeitweilig die Augen und vertraute sein Leben dem hinter ihm schreitenden Maultier an. Die Möglichkeit war zwar nicht ausgeschlossen, daß einem das Reittier an irgendeiner kitzligen Stelle auf den Magen fiel oder das Rückgrat verstauchte. Immerhin hielten die Vierfüßler in zweifelhaften Fällen ihre stolpernden und den Boden unter den Füßen verlierenden Herren, die sich an die Zügel wie an ein Rettungsseil klammerten, vor dem Sturz in den Abgrund zurück. Lediglich Maultiere, die gewandtesten aller Klettervirtuosen, waren in der Lage, sich an den unglaublichsten Stellen noch gegen die Felswand zu stemmen und wie Hundsaffen zu behaupten. Konrads Abessinier hatte von ihnen allerlei gelernt.

Die letzten dreihundert Meter waren die schlimmsten. Hier lagen kleine und große Felsblöcke lose auf dem Hang verstreut und polterten unter den Füßen und Hufen mit wildem Getöse ins Tal hinab. Die geübtesten Kletterer unter den Schwarzen und Weißen, die sich der Talsohle schnell näherten, bereuten bald ihren Eifer und verwünschten ihre Behendigkeit. Ein Hagel von Blöcken prasselte aus der Höhe hernieder, darunter schwere Felsstücke, die von kleineren im Sturze mitgerissen wurden. Ein Ausweichen war nicht an allen Stellen möglich, wenn man nicht in die blaue Luft hinaustreten wollte.

Das Trommelfell derer, die in der Mitte sich den Weg bahnten, wurde in einen wilden Wirbel toll aufeinander prallender Urlaute hineingerissen. Von unten äußerten Schwarze und Weiße ihre Todesangst vor den sausenden Blöcken in einem Orkan gellender Verwünschungen. Von oben gaben die letzten Askari und die auf dem Fuße ihnen folgenden Träger in den verschiedensten Sprachen, Tonarten und Höhenskalen Warnungen vor neuen Steinen; diese erreichten zuweilen schneller die Fußknöchel, als die Rufe in die Ohrmuschel drangen.

Mitten in dem Gepraſſel des Bombardements ſah ſich der Führer nach Friedrich Wilhelm Siedentopf um, der unmöglich in ſeiner Sänfte nach unten gelangen konnte.

Friedrich Wilhelm hatte dieſer Unmöglichkeit rechtzeitig Rechnung getragen und ſeine letzten Kräfte für dieſen Abſtieg aufgeſpart. Hoch oben kam er mit den Trägern daher.

Die Träger trugen die ſchweren Safarikiſten auf dem Kopf. Sie waren alle aneinandergefeſſelt. Fiel einer, ſo fielen alle. Auch die ſchweren Kiſten fielen dann.

Das alles ſah der Führer von halber Höhe. Diesmal zürnte er nicht. Er kritiſierte nicht. Er war ganz Wohlwollen.

„Na, geht's noch, Siedentopf?" fragte er leutſelig.

Eben ſetzte wieder ein kleiner Bergrutſch ein, aber nicht über dem Kopf des Führers, ſondern unter ihm. Die Antwort Friedrich Wilhelms verhallte im Getöſe...

* *
*

Es war am Abend des folgenden Tages. Limbitas Märchenbecken hatte ſich längſt in den Fugen und Spalten der fernen Gebirgswand verloren. Die kleine Karawane war am Ufer des Simbitifluſſes angelangt und ſpähte nach einem geeigneten Platz für das Nachtlager aus. Man war in ein Sumpfgelände geraten, mußte aber wohl oder übel an Ort und Stelle kampieren, da die Nacht hereinbrach.

Die Reiter tränkten die Tiere und banden ſie dann gleich an dem Ufergeſträuch feſt, dicht neben der rieſigen Boraſſuspalme, unter der das Feuer praſſelte.

Der alte Reiter Konrad war hundemüde. Sobald er das gewohnte Getränk aus geröſteter Hirſe zu ſich genommen hatte, warf er ſich neben ſeinem Schimmel der Länge nach in das hohe Schilfgras. Die Hufe des Gaules fürchtete er nicht. Das kluge Tier hatte ihm niemals Anlaß zur Klage gegeben.

Wie er, hatten ſich die übrigen Reiter ſofort ausgeſtreckt. Es mußte eine böſe Nacht in der Flußniederung geben; die Sümpfe des Simbiti hatten Moskitos zu Myriaden ausgebrütet. Immerhin bot die Starrheit der Glieder nach dem fürchterlichen Abſtieg vom Hochplateau eine gewiſſe Gewähr für einen traumloſen Schlaf.

In dem hohen Graſe konnte keiner den anderen ſehen. Zu Häupten der

ruhenden Reiter schloß sich sofort das wogende Schilf zu einem natürlichen Baldachin zusammen.

Konrad hatte noch nicht lange gelegen, als er seinen Abessinier ängstlich schnauben hörte. Im nächsten Augenblick sprang der Alte wie von einem Skorpion gestochen in die Höhe. Der Schimmel hatte ihm einen Tritt gegen den Oberschenkel versetzt, daß er am liebsten laut aufgeschrien hätte.

Ehe er nach seinem Reittier gesehen hatte, hörte er von der Borassuspalme her einen seltsamen Schrei. Wahnsinniges Gebrüll der Askari folgte, während im selben Moment hochgerissene Feuerbrände ein überraschendes Bild wie eine Vision aufflammen ließen: der gewaltige Rappe, der als Reservetier mitgeführt wurde, stieg dicht unter der Palme kerzengerade in die Luft und schleuderte mit einem wilden Ruck der Verzweiflung einen ihm auf den Nacken gesprungenen Löwen, der den Bug mit den Pranken umklammert hielt, in das lodernde Feuer!

Im nächsten Augenblick war der Spuk verschwunden, und rabenschwarze Finsternis verschlang die Palme, den Rappen, den Löwen und die Askari.

Das Feuer war aus. Das Gebrüll dauerte fort. Schüsse blitzten durch die Nacht. „Nicht schießen!" schrie jemand. Eine ganze Salve erstickte die Stimme. Wildes Tohuwabohu herrschte. In dem Gebrüll und Gewehrfeuer verstand man kein Wort mehr. Jedermann wähnte das Raubtier neben sich und machte seiner Beklemmung durch Knallen Luft.

Als es endlich gelang, das Feuer wieder anzufachen, war der Löwe verschwunden. Der Rappe stand noch aufrecht, an allen Gliedern zitternd. Die Pranken des Raubtiers hatten an Hals und Bug die Kralleneindrücke hinterlassen, aber ein Biß zeigte sich nicht. Unerwarteterweise wies er auch sonst keine schlimmen Wunden auf. Wenn keine Blutvergiftung eintrat, bestand die Möglichkeit, ihn durchzubringen; noch in der Nacht wusch man die Krallenrisse mit Lysol aus.

* * *

Der Weitermarsch erfolgte am nächsten Tage durch sumpfige Niederung. Quer auf den Simbiti zu liefen von allen Seiten trockne Bachbetten, die von Borassuspalmen umsäumt waren. Zuweilen traten die schlanken Schäfte mit den hohen Fächerwedeln in größeren Gruppen auf.

Als die Dämmerung hereinbrach, leuchteten Feuer auf. Sie wurden zahlreicher, je näher man dem Wege kam, der Mkalama mit Ussukuma verband. Die Steppe brannte.

Die Patrouille zog mitten durch die brennende Steppe. Von den Flammen drohte keine Gefahr. Das Feuer fand auf weite Strecken keine Nahrung. Statt eines Riesenbrandes, der auf den Fittichen des Windes das Grasmeer verschlungen und alles Leben vernichtet hätte, loderten Hunderte von kleineren Brandherden durch die Nacht, als züngelten durch Risse und Spalten der berstenden Erdkruste glühende Lavaströme zur Oberfläche empor. Sie leckten an den erschauernden Stämmen der Borassuspalmen hinauf und schleuderten ihre Lohe in die hohen Kronen. Von den roten Flammen hoben sich die zitternden Wedel rabenschwarz ab und warfen über die sterbende Steppe den Schleier einer Wehmut, die keine Hoffnung mehr kannte.

Gegen vier Uhr am nächsten Nachmittag brach die Patrouille aus ihrem Lager an einer Simbitifurt auf. Der Führer wollte den letzten Teil des Marsches im Schutz der Nacht zurücklegen.

Eben hatte man den Fluß überschritten, als der Zug plötzlich stockte. Der Huf eines großen Pferdes zeichnete sich im Sande ab.

„Die Engländer haben Mkalama besetzt!" rief der Führer. „Maultiere gab es dort schon nicht mehr, als wir zuletzt dort waren, geschweige denn Pferde!"

„Es ist der Huf eines besonders starken Zebras!" widersprach der lange Tübinger. Er warf Konrad einen verstohlenen Blick zu und lachte.

Vorsichtig ritt man weiter.

Als die Dunkelheit hereinbrach, hatte die Patrouille die Wegekreuzung, an der die Straße nach Sekenke abging, passiert. Es war eine völlig sternklare, wundervolle Nacht. Man ritt auf der prächtigen, zu beiden Seiten von hohen Schattenbäumen eingefaßten Allee. Die aus der unwegsamen Wildnis der Simbitieinöde kommenden Reiter fühlten sich in ein Märchenland versetzt. Das weiche, gedämpfte Licht der Sterne wandelte die Allee zum Wunder eines wohlgepflegten Parks in Europa um, und längst vergessene Bilder stiegen aus dem Schoße der Erinnerung auf.

Konrad träumte im Sattel wie alle die andern. Daß er auf einem Pferde saß, schwand ganz aus seinem Bewußtsein. Die regelmäßige, schaukelnde Bewegung führte seine Phantasie auf ein Schiff. Mit vollen Segeln schwebte er der alten Heimat zu. In der Ferne winkte schon der Leuchtturm des Hafens. Immer deutlicher wuchs es aus der Nacht heraus, immer strahlender wurde das Licht. Noch eine hohe Dünung brauste heran. Hart prallte sie gegen das Schiff. Es legte sich auf die Seite und tauchte fast mit den Masten in die Flut; doch es erholte sich wieder. Ein

zweiter Stoß kam, ein dritter. Herrgott, was war das? Hatte das Schiff sich auf einer Klippe festgerannt? Ein Brausen drang an sein Ohr, ein lautes Rufen.

„Sie sind ja regelrecht im Sattel eingeschlafen!" sagte der lange Tübinger. „Eben wären Sie heruntergeschlagen, wenn ich Sie nicht gehalten hätte! Wachen Sie auf!"

Verschlafen blinzelte der alte Reiter um sich. Alle schönen Visionen waren zerstoben. Nur der Leuchtturm blieb, der strahlte heller und reiner als zuvor. Es war ein starkes, gleichmäßig brennendes, wundervolles Licht. Doch das konnte kein Leuchtturm sein. Man ritt ja zur Kriegszeit in Afrika umher. Das Licht brannte hoch oben auf dem Hügel, der die Boma von Mkalama trug. Es brannte so friedlich, daß jeder Gedanke an den Feind schwinden mußte. Wenn man den Gegner vor den Toren wußte, zündete man solche weit in die Lande hineinleuchtenden Richtzeichen nicht an! Hatte am Ende das große Würgen auf Erden aufgehört? War Friede?

Einen halben Kilometer vor Mkalama bog der Patrouillenführer mit zwei Askari rechts ab und ging auf ein Gehöft zu, das nicht weit von der Straße lag. Hassan, die Leibordonnanz, folgte.

„Jetzt werden wir gleich Klarheit haben!" sagte Konrad zu dem Tübinger. „Der eine der beiden Askari ist ja Jua kali, der die Landessprache spricht, er ist in Iramba zu Hause. Ihm werden die Eingeborenen bereitwilligst Auskunft geben, während sie auf eine Frage in der Kisuahelisprache kaum mit der Wahrheit herausrücken würden!"

Mittlerweile war auch Friedrich Wilhelm mit seiner Sänfte herangekommen. Gespannt warteten die vier Weißen auf das Ergebnis.

Die Zeit wurde allen recht lang. Sehnsüchtig blickten sie nach dem verheißungsvollen Licht in der nahen Boma. Eine solche Helligkeit in der Finsternis kannten sie gar nicht mehr. Was für Genüsse mußten ihrer dort drinnen erst harren, wenn tatsächlich Friede war!

Absichtslos glitten die Blicke des graubärtigen Reiters über die Schwarzen, die die Sänfte und das Gepäck Friedrich Wilhelms trugen. In ihren Fesseln standen sie da, ungewiß, was werden würde. Man hatte ihnen gesagt, sie würden die Freiheit erhalten, wenn Mkalama noch in den Händen der Deutschen sei. Ihre Augen starrten auf die Boma mit einem Ausdruck, der dem alten Reiter ins Herz schnitt. Wohl und Wehe standen für sie in einem viel größeren Maße auf dem Spiel als für die Weißen. Stammten sie auch aus Sekenke, so war Mkalama doch der Mittelpunkt ihrer Landschaft, in dem sie sich zu Hause fühlten. Vor zwei Monaten

waren sie hier als freie Leute ein und aus gegangen. Heute standen sie, ohne etwas verschuldet zu haben, gefesselt vor den Toren ihrer Heimat. Wurden sie jetzt nicht frei, so war alle Hoffnung vielleicht für immer dahin, wenn sie das Schicksal der landflüchtigen Weißen weiter teilen mußten!

* * *

Eine halbe Stunde später wußten alle, daß Mkalama zwei Tage zuvor vom Feinde besetzt und stark belegt war.

„Erst vorgestern sind die Briten eingezogen. Wer das gedacht hätte!" sagte der Führer. „Der Bezirksamtmann Graß ist in seiner eigenen Boma eingesperrt! Aufsitzen! Wir haben keine Zeit mehr zu verlieren! Vielleicht sind wir schon verraten!"

Die schwarze Begleitmannschaft, die den kranken Friedrich Wilhelm eskortierte, ließ den gefesselten Trägern nicht lange Zeit zu irgendwelcher Überlegung. Ehe diese sich darüber besinnen konnten, ob ein wagemutiger Fluchtversuch nicht trotz ihrer Halsfesseln auf die wenigen hundert Meter Erfolg haben könnte, sausten die Flußpferdpeitschen auf ihre Schultern hernieder. Eilends setzten sie sich in Trab. Ihr Schicksal war entschieden.

Der prächtige Schimmel des Führers kannte keine Müdigkeit. Er schritt schneller aus als die todmüden Irambaleute, die die Sänfte und das Gepäck des Kranken trugen. Die Maultiere liefen wie immer hinter dem Hengst und dem Abessinier her. So kam der Kranke bald außer Sicht.

In den Büschen, die die Straße umsäumten, tauchte ein Löwe auf. Laut brüllend brach er den Reitern parallel durch das Unterholz. Wohl eine Stunde weit geleitete er den Zug, ohne einen Angriff zu wagen.

Die Kameraden Friedrich Wilhelms waren nicht unbedingt davon überzeugt, daß die Sänfte nachkommen würde, nachdem man sie einmal aus den Augen verloren. Sie hätten es dem Gefährten nicht verdacht, wenn er einfach zu den Engländern in das Lazarett gegangen wäre. Um so erstaunter waren sie, als auf der ersten Rast die Sänfte plötzlich aus der Nacht wieder auftauchte.

Sie tauchte auch am Ufer des Simbiti wieder auf, den alle zu Tode erschöpft erreichten, als der Morgen schon längst hereingebrochen war. Die Füße der Träger hatten sich ebensowenig von der mütterlichen Erde Irambas losreißen können wie ihre Herzen; doch die Erwägung, daß die schwarze Eskorte den Tod im Rohre trug, war für sie immer von neuem der Ansporn zu den verzweifeltsten Anstrengungen gewesen.

Kein Engländer war am Simbiti zu sehen.

18. Meatu

Ein paar Schwarze aus der zu Uſſukuma gehörigen Landſchaft Meatu, die dem engliſch gewordenen Mkalama einen Beſuch abgeſtattet hatten, waren auf dem Heimwege in ihre Waldlandſchaft.

Plötzlich fuhr ihnen ein jäher Schreck in die Glieder. Aus einem Boraſſuswäldchen nördlich des Simbitifluſſes jagten Reiter daher, die es auf ſie abgeſehen hatten. Sofort ergriffen die Waſſukuma die Flucht, in der Hoffnung, noch vor den Verfolgern ein nahes Dickicht erreichen zu können. Es war zu ſpät. Vor den drohenden Rufen der in wildeſter Karriere heranſprengenden ſchwarzen Berittenen, die mit ſchußfertigen Karabinern drohten, hielten ſie, um dem ſicheren Tode zu entgehen, und erwarteten die Reiter.

Wenige Minuten ſpäter waren ſie auf dem Wege zu der deutſchen Patrouille, die ſie aus ihrem Buſchverſteck beobachtet und durch ein paar gewandte Leute eingefangen hatte. Die vor Angſt verfärbten Geſichter der Gefangenen nahmen wieder ihr natürliches Ausſehen an, als ſie merkten, daß es ihnen nicht an das Leben ging. Bereitwilligſt ſtanden ſie auf alle Fragen Rede und Antwort.

Es ergab ſich, daß die Engländer in dem längſt von den Deutſchen geräumten Uſſukuma nur ſchwache Beſatzungskräfte unterhielten. Meatu hatten ſie nicht beſetzt. Augenſcheinlich waren ſie mit allen verfügbaren Truppen hinter dem Kommandeur her.

„Das iſt ja eine ſehr günſtige Nachricht!“ erklärte Konrad. „Wir können alſo getroſt in Uſſukuma einmarſchieren und ganz gefahrlos in der Landſchaft Meatu Lebensmittel ſammeln!“

Der Führer wollte von dem Vorſchlag nichts wiſſen. „Auf die Angaben der Eingeborenen kann man ſich bekanntlich nie verlaſſen!“ entgegnete er. „Ich habe nicht die mindeſte Luſt, in eine Falle zu gehen. Wenn die Engländer Mkalama von Süden her eingenommen haben, ſtehen ihre Truppen ſicher auch an der Nordfront Mkalamas in Meatu! Wir kehren von hier

aus in unser Lager zurück und warten eine bessere Gelegenheit zum Fouragieren ab!"

„Eine bessere Gelegenheit findet sich nicht wieder!" beharrte der Graubart. „Wir befinden uns am Saum Meatus und haben Führer durch die Wälder. Wir selbst und unsere Tiere sind gesund. Im Lager daheim fehlt es am Nötigsten. Die Nahrungsmittel schrumpfen zusammen. Wenn wir diese Möglichkeit der Fouragierung versäumen, so können wir uns an den Fingern abzählen, wann der Krieg für uns aus ist. Es ist unsere Pflicht, uns so lange wie möglich felddienstfähig zu erhalten!"

„Aber bedenken Sie doch, wenn wir in einen Hinterhalt geraten! Wir haben Meatu gar nicht ausgekundschaftet!"

„Wir kundschaften es eben jetzt aus! Einmal muß es doch geschehen! Wir sind vor den Toren Mkalamas umgekehrt und sollen jetzt auch Meatu fahren lassen? Nicht einmal einen Handstreich dürfen wir versuchen? Ohne Hoffnung sollen wir in das Hungerlager zurückkehren? Das ist ausgeschlossen!"

Der Führer wand sich wie ein Wurm und brachte immer neue Ausflüchte vor, allein der alte Reiter ließ nicht locker.

„Gut denn, meinetwegen!" willigte der Patrouillenführer endlich ein. „Sind Sie in der Lage, sich mit Ihren Boys und Ihren Trägern allein in unser Standquartier zurückzufinden, Siedentopf?"

„Jawohl!" antwortete dieser. „Ich werde mich schon zurechtfinden."

Man verabschiedete sich von dem Kranken und folgte den Eingeborenen, die bereitwilligst voranschritten.

Der Marsch ging nach Nordwesten. Den ganzen Horizont begrenzte ein ungeheures Waldgebirge, die westliche Fortsetzung der Nyarasa-Randkette. Wo in dieser unermeßlichen Wildnis die Schwarzen Ussukumas die Einöde gerodet und die Felder Meatus angelegt haben mochten, wußte keiner in der Patrouille; man war auf die Führer angewiesen.

Gegen Abend stießen die Reiter auf einen von Borassuspalmen umsäumten trocknen Flußlauf, der nach der Aussage der Eingeborenen weiter oberhalb eine Wasserstelle aufwies. Schon von weitem kündete eine Ansammlung Schwarzer, die eben ihr Lager bezogen, den Platz an.

Die Leute waren nicht ausgerissen, weil sie Angehörige ihres Stammes als Führer der Weißen erkannt hatten. Die meisten von ihnen erwiesen sich als Salzsucher, die eben vom Simbitieinfluß in den Nyarasa heimkehrten.

Bald loderten die Feuer, an denen die abendliche Hirse zubereitet wurde.

Schwarze und Weiße saßen in gemütlicher Plauderei beieinander, bis die Sterne hoch am Himmel standen. Gemeinschaftlich wollte man am nächsten Tage nach Meatu aufbrechen.

* * *

„Washenzi wametoroka wote! Die Buschneger sind alle ausgekratzt!" hörte der Graubart im Halbschlaf jemanden in seiner Nähe ausrufen.

Er fuhr in die Höhe und sah den Somali Hassan im grauen Dämmerlichte vor sich. Eben machte er dem Führer die Meldung. Ein einziger Blick genügte, sich von der Richtigkeit der Unglücksbotschaft zu überzeugen. Alle Lagerstätten der Schwarzen waren geräumt!

„Na, jetzt ist der Plan, nach Meatu zu gehen, ganz von selbst erledigt!" meinte der Patrouillenführer. „Vielleicht können wir von Glück sagen, daß die Sache ins Wasser gefallen ist; wer weiß, was für unliebsame Überraschungen unser geharrt hätten!"

„Das wäre ja noch besser!" protestierte Konrad. „Über die allgemeine Richtung haben uns die Eingeborenen gestern aufgeklärt. Selbstverständlich müssen wir nach Meatu gehen. ‚Wo ein Wille ist, da ist ein Weg!' sagt ein Sprichwort. Wir werden Meatu auch ohne die Schwarzen zu finden wissen!"

Vor der Entschlossenheit des alten Reiters brach auch diesmal der Widerstand des Patrouillenführers zusammen. Man folgte den Fußspuren der Schwarzen, die sich indessen bald im Dickicht verloren. Augenscheinlich hatten die Kerle sich alle Mühe gegeben, die Richtung, die sie einschlugen, für die Weißen zu verschleiern.

„Irgendwo in der Wildnis weiter westlich werden wir schon auf einen menschlichen Pfad stoßen!" tröstete Konrad. „Vorläufig ziehen wir am Fuße des Waldgebirges entlang, bis wir eine Möglichkeit finden, einzudringen!"

Nach kurzem Marsch wurde man einer Gnuherde ansichtig. Die Aussicht auf einen saftigen Braten hob sofort die Stimmung. Den ständigen Hirsebrei der letzten Tage hatte jeder schon längst zum Teufel gewünscht. Eine wilde Knallerei setzte ein. Die im ersten Augenblick vor Staunen erstarrten Gnus begriffen, daß die seltsamen Doppelwesen, die hier noch nie aufgetaucht waren, nichts Gutes im Schilde führten; in hohen Fluchten gingen sie ab. Wilde Verwünschungen folgten ihnen. Die Munitionsverschwendung war vergebens gewesen.

Durch ausgetrocknete Sandschluchten und graue Dornbüsche zogen die Reiter weiter, bis ihnen die Zunge am Gaumen klebte. Als sie glaubten, es vor Durst nicht mehr aushalten zu können, gerieten sie in eine morastige Niederung, die ihren Mut wieder aufrichtete. Ungeheure Umwege mußten sie reiten, bis sie einen Tümpel fanden. Sobald sie ihren Durst gelöscht hatten, begann aufs neue die Irrfahrt durch das Stachelgitter der Dornbuschöde. Darüber brach die Nacht herein.

Am nächsten Morgen drangen sie durch eine enge Schlucht in den eigentlichen Waldgürtel ein.

Nach einem Ritt von mehreren Stunden bemerkten sie eine verlassene Negerhütte. Phantastisch geformte Schlösser wurden in weiter Ferne sichtbar. Sie entpuppten sich als gigantische Felsen, die aus lauter losen Einzelblöcken von einer willkürlichen Laune der Natur aufgetürmt waren. In geringer Entfernung von einem dieser charakteristischen Hügel stieg eine blaue Rauchsäule auf.

In wildem Galopp rasten die Reiter dahin. Sie überraschten eine Gruppe Eingeborener, die an Flucht nicht mehr denken konnten. Zwei von ihnen rodeten den Wald; der dritte trug seine Habseligkeiten in einem Bündel auf dem Kopf und war anscheinend auf der Reise.

„Ihr seid Wengereza?" fragte dieser.

„Ja, wir sind Engländer!" antwortete Konrad, indem er einen Blick mit dem Führer austauschte. „Wir sind von Singidda gekommen, haben eben Mkalama passiert, das die Wadachi[1]) jetzt auch verloren haben, und gehen über Meatu nach Muanza!"

„Ich habe es mir gedacht!" nickte der Schwarze. „Ich weiß, daß die Wengereza alle Wadachi in Mkalama eingesperrt haben und keine Wadachi mehr umherschweifen!"

Er blickte von einem der Weißen zum anderen und stutzte dann plötzlich, als er die schwarzen Askari auftauchen sah.

„Diese Askari haben vorher den Wadachi gedient, wollen aber jetzt von ihnen nichts mehr wissen und sind in unsere Truppe eingetreten!" erklärte der alte Reiter. „Sobald wir in Muanza sind, bekommen sie andere Kleider, wie unsere Askari sie haben!"

Der Mann beruhigte sich auf der Stelle.

„Kweli! In der Tat!" sagte er zu den Landleuten, die rodeten. „Viele Askari der Wadachi tun jetzt Arbeit für die Wengereza, ich weiß es!"

---

[1]) Deutschen.

„Ob der Kerl uns wirklich für Engländer hält?" warf der Führer ungläubig ein.

„Warum sollte er es nicht?" versetzte Konrad. „Die Engländer tragen Khaki wie wir und vielleicht nicht alle die kurzen Hosen; auf keinen Fall sticht der Unterschied so in die Augen! Wenn wir etwas erreichen wollen, müssen wir uns als Engländer ausgeben! Dann reißt die Gesellschaft nicht mehr aus!"

„Ihr wollt sicher zum Sultan nach Kitaganda gehen?" forschte der Eingeborene weiter. „Ich gehe auch nach Kitaganda. Wenn es euch recht ist, gehen wir zusammen!"

„Gewiß ist uns das recht!" antwortete der alte Reiter. „Wir kennen den Weg nicht! Wenn du uns führst, dienst du dem Serkal[1]), das ist sehr gut für dich! Wir wollen sofort weiter!"

Man verabschiedete sich von den Leuten, die den Wald fällten, und zog nach Norden. Der Eingeborene schritt mit Konrad voran.

„Sind noch gar keine von unsren Askari aus Muanza in Meatu gewesen?" fragte der Graubart.

„In Meatu noch nicht!" berichtete der Schwarze. „Der Sultan hat vor einiger Zeit bereits Befehl bekommen, Grashütten für Askari zu bauen. Die Bandas wurden auch fertiggestellt, aber die Soldaten sind noch nicht eingetroffen!"

Der Weitermarsch führte immer noch durch dichten Urwald. Von Zeit zu Zeit stieß man auf frisch angelegte Felder. Dann und wann tauchte eine neu erbaute Hütte auf. Immer mehr befestigte sich bei den Reitern der Eindruck, daß die Eingeborenen in langsamer, aber zielbewußter Arbeit die Wildnis urbar machten und Neuland besiedelten. Es war ein Anblick, der alle Lebensgeister erfrischte.

Der mit der Patrouille marschierende Meatumann plauderte mit den Eingeborenen, wo immer die Gelegenheit sich bot. Er kam sich nicht wenig wichtig vor.

„Ich bringe die Wengereza!" rief er den Leuten nach der ersten Begrüßung zu. „Sie sind eben mit mir von Mkalama gekommen, wo sie alle Deutschen gefangen haben. Jetzt gehen sie nach Muanza!"

Wo die Schwarzen beim Anblick der Reiter zusammenschraken, genügten die wenigen Worte, alle Befürchtungen zu zerstreuen. Die Einwohner wurden zutraulicher. Unterwegs schlossen sich noch andere dem Zuge an und unterhielten sich ganz redselig.

[1]) Behörde.

„Es ist jetzt ein anderes Leben in Muanza als vorher!" berichteten sie. „Einige unserer Leute sind dort gewesen, unter ihnen der Sohn des Mwanangwa der nächsten Ortschaft, der Mwallimu. Man kann wieder Kleider kaufen wie vor dem Kriege. Die Wadachi hatten zuletzt nichts mehr, sie waren ganz arm geworden. Alle Läden im Lande standen leer. Unsere Frauen besaßen keine Stoffe mehr, um sich anzuziehen, und wurden böse. Nicht ein einziges Stück Tuch gab es noch zu kaufen. Die Wengereza sind reich. Sie haben viele Tücher geschenkt. Unsere Frauen lachen und singen wieder. Es ist gut, daß die Wadachi fort sind, sie waren wirklich zu arm!"

„Wir müssen unsre Rolle konsequent durchführen!" wandte sich der Graubart an den Führer. „Der Sohn des Mwanangwa, von dem die Leute reden, ist möglicherweise ein hellerer Kopf als diese Buschneger. Wenn er längere Zeit in Muanza gewesen ist, hat er ohne Zweifel den Unterschied der Sprache herausgehört. Der normale Eingeborene weiß natürlich in den ersten Tagen schon, daß die Engländer ‚Yes' statt ‚Ja' und ‚No' statt ‚Nein' sagen, von dem verschiedenen Klang der beiden Sprachen ganz abgesehen. Ich schlage daher vor, daß ich allein die Unterhandlungen mit den Leuten in Meatu führe, da sonst niemand englisch spricht!"

Der Patrouillenführer sah die Notwendigkeit ein und verpflichtete sich ebenso wie die beiden andern Weißen, nach der Ankunft in Meatu den Gebrauch der deutschen Sprache in Gegenwart der Schwarzen zu vermeiden. Die Askari wurden einer nach dem anderen in entsprechender Weise belehrt. Mit besonderer Freude hörte Hassan, der hochintelligente Somali, den Plan, wie man die Wassukuma zu überlisten gedachte.

* * *

Mit einem großen Gefolge neugieriger Eingeborener, die die Überwinder der deutschen Herrschaft sich ansehen wollten, zog die Patrouille einige Stunden später in das Dorf des Mwanangwa ein. Lange zuvor hatte der „Msitu", der finstre Urwald, sich gelichtet und den lachenden Feldern der Schwarzen Platz gemacht. Sorgsam bestellte Fluren grüßten. In der Hauptsache trugen sie Hirse, Kürbisse und Süßkartoffeln.

Die Ortschaft bestand aus den kreisrunden Hütten, die für Ussukuma typisch sind. Sie lagen in einer felsigen Landschaft, der die aus wildem Steinblockgewirr aufgetürmten Naturpyramiden ihr eigenartiges Gepräge gaben. Über die in bunten Farben schillernden Felsentrümmer krochen blaugrüne Euphorbien in wirren Verschlingungen dahin. In der Nähe des Platzes, auf dem die Patrouille absattelte, ragte einer der aus roten und

violetten Granitriesen geschichteten Türme wie eine singalesische Dagobe in die klare Atmosphäre des afrikanischen Abendhimmels hinein.

Alle Reiter waren noch ganz von dem seltsamen Anblick der bienenkorbartigen Hütten inmitten der Felstrümmer der Waldlichtung befangen, als die Dorfhonoratioren in Begleitung einer größeren Volksmenge herannahten. Der Meatumann, der die Patrouille hergeführt hatte, eilte ihnen entgegen und redete lebhaft auf sie ein.

An der Spitze des Zuges schritt ein in Khaki gekleideter Neger mit schneeweißem, spärlich gewachsenem Bart. An seiner Seite befand sich ein etwa zwölf bis vierzehn Jahre alter Knabe in blendend sauber gewaschenem Kanzu, der mit unverhülltem Erstaunen auf die deutschen Reiter blickte.

Der Mwallimu! dachte Konrad sofort, als er den Jungen sah, der mit besonderer Ehrerbietung von den übrigen Schwarzen betrachtet wurde. Er hatte sich nicht getäuscht.

„Mwallimu amekwisha kufika na mwanangwa babake! Der Mwallimu ist angekommen und sein Vater, der Distriktsvorsteher!" sagte der mit der Patrouille angelangte Eingeborene, indem er sich an Konrad wandte.

Der alte Reiter begrüßte den Mwanangwa und seinen Sohn in den landläufigen Redensarten der Kisuahelisprache und redete den „Mwallimu" dann in englischer Sprache an.

Das Gesicht des Knaben erhellte sich, als er die Worte der Wengereza hörte. Die Erklärung des schwarzen Führers der Patrouille hatte den in ihm aufgestiegenen Argwohn, er habe es mit Deutschen zu tun, noch nicht zu zerstreuen vermocht. Die Sprache, die der Fremde redete, beruhigte ihn; es war dieselbe, die er am Großen See gehört hatte.

„Ich bin zwar in Muanza gewesen, aber ich habe die englische Sprache noch nicht erlernt!" erwiderte er. „Nur wenige Worte habe ich behalten, aber sie genügen, um mir zu zeigen, daß du ein Engländer bist, Großer Herr!"

„Mir war erzählt worden, du verständest unsere Sprache, Mwallimu!" versetzte der Graubart, diesmal auf Kisuaheli, weil der Knabe in dieser Sprache geantwortet hatte.

„Nein, Herr, ich verstehe sie noch nicht. Ich habe die Sprache der Wadachi ein wenig erlernt, die vor euch die Herren im Lande waren. Das hat mir viel Mühe gemacht. Nun aber werde ich eure Sprache lernen, denn die Sprache der Wadachi spricht niemand mehr!"

„Beide Sprachen sind sehr ähnlich!" erklärte Konrad, der für den Fall,

daß die Reiter sich einmal vergäßen und deutsch miteinander redeten, den Knaben in Sicherheit wiegen wollte. „Beide Völker stammen von einem gemeinsamen Muttervolk ab. Es gibt viele Worte, die ganz gleich sind, z. B. ‚Finger', ‚Hand', ‚Arm' und andere. Übrigens verstehen meine Reiter auch die Sprache der Wadachi!"

„Viele Wengereza sprechen die Sprache der Wadachi, ich habe es in Muanza gehört!" bemerkte der Mwallimu. „Aber sage mir, warum tragt ihr die Kleider der Wadachi? Auch eure Askari tragen sie. Die Kleider der Wengereza sind kurz."

„Du hast recht, Mwallimu!" antwortete der Weiße. „Wir tun es, um die Wadachi zu täuschen, und haben dadurch schon viele gefangen. Die Askari übrigens, die du hier siehst, standen früher alle im deutschen Dienst. Sie sind zu uns übergegangen, weil sie den Wadachi nicht mehr dienen wollten. Die Wadachi sind arm und konnten die Askari nicht mehr bezahlen. Sie gaben ihnen ‚Kartasi', Papier, aber keine Silbermünzen, wie früher. Da sind die Askari zu uns gekommen!"

„Und jetzt wollt ihr nach Muanza reiten, wie ich höre?" fragte der Knabe.

„Jawohl, wir reiten nach Muanza und fahren über den Großen See. Zuvor aber müssen wir noch eine schwere Arbeit ausführen, bei der ihr uns helfen werdet, Mwallimu! Wir haben den Befehl bekommen, einen ‚Sim' durch die Serengeti zu bauen, eine Telegraphenlinie. Diese Arbeit dauert einige Zeit. Dazu brauchen wir Nahrungsmittel, die ihr uns besorgen müßt, du und dein Vater und der Sultan von Meatu. Wir haben sehr viele Leute nötig, die uns die Chakula[1]) in die Serengeti tragen. Wir wissen übrigens, daß es in der Serengeti noch Wadachi gibt. Die wollen wir auch fangen, wie wir die Wadachi von Mkalama und Sekenke gefangen haben. Vielleicht hast du gehört, daß es in der Serengeti noch Wadachi gibt?"

„Ich habe nichts davon gehört, Herr!" erwiderte der Knabe. „Aber jetzt, wo du mir das erzählst, fällt mir ein, daß vor einigen Wochen plötzlich sieben Ochsen aus der Serengeti kamen, die niemandem gehörten. Unsere Leute in Uluvira, dem Dorfe am Rande der Serengeti, waren nicht wenig erstaunt, als das Vieh auftauchte. Keiner hat sich den Fall erklären können. Jetzt freilich ist mir alles klar!"

Er wandte sich zu seinem Vater um und beredete mit ihm in der Sprache der Wassukuma, was er eben vernommen hatte. In regstem Interesse

---

[1]) Nahrung.

lauschten der Alte und seine Begleiter, die abseits stehengeblieben waren. Die Unterhaltung dauerte lange und bezog sich ohne Zweifel auch auf die Forderung nach Verpflegung und Trägern für die Serengeti.

„Du wirst alles erhalten, was du begehrst, Herr!" wandte sich der Mwallimu nach einer Weile wieder an Konrad. „Wir wollen sofort Boten zum Sultan nach Kitaganda senden. Du kannst ihn morgen sehen, wenn ihr durchkommt. Er wird die nötigen Befehle geben. Die Träger und die Leute werden sich in Uluvira am Rande der Serengeti versammeln und von dort mit euch gehen."

„Es ist gut, Mwallimu! Du machst deine Sache ausgezeichnet und verdienst, der Behörde wegen deines Eifers empfohlen zu werden. Ohne Zweifel hast du auch schon angeordnet, daß wir für heute Nahrungsmittel bekommen, Hühner, Eier, Mehl und dergleichen. Wenn du mir nun einen besonderen Gefallen tun willst, so besorge mir Salz und Erdnüsse. Mein Salz ist mir ganz und gar ausgegangen, und Erdnüsse habe ich lange nicht mehr gegessen; ich bin stets auf der Verfolgung der Wadachi gewesen."

Der Knabe versprach, alles nach Möglichkeit herbeizuschaffen, und nahm dann mit seinem Vater vorläufig Abschied.

„Der Bursche ist ‚Mwallimu', wie ich höre?" fragte der lange Tübinger erstaunt, als man wieder unter sich war. „Ich denke, ‚Mwallimu' heißt Lehrer?"

„Es heißt eigentlich Lehrer!" bestätigte der Alte. „Alle mohammedanischen Vorleser und Vorbeter erhalten diesen Titel. Vielleicht ist er eine ehrenvolle Bezeichnung für Neger, die etwas gelernt haben oder noch studieren!"

„Der Mwallimu hier ist jedenfalls unser rettender Engel!" murmelte der Schwabe vergnügt. „Der kleine Kerl entwickelt einen wahren Feuereifer, der neuen Obrigkeit zu dienen, darum soll er ruhig seinen Ehrentitel behalten!"

In kürzester Frist waren außer dem erforderlichen Mehl zum Hirsebrei Hühner und Eier für alle Weißen und Schwarzen der Patrouille in ausreichender Menge zur Stelle, ebenfalls Milch in Fülle. Die Deutschen und ihre Askari strahlten über das ganze Gesicht vor Freude und mußten sich Mühe geben, nicht durch allzu lauten Jubel sich zu verraten. Eben brachten die Wassukuma in flachen Körben auch die lange entbehrten Erdnüsse. Sie wurden sofort am Feuer geröstet.

Man steckte die Hühner an lange Spieße und briet sie vor dem Lagerfeuer. Es war die einfachste, aber vorzüglichste Art der Zubereitung. Kon-

rad allein warf sein Federvieh in einen der Eingeborenentöpfe, um sich einmal wieder eine Hühnersuppe mit Reis zu kochen. Eine geringe Menge Reis war für jeden abgefallen.

Gerade rührte der alte Reiter mit lüsternen Blicken in seinem Topf herum, als der Mwallimu sich wieder einfand. Er setzte ein betrübtes Gesicht auf.

„Ich bin überall umhergelaufen, um dir etwas europäisches Salz zu verschaffen, Großer Herr, aber es ist mir ganz unmöglich gewesen. Einen Laden gibt es leider in Meatu noch nicht. Will man einkaufen, so muß man schon in die nächste Landschaft Ussukumas gehen, nach Magalla. Die Buschneger hier in Meatu kaufen kein Salz. Sie holen Magadsalz vom Nyarasasee, und das willst du ja nicht, wie du sagst!"

„Es schmeckt mir nicht, Mwallimu, mir wird ganz übel danach. Ich esse das Fleisch lieber ohne Salz als mit dem Magad!"

„Es gibt aber auch gutes Magadsalz, Herr! Nicht alles ist gleich. Heute abend kann ich nichts mehr für dich tun, morgen aber werde ich mich umsehen, ob ich nicht besonders gutes Magadsalz für dich ganz allein besorgen kann, wenigstens ein kleines Beutelchen voll!"

„Ich würde dir sehr dankbar sein!" sagte der Alte und dachte an seinen kranken Sohn in der Serengeti, für den er sich das Salz hatte beschaffen wollen. Ein schwerer Beutel mit Erdnüssen, nach denen sich der Patient besonders sehnte, war schon in der Satteltasche verstaut.

* * *

Am Mittage des folgenden Tages lagerte die Patrouille in Kitaganda, dem Sitz des Sultans. Mit vielen guten Wünschen hatte sie sich vom Mwanangwa der Waldortschaft und seinem gelehrten Sohne, der Konrad noch im letzten Augenblick ein Beutelchen Salz als Geschenk seines Vaters zusteckte, verabschiedet. Eine große Menge Lebensmittel für den Telegraphenbau in der Serengeti war den Reitern gleich mitgegeben worden und wurde von rüstigen Trägern nach dem Grenzort Uluvira geschafft. In frohster Stimmung erwartete man die Ankunft des Oberhauptes von Meatu. Unter schattigen Bäumen war ein gemütliches Lager aufgeschlagen.

Sultan Magome, ein nicht sehr großer, gut genährter, schon bejahrter Neger, erschien bald mit seinem Gefolge und machte den „Engländern" seine Aufwartung. Für ihn war die Bekanntschaft nichts Neues. Er hatte sich vor einigen Wochen auf das Gebot der Eroberer nach Muanza begeben

Gurui (Hanang).
(Nach einem Ölbilde von Thea de Haas.)

Kilimandscharo, 6010 m. (Nach einem Ölbilde von Thea de Haas.)

und seine Unterwerfung unter die neue Behörde vollzogen; alle Sultane der Wassukuma waren sofort nach der Einnahme hinbeordert worden.

Der Patrouille erklärte Magome seine Bereitwilligkeit, die verlangte Verpflegung und die erforderlichen Träger zu stellen. Bei der ersten Gelegenheit drückte er sich, ohne Lunte gerochen zu haben. Seit der „Mwallimu" die „Wengereza" anerkannt hatte, war alles im Lote.

Wichtiger als die Begegnung mit dem patriarchalischen Sultan, der wie ein einfacher Dorfschulze ohne jeden Prunk aufgetreten war, wurde eine andere in Kitaganda. Mit allen Zeichen höchster Aufregung trat plötzlich Hassan, die Leibordonnanz, zu den Weißen.

„Unter den Zuschauern stehen zwei Leute, die Aden und mich ganz genau kennen!" raunte er. „Der eine ist ein Somali wie ich, der andere ein Mnyamwezi, der aber ebenfalls den Islam angenommen hat. Sie werden uns nicht verraten, aber wir müssen vorsichtig sein, damit die Buschneger nichts merken. Ich werde nachher mit dem Somali unbemerkt zu reden suchen!"

Er wies ihnen verstohlen die beiden Leute und wandte sich dann ab. Man sah der hohen, schlanken, sehnigen Gestalt des einen von beiden ohne weiteres den Somali an, wenn man einmal auf ihn aufmerksam geworden war. Das schmale, längliche Gesicht, das gar keine Ähnlichkeit mit dem Typ der Bantuneger hatte, trug den ganzen Stolz seines hamitischen Stammes offen zur Schau und verband mit dem Ausdruck männlichen Mutes das Gepräge scharfer Intelligenz.

Der alte Reiter wußte es unauffällig so einzurichten, daß er in harmlosem Geplauder mit den Wassukuma sich den beiden allmählich näherte. Ohne schroffen Übergang brachte er das Gespräch auf die Kriegslage.

„Jetzt werden wir die Wadachi bald alle gefangen haben!" begann er mit einem forschenden Blick auf die beiden, um sie zu einem Gespräch anzuregen, das alle möglichen Aufschlüsse geben konnte. „Daressalam haben wir längst eingenommen, ebenso Tabora!" fuhr er tastend fort.

„Wir wissen es!" sagte der Somali. „Daressalam ist vor anderthalb Monaten gefallen, Tabora vor einem Monat. Hier sind übrigens zwei Leute, die die Einnahme von Tabora mit eigenen Augen gesehen haben. Sie können euch von den Wadachi erzählen!"

Er wies auf zwei Wassukuma, die einen frischen, lebendigen Eindruck machten und kühn geschnittene Gesichtszüge hatten. Interessiert blickten sie auf die Patrouille.

„Was für Leute waren die Wadachi, die ihr gesehen habt?" fragte Kon-

rad. „Wametoroka namna fisi? Sie sind wohl ausgerissen wie die Hyänen, als unsere Leute kamen?"

„Hapana, Bwana! Wadachi namna simba, wakali sana! Hapana watu wengi, lakini wakali kabisa! Nein, Herr, die Deutschen sind wie die Löwen, sehr tapfer! Ihre Zahl ist nicht groß, aber sie sind außerordentlich tapfer!"

„Woher wißt ihr das? Ihr seid doch keine Askari der Deutschen gewesen?"

„Nein, Herr, wir sind keine Askari, aber wir sind die Führer der Deutschen gewesen, ehe ihr kamt! Wir haben sie kämpfen gesehen, bei Korogwe und anderswo! Wir haben den ganzen Rückzug der Wadachi vom Großen See bis nach Tabora mitgemacht. Wie wenige sie auch waren, sie konnten nicht besiegt werden. Die Wengereza und die Wabeligi[1]) sind in Tabora eingezogen, aber sie vermochten die Wadachi nicht zu fangen. Die Wadachi sind nicht weit von Tabora in die Wildnis gegangen. Die Wengereza und die Wabeligi konnten ihnen nicht folgen. Mit allem, was sie hatten, sind ihnen die Wadachi entkommen. Die Wanyamwezi von Unjanjembe sind mit den Wadachi gegangen und haben alle ihre Herden mitgenommen. Sie wollten nicht in Tabora bleiben, sie fürchteten die Askari der Wabeligi!"

„Die Wanyamwezi fürchteten die Belgier, sagt ihr?"

„Ja, Herr, sie fürchteten sie sehr. Die Askari der Wabeligi sind nicht wie die Askari der Wadachi. Sie sind nicht wie die Askari der Wengereza! Die Askari der Wabeligi sind Manyema und andere Wilde, die den Islam nicht angenommen haben. Sie fressen noch Menschen. Sie haben viele Leute bei Tabora gefressen. Die Wabeligi wollen nicht, daß ihre Askari Menschen fressen, aber die Askari tun es doch. Sie fressen besonders gern Frauen. Sie haben viele Frauen der Wanyamwezi gefressen, darum sind die Wanyamwezi mit den Wadachi ins Pori gezogen!"

„Wanakula watu tu, askari ya Wabeligi!" ging es im Kreise rund. „Sie fressen einfach Menschen, die Askari der Belgier!" Alle Zuhörer schüttelten sich, als das oft besprochene Schicksal der stammverwandten Wanyamwezi wieder einmal zum Gesprächsthema wurde.

„Wißt ihr denn noch, wie die Führer der Deutschen hießen, mit denen ihr nach Tabora gezogen seid?" forschte Konrad weiter.

„Bwana Mkubwa yao jicho moja tu, lakini hakuogopa! Jina

---

[1]) Belgier.

lake Major v. Langenn-Steinkeller! Mkali sana huyu! Ihr Großer Herr hatte nur ein Auge, aber er fürchtete sich nicht! Er hieß Major v. Langenn-Steinkeller! Ein mutiger und tapfrer Mann! Tumemwona! Wir haben ihn gesehen!"

Und die Augen der Wassukuma blitzten, als sie an die Kämpfe dachten, und unwillkürlich reckten sie sich höher, als ob sie selber Soldaten Langenn-Steinkellers gewesen wären.

„Mzinga umelia kila siku!" berichtete der größere der beiden Wassukuma. „Kila siku wamepigana Wadachi na Wengereza na Wabeligi! Die Kanone brüllte alle Tage! Alle Tage kämpften die Deutschen und die Engländer und die Belgier miteinander!"

„Kweli, Bwana, Wadachi wamerukia adui namna simba ya porini! Hawakushindwa! Hawakukamatwa! Wameingia porini! Wadachi kweli simba ya porini!" schloß der kleinere. „In der Tat, Herr, die Deutschen stürzten sich auf ihre Feinde wie die Löwen! Sie wurden nicht besiegt! Sie wurden nicht gefangen! Sie verschwanden in der Wildnis! Die Deutschen sind wirklich wie die Löwen!"

* * *

Als die Dämmerung hereinbrach, besuchten Hassan und Aden ihren Landsmann, der ihnen seine Wohnung bezeichnet hatte. Der Mann wollte sich in Meatu niederlassen, um einen kleinen Laden zu eröffnen und zugleich Viehhandel zu treiben. Allerlei Wissenswertes teilte er den beiden Askari mit. Die am meisten beruhigende Kunde war die, daß weder der Sultan Magome noch irgendeiner der Leute von Meatu Verdacht geschöpft hatte, man könne es mit Deutschen zu tun haben. Die Furcht vor der Rache der Engländer, die Angst, später des Verrates angeklagt zu werden, hätte sonst alle Wassukuma aus ihren Dörfern getrieben, meinte der Händler. Die äußerste Vorsicht sei geboten, wenn die Patrouille die Träger mit der Verpflegung wirklich in die Serengeti mitbekommen wolle.

Spät am Abend ging der Graubart noch einmal mit Hassan zu dem Somali hin, um möglichst viel Einzelheiten über die Kriegslage zu erfahren. Der Mann erzählte, was er wußte. Die Mittellandbahn war seinen Angaben zufolge längst in den Händen der Engländer, die deutsche Haupttruppe nach Süden in unbekannte Gebiete gezogen. In Meatu standen keine Engländer. In Magalla waren ein paar Tarishi für den Botendienst stationiert, aber keine Truppen. Diese standen nur in Muanza und Schinjanga.

Dem Fall Mkalamas war wenige Tage früher die Besetzung Sekenkes vorausgegangen. Der Direktor der Goldmine, Herr Hopp, der alte Gastfreund der Patrouille, hatte bis zuletzt auf seinem Posten ausgeharrt, nachdem Herr Alois Jünemann, der als Landsturmmann eingezogene Regierungslehrer, nach Einstellung seines Etappenbetriebs mit den letzten Deutschen nach Süden gezogen war.

Eines Morgens wollte sich Herr Hopp von seinem Lager erheben, als er, ehe er noch die Augen geöffnet hatte, ein seltsames Prickeln auf seiner Brust verspürte.

Da es weder von Moskitos noch von Ameisen herrühren konnte, plagte ihn die Neugier, hinter das Geheimnis zu kommen. Als er zu dem Behufe noch ganz verschlafen unter den Lidern hervorblinzelte, klappten diese ganz automatisch zurück, und er starrte in höchstem Erstaunen in das noch dunkle Zimmer. Die Bajonette feindlicher Askari kitzelten ihn zwischen den Rippen.

Er war nicht nur auf der Stelle wach, sondern auch sofort im Vollbesitz aller sorgsam aufgespeicherten Lebensenergie sowie sämtlicher in einem fleißigen, ausschließlich der Arbeit gewidmeten Dasein erworbenen intellektuellen Fähigkeiten. So gelang es ihm, in diesen kitzligen und überaus kritischen Sekunden die schwarze Horde davon zu überzeugen, daß er kein Kriegsmann sei und sein Tod noch nicht für diesen Tag im Schicksalsbuche Allahs geschrieben stehe. Die Eindringlinge waren noch so begeistert von der Einnahme Sekenkes, daß sie den einzigen Europäer, den sie hier angetroffen hatten, tatsächlich am Leben ließen, bis weiße Engländer anlangten.

Zu seinem größten Schmerz mußte Hopp allerdings sein geliebtes Sekenke verlassen und in die Gefangenschaft wandern. Es blieb ihm aber wenigstens das tröstliche Bewußtsein, daß die Feinde seinen von der deutschen Patrouille verschmähten Goldklumpen nicht finden konnten; er hatte ihn kurz vor der Ankunft der Eroberer an sicherer, nur ihm allein bekannter Stelle vergraben...

* *
*

Konrad und Hassan dankten dem Somali für seinen Bericht und kehrten zum Lagerfeuer der Patrouille zurück.

Am Abend des folgenden Tages herrschte in Uluvira am Saume Meatus in der durch Palisaden eingefriedigten Karawanserei buntes Leben und Treiben. Um flammende Reisighaufen herum hockten neben der deutschen

Patrouille gegen fünfhundert Träger aus der Landschaft, die auf Befehl des Sultans stattliche Lasten an Hirsekorn, Mehl und Erdnüssen gebracht hatten. Am nächsten Morgen sollte der Aufbruch in die Serengeti erfolgen.

„Wenn wir diesen Proviant glücklich durchbekommen, so ist die Verpflegung unseres Lagers für viele Monate sichergestellt!" sagte der Führer zu Konrad, neben den er sich eben gesetzt hatte.

„Das ist alles schön und gut," entgegnete der Graubart. „Wir müssen aber endlich etwas unternehmen, wenn wir uns nicht unsren elementarsten Soldatenpflichten entziehen wollen. In unsrem befestigten Lager dürfen wir uns nicht wie die Maulwürfe verkriechen. Wir wenigen Mann können keine großen Heldentaten mehr vollbringen, allein wir sind doch in der Lage, feindliche Truppen auf uns zu ziehen und dadurch den Kommandeur zu entlasten!"

„Gewiß, mein lieber Konrad, ich sehe das vollkommen ein und schließe mich ganz Ihrer Ansicht an," entgegnete der Führer. „Ich werde bestimmt größere Züge gegen den Feind unternehmen. Gestatten Sie mir nur, an meiner Ansicht festzuhalten, daß wir einen sicheren Platz haben müssen, auf den wir uns in der Gefahr immer zurückziehen können. Das erscheint mir unerläßlich. In wenigen Wochen bin ich aber so weit, daß ich den Lagerbau und die Befestigung als vollendet ansehen kann. Dann werden wir sofort zu größeren Unternehmungen aufbrechen. Sind Sie zufrieden?"

Der alte Reiter seufzte. „Ich dachte, die Feste wäre vollendet!" —

„Die Schützengräben ja, aber die unterirdischen Pferdeställe noch nicht! Ich kann es doch nicht darauf ankommen lassen, daß die Engländer bei einem plötzlichen Überfall uns alle Tiere mitten im Lager totschießen! Wenn die Engländer kommen, so kommen sie bei Nacht, und dagegen muß ich Vorkehrungen treffen! Übrigens wird es noch gar nicht so einfach sein, die Europäer auf Patrouillenritte mitzubekommen. Die Hälfte ist ja noch krank. Ein Teil der anderen ist renitent. Mit Einsperren habe ich es versucht, aber das hilft auch nicht. Friedrich Wilhelm Siedentopf, die Seele des passiven Widerstandes, hoffte ich in Mkamala abwimmeln zu können; die Hoffnung schlug fehl, ich habe ihn wieder auf dem Halse. Mallin ist ebenfalls widerspenstig. Auch der kleine Schwabe, der Vizefeldwebel, gefällt mir nicht mehr. Er ist ganz von dem bösen Geiste des Farmers angesteckt, seitdem die beiden zusammenwohnen. Auf Schritt und Tritt verspüre ich die stille Opposition!"

„Darf ich einmal offen sprechen?"

„Natürlich! Sagen Sie mir, woran die Sache liegt!"

„So will ich denn frei von der Leber reden, denn nur so wird vielleicht manches anders. Zwei Dinge vornehmlich sind es, die sämtliche Europäer verschnupft haben. Über den ersten Punkt habe ich schon oft meine Meinung gesagt, er betrifft die Peitschungen der Schwarzen, die furchtbaren Strafen, die gleich die ganze Kette treffen. Der Anblick der entstellten Leute, der schrecklichen Löcher in den Gesäßen, der vereiterten Wunden, das alles hat sehr viel böses Blut gemacht, darüber ist gar kein Zweifel!"

„Die Neger muß man scharf anfassen, sonst erreicht man bei ihnen gar nichts! Das ist eine alte Erfahrung!" erklärte der Führer. „50 Kibokohiebe bedeuten nichts. Der Schwarze hat eine weniger empfindliche Haut als wir. Die Gesäße sind das erstemal aufgeplatzt, weil die Züchtigung am frühen Morgen in der Kälte stattfand. Ich wußte das damals noch nicht, sonst hätte ich eine andere Zeit gewählt. Ein anderes Mal hat es wohl kräftiger gezogen. Daß ich die ganze Kette strafte, wenn einer entwich, war selbstverständlich. Die Kerle hätten die Flucht der Ausreißer verhindern können, wenn sie Lärm geschlagen hätten. Wußten sie nichts von dem Plan, so hätten sie aufpassen sollen; das war ihre Pflicht. Sie sind zu weich, mein lieber Konrad, Sie beurteilen die Schwarzen nicht nach den realen Verhältnissen. Für mich ist allein der militärische Zweck maßgebend, dahinter muß die menschliche Sentimentalität zurücktreten. Jedoch an mir soll es nicht liegen, wenn kein besseres Verhältnis zustande kommt. Ich will gern einen Pflock zurückstecken und etwas gelindere Saiten aufziehen, wenn es sich eben machen läßt. Sie sollen nicht umsonst an mich in dieser Stunde appelliert haben. Was ist aber nun der zweite Punkt, der den Mißhelligkeiten zwischen der Patrouille und mir zugrunde liegt?"

„Der zweite Punkt ist nicht weniger ernst. Es ist eine etwas heikle Sache für mich, ihn zur Sprache zu bringen. Ich will die Wahrheit sagen und bitte, mir deswegen nicht zu zürnen. Bereits in Engare Nairobi und Geraragua zur Zeit der Sprengungen der Ugandabahn hieß es allgemein in der Kompagnie: Der Führer ist zu vorsichtig! Wenn einzelne Unternehmungen schließlich glückten, so wurde das Verdienst Pallaß und Neubacher zugeschrieben. Seit wir vor Kondoa Irangi am 20. Juni von der Kompagnie abrückten, sind vier Monate vergangen. Viele Taten wurden geplant, keine ist ausgeführt worden, so sagt man. Wir zogen ein paar Monate kreuz und quer durch Turu und Umbulu und sitzen seither in der Serengeti fest. Die Leute sind mißmutig, mürrisch und unlustig geworden. Es ist daher

dringend notwendig, daß mit dem bisherigen System gebrochen wird und die Patrouille dem Feinde zu Leibe geht. Wenn ich jünger wäre, würde ich mir nicht erlaubt haben, so offen mit der Sprache herauszukommen; als älterer Kamerad habe ich es für meine Pflicht gehalten, ungeschminkt die Wahrheit an den Tag zu bringen!"

Konrad schwieg. Der Führer lag langausgestreckt auf seinem Lager aus Mtamastroh, hatte den Hinterkopf auf seinen verflochtenen Händen gebettet und starrte den Sternenhimmel über sich an, ohne sofort etwas zu erwidern. So vergingen mehrere Minuten. Von den nahen Feuern der Träger drang lautes Geschnatter über den weiten Hof. Unweit des Lagerplatzes der Europäer, der etwas erhöht zwischen Felsblöcken lag und den Hof überragte, stampften die Reittiere der Patrouille, die behaglich ihre übergroßen Hirseportionen zermalmten.

„Ich bin bei allen meinen Unternehmungen äußerst vorsichtig gewesen," begann der Führer nach einer längeren Weile wieder. „Möglich, daß eine ganze Anzahl übelwollender Kritiker meine Vorsicht mir als Feigheit ausgelegt hat und noch auslegt. Ich habe ein gutes Gewissen. Es ist nichts einfacher, als bei der ersten besten Gelegenheit die anvertraute Truppe tolldreist aufs Spiel zu setzen und ein wahnsinniges Schlamassel zu riskieren, bei dem Tod oder Gefangenschaft das Ende vom Liede ist. Mein Fall ist das nie gewesen, wird es auch nie sein. Zudem hat der Oberst den Befehl gegeben, die Europäer nach Möglichkeit zu schonen, je mehr der Krieg seinem Ende entgegengeht. Wenn der Friede geschlossen wird, brauchen wir unsere Weißen dringend; bis erst wieder neue Ablösung von daheim herauskommt, hat man jeden Mann nötig. Von diesem Gesichtspunkt gehe ich aus. Lassen Sie die Leute reden, was sie wollen! Unterstützen Sie mich mit allen ihren Kräften, damit wir aushalten, bis der Friede da ist. Auf große Taten kommt es jetzt gar nicht mehr an. Ich habe gezeigt, daß es mir an Mut nicht gebricht. Die Bahnsprengungen sind *mein* Verdienst, nicht das des Pallaß oder Neubacher. Jedenfalls schätzt sie der Kommandeur richtig ein, und das ist schließlich die Hauptsache für mich. Natürlich habe auch ich meine Feinde beim Kommando, die mir meine Erfolge nicht gönnen. Tafel ist mein Todfeind; warum, weiß ich selbst nicht. Dafür ist Müller, der Adjutant, mein Freund, auf den ich mich verlassen kann. Ich werde mich schon durchsetzen. Auch diese scheinbare Untätigkeit in der Serengeti werde ich verantworten. Ich fürchte mich nicht!"

Hassan, die Leibordonnanz, trat in diesem Augenblick heran und fragte, ob sein Herr noch irgendwelche Wünsche habe. Der Führer verneinte. So-

bald der Somali sich zurückgezogen hatte, knüpfte er die Unterhaltung wieder an.

„Das Eiserne Erster ist mir sicher, wie ich Ihnen bereits sagte. Ich weiß, daß ich dazu eingegeben bin. Auch für Sie werde ich eintreten, wenn Sie mir weiter mit allen Kräften zur Seite stehen. Der Krieg kann nicht mehr lange dauern, dann kommt der Lohn für unser Aushalten. Sie werden ja wohl nach Deutschland gehen? Zunächst wenigstens?"

„Jawohl, ich möchte meine Söhne wiedersehen und meine alte Mutter!"

„Wir jüngeren Leute werden keinen Urlaub bekommen!" fuhr der Führer fort. „Wer weiß, wohin wir kommandiert werden. Am Ende komme ich in irgendeine Garnison des Kongostaates, den wir uns sicher abtreten lassen. Das wäre mir schon recht. Natürlich wird die ersten Jahre nach dem Kriege der allgemeinen Sicherheit wegen überall die Zivilverwaltung abgeschafft und die Militärherrschaft eingeführt werden. Wenn ich in Deutsch-Ostafrika bleibe, komme ich ebenfalls auf meine Rechnung. Es dürften kaum viele Offiziere den Krieg überstehen, die gesund und tropendienstfähig sind. Man wird sie an die Spitze der Distrikte setzen. Möglicherweise wird ein Offizier zwei Distrikte zur Verwaltung bekommen. Ich würde mir Aruscha und Moschi sichern, dabei fahre ich noch besser, als wenn ich in den Kongostaat gehe. Ich könnte auch nach Deutschland heimkehren, meine Aussichten sind glänzend geworden. Ich werde bestimmt Majoratsherr werden. Mit meinem älteren Bruder ist nicht viel los, er ist ein ganzer Schlappstiefel. Der Kerl ließ sich schon von meiner Mutter Stühle an den Kopf werfen, was sagen Sie dazu? Der ist auch sicher nicht mit in den Krieg gezogen, als Johanniter wird er sich wohl ein Druckpöstchen verschafft haben. Mein jüngerer Bruder ist zweifellos im Kriege!"

Er redete noch eine Weile über den rosigen Horizont seiner Zukunft. Der alte Reiter, der dieses Thema in allen Variationen kannte, hörte kaum noch hin. Allmählich fielen ihm die Augen zu, und er träumte von der Heimat — — —

* * *

Aus dem dunklen Schoß der ungeheuren Wälder, die die Landschaft Meatu von der Serengetisteppe trennten, traten gegen Mitternacht zwei schattengleiche Gestalten in die Lichtung, die am Saum Uluviras gerodet war. Eben stand das Südliche Kreuz senkrecht am Himmel. Eilend schritten sie durch die riesige Schlucht, die aus dem Urwalde in die Hirsefelder führte, und näherten sich der Ansiedlung.

„Habari gani? Was ist denn hier los?" fragten sie einen Eingeborenen in der Nähe der Karawanserei, als sie die zahlreichen Feuer lodern sahen und das Leben und Treiben der vielen Hunderte von Trägern in dem sonst so stillen Winkel hörten. Die großen Viehkarawanen, die vor dem Kriege hier lagerten, wenn sie von Ussukuma nach dem Kilimandscharo zogen, kamen nicht mehr durch.

„Die Wengereza sind da und ziehen mit einer großen Anzahl von Trägern in die Serengeti!" antwortete der Mann.

„Da können wir gleich unseren Bakhshishi verdienen!" sagte der eine der beiden Ankömmlinge zu seinem Gefährten. „Komm, Muhammadi, wir wollen sofort mit dem Bwana Mkubwa der Wazungu[1]) reden und ihm mitteilen, was wir gesehen haben!"

„Ndio, Misambo!" stimmte der andere zu. „Wir werden uns einen schönen Lohn verdienen!"

Sie traten in den weiten Hof und mischten sich unter die Träger.

„Wo sind die Wengereza?" fragten sie.

„Dort oben zwischen den Felsen schlafen die Weißen, links zur Seite die schwarzen Askari!" antwortete man ihnen.

Eben kamen Hassan und Aden die Höhe herabgeschritten, um im Hofe nach dem Rechten zu sehen. Mirambo wollte sie gerade anrufen und nach dem Bwana Mkubwa fragen, als ihn sein Gefährte mit allen Zeichen des Schreckens am Arme zurückriß und in den Schatten einer Hütte zog.

„Wadachi!" raunte er, atemlos vor Entsetzen. „Hapana Wengereza! Wadachi ya msituni! Wamekwisha kudanganya watu wetu! Es sind Deutsche, keine Engländer! Die Deutschen aus dem Serengetiurwalde, die wir kennen! Sie haben unsere Leute überlistet!"

Jetzt erkannte auch der andere die beiden Somali, die er im Lager der Deutschen gesehen hatte. Vorsichtig wie schleichende Raubtiere pirschten die Schwarzen sich, um ganz sicher zu sein, im Schatten der Felswände an die Lagerstätte der Europäer heran. Ein einziger Blick genügte. Den Führer der Weißen mit seinen hellen Haaren und den alten Reiter mit dem wilden Barte hatten sie auf der Stelle wiedererkannt. Behutsam zogen sie sich zurück, der Feuerwaffen der Deutschen eingedenk.

Unten im Hofe mischten sie sich unauffällig unter eine große Trägergruppe, die noch am Feuer plauderte. Wenige Augenblicke später kannte jeder ihre Schreckenskunde.

---

[1]) Europäer.

„Unmöglich!" flüsterte einer der Lagernden. „Der Sultan hat mit ihnen gesprochen, ebenso alle Mwanangwa! Es sind Wengereza!"

„Es sind Wadachi und keine Wengereza!" beharrte Muhammadi. „Wir kennen sie genau. Wir waren am Nyarasasee, um Salz zu holen, als einige ihrer Reiter uns sahen und mitnahmen. Wir kennen ihr Lager. Sie halten dort viele Leute aus Iramba in Ketten gefangen. Als Sklaven müssen die jetzt für sie arbeiten. Als wir das sahen, haben wir uns gefürchtet und wollten auf der Stelle fliehen. Die ersten Tage war es unmöglich, wir wurden zu scharf bewacht. Später ritt der Bwana Mkubwa der Wadachi, der jetzt dort oben liegt, mit vielen seiner Leute nach Mkalama, weil wir ihm gesagt hatten, die Wadachi seien noch in Mkalama. Nun ist er nicht nach Mkalama geritten, sondern hierher nach Meatu gekommen. Wenige Tage nach seinem Abmarsch aus dem Urwaldlager in der Serengeti gelang uns die Flucht, und wir eilten hierher. Eben sind wir angekommen. Flieht, sonst machen euch die Wadachi alle zu Sklaven im Urwalde, wie sie die Irambaleute zu Sklaven gemacht haben!"

Mirambo und Muhammadi standen auf und schlichen unbemerkt aus der Karawanserei heraus. Sie hatten ihr Werk getan.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich in wenigen Minuten das unfaßliche Gerücht, daß die „Wengereza" gar keine Wengereza seien, vielmehr Wadachi, die Sklaven fangen wollten. „Rette sich, wer kann!" wurde die allgemeine Parole. Freilich, in offener Flucht durfte man nicht aus der Karawanserei herausstürmen; der Posten, den die Wadachi aufgestellt hatten, würde den allgemeinen Aufbruch merken und mit dem ersten Schuß alle anderen Askari und Wazungu alarmieren. Entfernte man sich ganz unauffällig in kleineren Trupps, so mußte die Flucht viel leichter gelingen.

Schon gingen die ersten Gruppen ganz harmlos, als wollten sie Wasser schöpfen oder eben austreten, aus der Palisadeneinfriedigung. Ehe der von den vielen Nachtwachen der letzten Zeit abstrapazierte Posten aus seinem stumpfen Dahinbrüten erwachte, hatten mehrere hundert Träger das Weite gesucht.

Auf seinen Alarmruf sprangen sofort alle Reiter auf. Ein Wort genügte, sie über die Sachlage aufzuklären. Im nächsten Moment waren alle Ausgänge der Karawanserei besetzt. Den Leuten, die noch innerhalb der Palisaden weilten, wurde die Flucht unmöglich.

„Die Askari bleiben sämtlich wach und halten die Träger im Auge!" kommandierte der Führer. „Innerhalb des Hofes besetzen die Posten die Ausgänge. Draußen patrouillieren die übrigen an der Umzäunung entlang.

Den Trägern ist bekanntzugeben, daß auf jeden, der zu fliehen versucht, sofort geschossen wird!"

* *
*

Sobald es hell wurde, erfolgte der Aufbruch. Rund zweihundert Träger waren noch zur Stelle. Niemand hatte einen weiteren Fluchtversuch gewagt.

Gegen dreihundert Lasten blieben am Boden stehen, für die keine Leute da waren. Unter diesen Umständen mußte man sie zu aller Leidwesen zurücklassen. Wo einzelne Lasten eine Vermehrung des Gewichts gestatteten, schütteten die Askari noch so viel zu, wie sich eben tragen ließ. Sämtliche Erdnüsse nahm man mit, auch so viel gemahlenes Mehl wie möglich.

Der alte Reiter hatte sich einen riesigen Kochtopf der Eingeborenen in den Sattel reichen lassen und stützte ihn mit der Rechten, während er dahinritt. Ein paar gefällige Askari erboten sich sofort, ihn zu tragen, doch lehnte er ihr Anerbieten ab.

„Nanu, was haben Sie sich denn da aufgepackt?" lachte der Führer, als er ihn ankommen sah. „Da steckt ja noch ein zweiter Topf kleineren Formats, ja sogar ein dritter in dem ersten! Sie wollen sich wohl eine ganze Kücheneinrichtung zulegen?"

„Ich habe im Lager keinen vernünftigen Kochtopf, um die Bouillon für den Kranken zu kochen!" erklärte der Alte. „Mir selber würde das am Spieße gebratene Fleisch genügen, allein mein Patient verträgt nichts anderes als die Fleischbrühe. Will ich ihn am Leben erhalten, so muß ich die Möglichkeit haben, eine ordentliche Knochensuppe zu kochen!"

„Lassen Sie die Töpfe doch von einem der Träger tragen! Auf eine Last mehr oder weniger kommt es jetzt auch nicht mehr an!"

„Ich danke gehorsamst für das freundliche Angebot, allein der Träger könnte in einem unbewachten Augenblick ausreißen, und dann wäre meine Freude dahin. Die Askari boten sich schon an; ich fürchtete aber, sie könnten ihn fallen lassen, und trage die Last darum lieber selbst. So weiß ich wenigstens, daß ich sie heil ins Lager bringe!"

„Des Menschen Wille ist sein Himmelreich!" erwiderte der Führer und setzte sein Pferd in Trab, um weiter nach vorn zu reiten. „Achten Sie übrigens darauf, daß keine Leute unterwegs ausreißen! Wer ausreißt, wird niedergeschossen! Das böse Beispiel steckt an und gefährdet den ganzen Transport, wenn die Strafe nicht auf dem Fuße folgt!"

Der lange Tübinger wurde an die Spitze beordert. Die übrigen Reiter verteilte der Führer über die ganze Karawane.

Es war ein schwüler Tag. Kein Windstoß fuhr durch die dumpfe Halle des Urwaldes, der eine kurze Strecke hinter Uluvira begann. Im Gänsemarsch zogen die Träger hintereinander her. Bei den vielen Schlangenwindungen des Weges war die schärfste Aufsicht geboten.

Zwischen zwanzig und dreißig Weiber waren im Zuge. Sie trugen Lasten, die ihren Kräften angemessen waren, und zeigten keine Spur von Ermüdung. Mehrere Männer fielen nach einigen Stunden ab. Askari blieben bei ihnen stehen, bis sie sich erholt hatten, und brachten sie am nächsten Rastort wieder heran.

Die anfänglich straffe Marschordnung lockerte sich mit der Zeit etwas. Die Spitze war zu schnell marschiert, die Mitte auseinandergerissen.

Plötzlich sah Konrad vom Ende des Zuges her ein paar Kerle, die sehr schlapp marschiert waren, ihre Lasten unauffällig hinsetzen, als ob sie einen Augenblick verschnaufen wollten, und dann mit einem jähen Seitensprung ausreißen. Die Gelegenheit war günstig. Ehe die nächsten Askari schießen konnten, waren sie im Busch verschwunden. Die hinterdrein gesandten Kugeln taten ihnen keinen Schaden mehr.

„Nehmt euch in acht, ihr Leute!" rief der Graubart. „Es ist euch gesagt worden, daß ihr am Steinfluß bereits entlassen werdet; was hat es da für einen Zweck, wegen der wenigen Stunden Marsches das Leben zu riskieren? Hütet euch, die nächste Kugel trifft!"

Die Schwarzen schlugen die Mahnung in den Wind. Sie mochten nicht glauben, daß sie tatsächlich schon nach einem Marsch von sechs bis acht Stunden entlassen würden. Eine halbe Stunde später warf einer der Kerle dicht vor Konrad seinen Korb mit Mehl auf die Erde und sprang in die Büsche. Die Kugeln der Askari trafen ihn nicht.

Der alte Reiter stieg von seinem Gaule und befestigte seine Töpfe mit starken Stricken am Sattel. Zu Fuß setzte er den Marsch fort, entschlossen, den nächsten Kerl ohne weiteres zu erschießen. Auf dem Marsch von Sekenke nach dem Nyarasasee hatte er das Niederknallen der Träger in der schärfsten Weise mißbilligt, da es die eigenen Leute waren, die in Ausführung der ihnen von der Obrigkeit gegebenen Befehle sich gehorsam zum Dienst gestellt hatten. Diese Meatuleute waren längst gegen die deutsche Herrschaft auffässig geworden und in diesem Falle auch nur gekommen, weil sie englische Befehle auszuführen geglaubt hatten. Schonung war hier gar nicht am Platze.

Eine Viertelstunde später knallte am Ende des Zuges ein Schuß. In

einer Senke des Waldes, die zehn Minuten weiter vorn lag, hielt der Führer mit seiner Ordonnanz.

„Waren Sie das?" fragte er.

„Ich war es!" antwortete der alte Reiter.

„Getroffen?"

„Jawohl!"

Schweigend ritten sie weiter.

Nach einer Stunde wurde erneut gerastet.

„Konrad hat seine Strecke um einen vermehrt!" sagte der Patrouillenführer zu den beiden anderen Europäern.

Den alten Reiter würgte es in der Kehle. Er sagte kein Wort, warf aber dem Sprecher einen Blick zu, vor dem dieser die Augen niederschlug.

* *
*

„Mto ya mawe wapi? Wo ist der Steinfluß?" fragte der Führer den an der Spitze marschierenden Eingeborenen aus Meatu, der als Wegekundiger mitgekommen war, die Richtung aber anscheinend verloren hatte. Man war eine Stunde weitermarschiert, aber der Fluß, den man nach den Angaben längst hätte erreichen müssen, kam immer noch nicht in Sicht.

„Tutafika, Bwana Mkubwa, tutafika! Wir werden hingelangen, Großer Herr, wir werden hinkommen!" stammelte der Mann und starrte zitternd den Weißen an, der ihn von seinem mächtigen Pferde her anfunkelte.

Im nächsten Augenblick hatte der Schwarze ein paar wuchtige Hiebe mit der Reitpeitsche im Gesicht und auf den Schultern sitzen. Der Führer spornte seinen Hengst zu einem gewaltigen Satze an und sprengte auf den Mann ein; dieser stürzte zu Boden und entging nur wie durch ein Wunder den schmetternden Hufen. Der lange Tübinger, der den Vorfall mit ansah, hätte keinen Heller mehr für das Leben des Eingeborenen gegeben.

„Wenn wir nicht bald da sind, wirst du fünfzig Hiebe mit dem Kiboko bekommen!" schrie der Patrouillenführer. „Warte nur, mein Freundchen, dir werde ich den Steinfluß eintränken, daß du ihn nie vergissest!"

Zum Glück für den Schwarzen tauchte im nächsten Augenblick eine Baumgruppe auf, an der er sich sofort zu orientieren vermochte. „Wir sind gleich da!" sagte er triumphierend.

Wenige Minuten später kam der Führer, der die Karawane entlang nach rückwärts gesprengt war, in rasendem Tempo von seiner Inspektion wieder nach vorn galoppiert.

„Wo sind die Zelte? Wo sind die Zelte?" hörte ihn der lange Tübinger schreien.

„Zelte?" fragte dieser erstaunt. „Ich habe keine Zelte gesehen!"

„Die Eingeborenen haben doch gesagt, es seien Zelte zu sehen? Die Engländer müssen hier lauern!"

Der bedächtige Schwabe starrte in das Antlitz des Patrouillenführers und erkannte die ihm wohlbekannten Symptome einer Nervosität, die sich nicht mehr zu beherrschen wußte.

„Nichts ist zu sehen, gar nichts!" sagte er treuherzig. „In diesem Walde dürfte weit und breit kein Engländer anzutreffen sein!"

„Dann haben mich die verfluchten Halunken getäuscht!" sagte der Patrouillenführer und riß sich zusammen. Der Nervenkrampf schwand. Das Blut verteilte sich wieder gleichmäßig in seinen Gliedern.

Wenige Minuten später wurde der „Mto ya mawe" erreicht, ein kleiner Fluß, der mitten durch den Urwald dahinmurmelte und zur Zeit nur so viel Wasser mit sich führte, daß man ihn bequem durchschreiten konnte.

„Rechtsum!" kommandierte der Führer, nachdem er mit seiner Leibordonnanz einen Pfad durch die Dschungeln ausfindig gemacht hatte.

Die Karawane verließ den Weg, der Ussukuma mit dem Kilimandscharogebiet verband, und schlängelte sich eine halbe Stunde durch unwegsames Dickicht, bis ein passender Rastplatz gefunden war.

„Mizigo chini! Die Lasten nieder!" erscholl der Befehl.

Erlöst setzten die Träger ihre Körbe und Säcke hin. Die Reiter sattelten ab. Zehn Minuten später brannten die Lagerfeuer.

Konrad hatte sich neben dem langen Tübinger unter einer mächtigen Baumgruppe niedergelassen. In der Nähe lag Unteroffizier Simon, etwas weiter rechts der Führer.

In der Nacht fuhren Konrad und der Schwabe infolge eines plötzlichen Lärms jäh aus dem tiefsten Schlafe empor. In wilder Panik liefen die Träger durcheinander, ohne einen Laut zu äußern. Eben erhob sich auch Simon. Der Platz des Führers war leer.

Wenige Sekunden später erscholl zorniges Geschrei der Askari, die die Wassukuma in die Mitte der Lichtung trieben. Dann wurde es wieder still.

„Was ist los, Chemani?" fragte Konrad einen der schwarzen Reiter, der eben vorüberging.

„Ein Löwe hat die Buschneger erschreckt, Herr!" erwiderte der Askari lachend. „Er wollte einen von ihnen schnappen, wurde aber noch rechtzeitig verjagt. Die Leute haben sich schon wieder beruhigt!"

Das ganze Lager war längst über die Ursache der mitternächtigen Störung aufgeklärt und zur Ruhe übergegangen, als der Patrouillenführer aus einer Richtung, in der ihn keiner vermutet hätte, ganz allein angeschlichen kam.

„Was ist los? Was ist los?" fragte er.

„Löwenalarm!" antwortete der Tübinger.

„Ach so! Ach so!" rief der Führer aufatmend. „Ich dachte, die Engländer wären da!"

Er begab sich wieder an seinen Lagerplatz und legte sich nieder. Die Nacht verstrich ohne weiteren Zwischenfall.

* * *

Am nächsten Morgen wurden die Träger zusammengetrommelt. Der Patrouillenführer trat in ihre Mitte.

„Ihr wißt, daß über die Hälfte unserer Lasten in Uluvira zurückgeblieben ist!" begann er. „Wären auch die anderen Träger mitgekommen, so hättet ihr jetzt alle entlassen werden können. Nun geht das nicht. Sämtliche Weiber bleiben hier, außerdem ein Mwanangwa. Die anderen können heimkehren. Wenn die übrigen Lasten aus Uluvira nachgebracht werden, geben wir auch die Weiber und den Mwanangwa frei! Habt ihr verstanden?"

„Ndio, Bwana!" antworteten die Wassukuma. Zwei Minuten später waren sie aus dem Gesichtskreis verschwunden. Mit dem stumpfen Ausdruck völliger Ergebung in ihr Schicksal setzten sich die Frauen und der Mwanangwa auf den Boden und harrten, was weiter über sie verfügt würde.

„Unteroffizier Schmid!" wandte sich der Führer an den langen Tübinger. „Sie bleiben mit Unteroffizier Simon hier an Ort und Stelle, bewachen die Gefangenen und bringen die Lasten in einem geeigneten Versteck in der Nähe unter. Sämtliche Askari mit Ausnahme meiner Ordonnanz lasse ich Ihnen hier. In einigen Tagen sende ich Ihnen Ablösung. Falls die Lasten aus Uluvira noch nachgeliefert werden, so lassen Sie die Gefangenen frei. Im anderen Falle behalte ich mir meine Entscheidung vor. Ich selbst kehre mit Konrad und Hassan in das Lager zurück!"

* * *

Eine halbe Stunde später war der Patrouillenführer mit den beiden Reitern auf dem Heimwege begriffen. Er schlug den Weg mitten durch die pfadlosen Wälder ein.

„Ich hätte die Träger noch eine Tagereise weiter mitnehmen können!" sagte er. „Es schien mir aber richtiger, sie nicht allzu nahe an das Lager heranzubringen. Der eine oder andere wird sicher später die Engländer führen müssen, und da ist es schon besser, ich lasse sie so weit wie möglich zurück. Den Abtransport des Proviants kann ich nach und nach durch unsere Kettengefangenen besorgen lassen!"

Der Heimritt führte anfänglich durch wildverschlungenes, vielfach morastiges und völlig unübersichtliches Gelände. Die für Ussukuma charakteristischen seltsamen Felsgebilde durchsetzten auch die Grenzwälder. Zahllose Trockenschluchten folgten. Öde Dornbüsche mußten durchquert werden. Weite Umwege wurden nötig. Man verritt sich und fand erst nach manchem Kreuz- und Quermarsch sich glücklich wieder zurecht. Ehe die Sonne sank, kamen bekannte Gegenden in Sicht.

„Gleich sind wir da!" sagte der Führer. „Was denkst du, Hassan, werden die Wassukuma ihre Weiber und ihren Mwanangwa einlösen?"

Der Somali wiegte bedächtig sein Haupt.

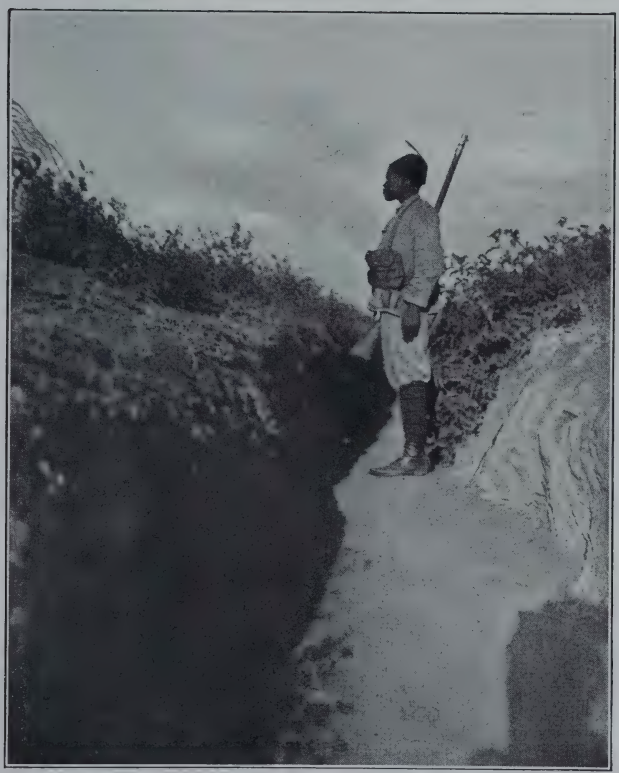
„Ich weiß es nicht, Großer Herr! Weiber gibt es genug in Ussukuma. Alle zurückgebliebenen Lasten wird man sicher nicht anbringen. Die Zahl der Lasten, die wir noch bekommen, richtet sich nach der Zahl der Weiber, die wir in Händen haben. Die meisten Männer werden froh sein, daß sie uns entwischt sind, und nicht daran denken, sich zum zweiten Male der Gefahr auszusetzen. Nur diejenigen werden wiederkommen, die ihre Frauen ganz besonders gern haben. Ob das viele sind, müssen wir abwarten. Etwa dreißig Frauen sind in unserer Gewalt. Es sind junge und schöne darunter, die werden sicher geholt werden, die alten und häßlichen nicht. Nur ihre eigenen Männer haben Interesse an ihnen, die anderen schwerlich. Um den Mwanangwa werden sich nicht viele Leute kümmern. Es wird eben ein anderer Mwanangwa, wenn dieser nicht wiederkommt!"

„Ich bin auf den Ausgang gespannt!" sagte der Führer.

Eben kam das Bachbett in Sicht, an dem das Lager erbaut war.

„Was ich noch sagen wollte, Konrad," wandte er sich an den alten Reiter, „Sie haben mir versprochen, mit allen Kräften mich zu unterstützen, damit wir uns halten können; ich wollte Ihnen dafür in der Behandlung der Schwarzen mehr zu Willen sein, was ich auch bestimmt tun werde. Eins aber müssen Sie mir gestatten: die beiden Eingeborenen, die der Paläſtinenser und der Schiffszimmermann neulich vom Nyarasasee mitgebracht haben, lasse ich abstechen; früher oder später verraten sie das Lager. Es wird gar kein Aufsehen entstehen. Die Askari können die beiden Kerle

Askari der Achten Reiter.



Askari-Posten.

Reiter der Achten in ihrer Hütte (links: Streeder).

Longidoberg (Südwasser).

ganz heimlich um die Ecke bringen! Ich weiß mir sonst nicht zu helfen!"

„Ich kann mich damit nicht einverstanden erklären, ebensowenig wie in dem früheren Falle!" erklärte der alte Reiter. „Die beiden Eingeborenen sind gutgläubig mitgekommen, wie ich schon neulich betonte. Sie haben uns die volle Wahrheit gesagt, denn damals war Mkalama noch in unserer Hand. Es wäre also unter keinen Umständen zu rechtfertigen, wollten wir die Leute ums Leben bringen!"

„Dann müssen wir sie im Lager behalten, solange wir hier sind!" antwortete der Führer. „Ich sehe keine andere Möglichkeit, die Gefahr abzuwenden!"

* * *

Der kranke Theodor hatte eine besonders schlechte Nacht gehabt. Das Gebrüll der Löwen, die den Viehkral umlauerten, war ausnahmsweise nicht zu hören gewesen. Um so frecher hatten die Hyänen sich aufgeführt, die nicht bloß, wie allnächtlich, den nahen Schlachtplatz nach Knochenüberresten absuchten, sondern bereits die Hütten der Europäer umschlichen, um zu stehlen, was sich nur beißen ließ, Lederriemen und Schuhe, Sattelzeug und Felle. Daß sie noch nicht durch die offene Veranda bis an das Bett des Kranken vorgedrungen waren, blieb erstaunlich.

Kurz vor der Morgendämmerung hatte ihn das Grunzen des Leoparden, wie so oft, aus unruhigem Halbschlaf geweckt. Der gefleckte Räuber strich durch die nahen Büsche, in deren Zweigen die Hühner schliefen. Zum Glück saß das Federvieh so hoch, daß es auch durch den mächtigsten Sprung nicht zu erreichen war; niemals wählte es einen Baum, immer nur das leichteste, dünnste Geäst, das kein Gewicht vertrug.

Das Gebrüll der Raubtiere verstummte, als der Tag anbrach. Die Sonne vermochte mit ihren glühenden Pfeilen nicht durch das schützende Grasdach zu dringen, aber eine unerträgliche Schwüle erfüllte den Schlafraum in seiner ganzen Ausdehnung und verbreitete eine traurige Melancholie um das Bett des Kranken. Mehr als einmal hatte er das Ende aller Leiden herbeigesehnt. Weil er die Hoffnung begraben hatte, galt ihm das Leben nicht mehr viel.

Ereignislos ging der Tag dahin. Die Sonne sank, und der Kranke machte sich wieder auf das Konzert der Raubtiere gefaßt. Eben war der kleine Schwabe gegangen, der es heute eiliger zu haben schien als sonst. Sein Besuch und der des Palästinensers bildeten die einzige Abwechslung in der Monotonie der Tagesstunden.

Plötzlich hörte er Hufgetrappel und laute Rufe. Eine halbe Minute später fiel ein Schatten in den Verandaeingang.

„Vater!“ rief der Kranke. „Endlich!“

„Endlich!“ wiederholte der alte Reiter und drückte die Hand des Jungen, daß dieser am liebsten laut aufgeschrien hätte. „Es hat länger gedauert, als ich selbst ursprünglich annahm. Mkalama war vom Feinde gerade besetzt worden. Da sind wir nach Meatu geritten und haben Proviant geholt. Schau nur, für dich ist auch etwas abgefallen!“

Der Kranke mußte trotz seiner grauen Sorgen lächeln, als er den Alten mit einem riesigen schwarzen Kochtopf im linken Arm gewahrte.

„Da hast du dich ja ordentlich abgeschleppt!“ rief er. „Daß du den unversehrt hierhertransportiert hast, ist in der Tat ein Wunder!“

„Schau nur erst, was drin ist!“ schmunzelte der Ankömmling und hielt ihm den Topf unter die Nase.

„Erdnüsse!“ jubelte der Junge. „Nein, ist das eine Freude! Und ein paar kleinere Töpfe stecken noch in dem großen!“

„Jetzt kann ich dir wenigstens eine richtige Marksuppe kochen!“ triumphierte Konrad. „In diesem Topf verstauen wir den ganzen Oberschenkel eines Ochsen. Wenn du dann nicht gesund wirst, ist dir wirklich nicht zu helfen! Aber öffne einmal das kleine Beutelchen, das unter den Erdnüssen liegt!“

„Zucker? Ei der Tausend! Wie kommst du denn daran?“

„Und hier ist etwas, das du nicht weniger begrüßen wirst!“ sagte der Graubart und wies den Salzbeutel des Mwallimu vor. „Es ist zwar kein europäisches Salz, aber immerhin eine andere Sorte, als Albert neulich vom Nyarasa mitbrachte. Ich habe es gekostet, es ist ein ganz annehmbarer Ersatz, besser, als ich dachte! Nun aber sage, wie hast du dir die Zeit vertrieben?“

„In der Nacht hat es an Abwechslung nicht gefehlt, wie du dir denken kannst!“ lächelte der Kranke. „Da war ständig Konzert. Bei Tage habe ich, wenn ich einigermaßen wohl war, in den Büchern herumgeschmökert, die wir aus Oberiramba und aus Sekenke mitgebracht haben!“

„Und was war es im einzelnen, wenn ich fragen darf?“

„Mommsen, Römische Geschichte, Curtius, Griechische Geschichte und Peters, Die Gründung von Deutsch-Ostafrika. Besonders das letztere hat mich ganz außerordentlich gefesselt. ‚Mit Geheimräten ist keine Kolonialpolitik zu treiben!‘ Den Satz habe ich mir gemerkt. Mein Gott, was für

Schwierigkeiten hat man dem Manne in den Weg gelegt, der uns die Kolonie gewinnen wollte! Das ist ja gar nicht zu glauben!"

Der Alte lächelte. „Es freut mich, daß du das Buch einmal gelesen hast, mein Junge, es ist in mehr als einer Beziehung lehrreich; wir sprechen noch einmal ausführlich darüber! Wenn du die Geschichte der Griechen eingehender studiert hast, werden dir die Parallelen zu unserer eigenen Geschichte aufgefallen sein, über die ich so oft mit dir sprach. Daß du dich überhaupt noch geistig beschäftigen konntest, ist ein sehr gutes Zeichen, das mich wieder aufatmen läßt. Und im Lager ist alles in Ordnung? Sind Europäer und Askari sämtlich gesund?"

„Den meisten geht es besser, soweit ich bei den Besuchen erfuhr. Friedrich Wilhelm Siedentopf ist übrigens auch wieder angekommen. Denke dir, kurz nachdem er sich von euch getrennt hatte, sind ihm alle seine Träger ausgerissen. Seltsamerweise ist nach drei oder vier Stunden einer wieder zu ihm gestoßen, ein Mann namens Kifaru. Du wirst dich seiner erinnern, es war ein auffallend starker Neger, einer von den Kettengefangenen, die damals so schwer bestraft worden sind. Wahrscheinlich hat er die andern unterwegs verloren oder nicht so schnell laufen können wie sie, weil seine Wunden noch nicht ganz geheilt waren. Ohne Zweifel fürchtete er sich, allein den Weg durch die Wildnis zu wagen, und zog es vor, sich wieder bei Friedrich Wilhelm einzufinden. Sonst ist nichts Neues zu melden. Richtig, die beiden Salzsucher, die Albert und der Schiffszimmermann vom Nyarasasee mitgebracht hatten, sind vor einigen Tagen ausgerissen, Mirambo und Muhammadi, deren Bericht euch zu dem Ritt nach Mkalama veranlaßte!"

„Gott sei Dank, daß sie fort sind!" sagte der Graubart. „Der Führer war schwer geladen auf sie. Er besorgte, sie könnten ausreißen und den Engländern das Lager verraten. Ich glaube das nicht. Was macht es übrigens aus, wenn sie es tun? Ewig können wir doch nicht hier in der Einöde sitzenbleiben! Wenn die Engländer wirklich kommen sollten, so werden wir sie wohl noch rechtzeitig genug merken. Es ist schon besser, daß es zum Kampfe und zur Entscheidung kommt, als daß wir tatenlos hier sitzen. Ehe der Führer sich entschließt, sie aufzusuchen, ist der Krieg zu Ende oder die meisten von uns sind felddienstunfähig geworden. Er mag den guten Willen haben, aber seine Angst ist zu groß!"

* * *

Der Patrouillenführer war rasend vor Wut, daß die beiden Salzsucher aus dem Lager entwichen waren. Sein Zorn richtete sich vornehmlich gegen den Vizefeldwebel, der während seiner Abwesenheit das Kommando gehabt hatte. Dieser meinte, er habe mehr zu tun gehabt als nur die beiden Schwarzen zu beaufsichtigen; die Hauptschuld träfe die Askari, die nicht aufgepaßt hätten. Die Askari wiederum beriefen sich darauf, Mirambo und sein Gefährte hätten frei im Lager umhergehen dürfen und darum leicht eine Gelegenheit zur Flucht gefunden; es läge nicht an ihnen, daß die beiden nicht an die Kette gekommen seien.

Der Führer hätte am liebsten sofort das Lager aufgegeben und an irgendeiner anderen Stelle des Nyarasa-Randgebirges neue Befestigungen angelegt. Er begann davon zu sprechen, fand aber bei den Europäern so wenig Gegenliebe mit seinem Vorschlag, daß er fürchtete, die ganze Patrouille gehe aus dem Leim. Niemand mochte den Gedanken ins Auge fassen, sich erneut auf Monate hinaus mit Festungsbau beschäftigen zu müssen. So blieb man. Alle Mannschaften waren überzeugt, die beiden Salzsucher würden froh sein, ihrer gewohnten Lebensweise nachgehen zu können, statt sich den Engländern zu schwerem und undankbarem Frondienst zu verkaufen.

Im Gegensatz zu seinen Leuten fühlte sich der Patrouillenführer keine Stunde mehr im Lager sicher. Nachts fand er keinen Schlaf; bei dem unbedeutendsten Geräusch kam er aus seiner Höhle herausgestürzt und glaubte, der Feind sei da.

Seine Schlaflosigkeit steigerte seine Nervosität. Unter den aus Sekenke mitgebrachten Medikamenten befanden sich eine Menge Schlaf- und Betäubungsmittel, vornehmlich Veronal, aber auch Morphium. Bisher schon hatte er zu diesen Mitteln seine Zuflucht öfter, als gut war, genommen. Von nun an machte er einen noch stärkeren Gebrauch davon. Aber ungeachtet aller Dosen fand er keinen Schlummer.

* * *

Von dem langen Tübinger, der mit Simon am Steinfluß geblieben war, traf ein Askari mit Nachricht ein. Ihr zufolge waren einzelne Leute aus Uluvira sehr bald mit Lasten eingetroffen und hatten die eigenen Weiber eingetauscht; letzthin war niemand mehr erschienen. Der Schwabe fragte an, was mit den nicht ausgelösten Weibern und dem Mwanangwa geschehen solle. Es seien doch unnütze Esser; ob es nicht besser sei, sie alle laufen zu lassen?

Die Anfrage war durchaus berechtigt. Mit den Proviantlasten mußte

man vorsorglich umgehen, da eine zweite Gelegenheit zur Herbeischaffung von Lebensmitteln so leicht nicht wiederkehrte. Zudem empfahl es sich, die Europäer im Lager besser zu verpflegen, wenn sie überhaupt noch verwendungsfähig bleiben sollten. Bisher war ihre Tagesration auf einen einzigen Feldflaschenbecher voll Hirsemehl beschränkt gewesen. Sie murrten nicht wenig darüber und beneideten des Führers stattlichen Hengst; der Schimmel bekam täglich sechzehn Becher Hirsekorn. Infolge der neu eingetroffenen Verpflegung durften alle Reiter eine Erhöhung ihrer Rationen billig erwarten.

Im Grashause des alten Reiters erschien wenige Stunden später der Vizefeldwebel. Der kleine Schwabe war heute in beträchtlicher Aufregung. Hastig begrüßte er Vater und Sohn.

„Ich komme, um mich zu verabschieden!" sagte er. „Ich habe den Befehl erhalten, nach dem Steinfluß zu marschieren und Schmid und Simon abzulösen. Meine Askari machen sich eben fertig. Es ist nicht anzunehmen, daß noch weitere Verpflegung von Meatu nachgebracht wird. Den Mwanangwa soll ich aufhängen und die Weiber laufen lassen!"

„Den Mwanangwa sollen Sie aufhängen? Und warum?"

„Als warnendes Beispiel für die Landschaft Meatu!"

„Und werden Sie den Befehl ausführen?"

„Was soll ich machen? Befehl ist Befehl!"

„Der Mann hat nichts verbrochen! Daran, daß die Träger in Uluvira ausgerissen sind, trägt er unseres Wissens keine Schuld. Und diesen ganz unschuldigen Mann wollen Sie wirklich aufhängen?"

„Die Verantwortung trägt der Führer! Gegen einen dienstlichen Befehl kann ich mich nicht auflehnen! Meinen Sie, ich hätte Lust, mich später vor ein Kriegsgericht stellen zu lassen? Natürlich hänge ich den Kerl auf! Ich werde mich doch nicht seinetwegen unglücklich machen!"

„Der Befehl betrifft ein Verbrechen, das Ihnen zugemutet wird, und einen solchen Befehl brauchen Sie nicht auszuführen!"

„Wenn der Führer eine militärische Notwendigkeit in der Hinrichtung des Mwanangwa sieht, so habe ich nicht viel Aussicht, daß ich ihm die Tat später einmal als Verbrechen nachweise! Das Kriegsgericht könnte anderer Meinung sein als Sie, Herr Konrad!"

„Ich werde selbst mit dem Führer über die Sache reden und ihm meine Ansicht auseinandersetzen!" erklärte der alte Reiter. „Merken Sie sich aber, was ich Ihnen sage: Auch für den Fall, daß der Befehl nicht zurückgenommen wird, sage ich Ihnen hiermit, daß Sie ihn auf keinen Fall ausführen

dürfen! Sie sind Offizieraspirant. Sie wissen, daß ich selbst alter Offizier bin, wenn ich auch zur Zeit nur als einfacher Kriegsfreiwilliger mich nützlich machen kann. Auf mein Wort wird man in Deutschland auch später noch hören. Ich werde Sie nach dem Kriege wegen Mordes anklagen, wenn Sie den Mwanangwa hinrichten, lassen Sie sich das gesagt sein! Offizier werden Sie dann auf keinen Fall!"

Betroffen hatte der Vizefeldwebel zugehört.

„Ich werde mir den Fall noch überlegen!" sagte er und verabschiedete sich.

Konrad begab sich zum Patrouillenführer und stellte ihm die Unausführbarkeit des Befehls vor. Er stieß auf taube Ohren.

„Meatu ist deutsches Gebiet, das der Feind vorübergehend besetzt hat!" lautete die Ansicht des Führers. „Die Eingeborenen haben sich dem Feinde angeschlossen und müssen dafür bestraft werden. Die Hinrichtung des Mwanangwa ist eine militärische Notwendigkeit, für die ich die volle Verantwortung auf mich nehme. Ich habe Ihnen versprochen, im allgemeinen den Eingeborenen gegenüber gelinder aufzutreten; das kann sich aber nur auf unsere eigenen Leute beziehen, nicht auf feindliche Elemente. Es ist zwecklos, daß wir über diesen Fall weiterreden! Haben Sie übrigens gehört, daß Kifaru dem Siedentopf entlaufen war, zusammen mit den übrigen Ausreißern? Dem Kerl werde ich fünfzig aufzählen lassen, er hat sie reichlich verdient! Daß er zurückkam, war sicher nicht freier Wille!"

„Der arme Teufel, der die furchtbaren Narben der letzten Züchtigung noch an seinem Leibe trägt, soll wieder die Flußpferdpeitsche bekommen? Das ist ganz ausgeschlossen! Wo bleibt da Ihr Versprechen?"

„Gut, da Sie mich daran erinnern, so will ich gegen Kifaru Milde walten lassen, um Ihretwillen; in der Sache des Mwanangwa aber bestehe ich auf meinem Befehl!"

* *
*

Der Alte kam ganz zerschlagen in die Grashütte zu seinem Patienten zurück und berichtete von seinem vergeblichen Gang.

„Am Ende läßt sich der Vizefeldwebel deine Worte zur Warnung dienen!" sagte Theodor. „Er weiß, daß du nicht mit dir spaßen lässest. Er ist ein Schwabe, das gibt mir Mut; die Art läßt sich vielleicht vorübergehend einschüchtern, aber niemals das Rückgrat brechen. Er wird den Mwanangwa laufen lassen, nachdem er sich den Fall reiflich überlegt hat! Tut er es nicht, so ist er mein Freund gewesen!"

„Ich möchte auch annehmen, daß die Untat nicht ausgeführt wird!"

meinte der Vater. „Schmid, den der Vizefeldwebel ablöst, ist ebenfalls Württemberger und wird ihn in meiner Auffassung bestärken. Er war ja mit mir in Meatu und weiß, daß der Mwanangwa unschuldig ist. Simon ist zwar ein gefügiges Werkzeug aller Launen des Führers, aber nicht aus Schlechtigkeit, sondern aus Furcht vor dem Kommiß! Gegen die beiden Schwaben kommt er nicht auf! Hoffen wir das Beste!"

Wenige Tage darauf kam Meldung vom Steinfluß. Der Vizefeldwebel berichtete, daß er ein ganz ausgezeichnetes Felsversteck für die Lasten gefunden habe und die Bergung der Vorräte die besten Fortschritte mache. Aus Uluvira seien keine Leute mehr gekommen, um ihre Weiber einzulösen. Infolgedessen habe er sämtliche Gefangenen freigelassen, einschließlich des Mwanangwa, von dessen Unschuld er sich in einem eingehenden Verhör überzeugt habe.

19. Im Ngoro-Ngoro-Krater

5. bis 15. November 1916

Konrad hatte den Führer von der Notwendigkeit überzeugt, eine größere Unternehmung in östlicher Richtung auszuführen. Sein Plan ging dahin, über Umbugwe auf Aruscha oder die Kilimandscharogegend vorzustoßen, wo der Feind sicher keinen Angriff erwartete, da die Gegend seit über einem halben Jahre von den Deutschen geräumt war.

Der Führer meinte, zuvor müsse der Ngoro-Ngoro-Krater erkundet werden, in dem die Engländer möglicherweise ein starkes Kommando postiert hätten.

Siedentopf, der in dem Kessel ansässig war, kam in erster Linie für diese Aufklärungspatrouille in Betracht; außerdem sollte der dicke Schleswig-Holsteiner Nissen mitreiten. Siedentopf erklärte, durch seine nervösen Kopfschmerzen verhindert zu sein; der Schleswig-Holsteiner meldete sich ebenfalls krank.

Damit die Patrouille überhaupt zustande kam, stellte sich Konrad freiwillig für die Erkundung zur Verfügung, beanspruchte aber das Kommando, weil der Führer nicht selbst mitritt. Er allein kannte von seinem früheren Jagdzug her die Gegend.

Dehnicke, der lange Unteroffizier von der Neunten, erklärte sich bereit, ihn zu begleiten. Schausch Hamsini, der erprobte Rangälteste der Askari, und Jua kali, der Mann aus Iramba, wurden ihnen zugeteilt. Am 5. November brachen sie auf.

„Die zehn Tage, die du bei mir weiltest, sind allzu schnell vergangen!" klagte Theodor, als der Vater Abschied nahm. „Nun kommt wieder die lange, einsame Zeit auf diesem endlosen Krankenlager. Wer weiß, ob mich nicht doch eines Tages der Leopard aus der Hütte holt, wenn du fort bist!"

„Ich kann dir hier weniger nützen, als wenn ich auf Patrouille reite!" meinte der alte Reiter. „Vielleicht bringe ich dir wieder eine Kleinigkeit mit wie das letztemal. Möglicherweise fällt mir eine Zeitung in die Hände,

und wir kommen mit einer tröstlichen Nachricht heim! Halte dich gut und verzage nicht, mein braver Junge!"

* * *

„Sind wir denn nicht bald da?" fragte Dehnicke drei Tage später.

„Wir haben noch einige Stunden zu reiten!" erwiderte Konrad. „Der Weg bietet aber keine Schwierigkeiten mehr, so daß wir unsern Marsch auch in der Dunkelheit fortsetzen können!"

„Es ist gar nicht mehr zum Aushalten hier oben auf der Höhe!" brummte der Gardereiter. „Ich friere wie ein Schneider! Hätten wir doch bloß einen Kognak!"

„Mir geht es nicht anders, ich zittere vor Kälte!" gab der Gefährte zu. „Zu etwas ist aber auch das Unglück gut! So reiten wir zur Nachtzeit über die offenen Hochalmen. Falls der Kessel besetzt ist, so steht bestimmt oben am Rande ein Posten, der uns bei Tage auf mehrere Kilometer Entfernung sähe. In der Dunkelheit kommen wir unentdeckt über die gefährliche Zone hinweg!"

Mehrere Stunden vergingen. Der Weg führte immer noch stark bergauf. Konrad war selbst erstaunt darüber. Längst hätte man seiner Erinnerung nach den Kraterrand erreichen müssen.

„Wir sind mitten im Ginster!" fluchte Dehnicke nach einer Weile. „Der Teufel hole diese Bescherung!"

Die Nacht war rabenschwarz. Dicker Nebel umhüllte seit geraumer Zeit die vier Reiter. Sie dachten an das Lager, das sie vor drei Tagen verlassen hatten, und an die gemütlichen Abendfeuer der Kameraden. Längst waren sie wegen der starken Steigung aus dem Sattel gesprungen. Dicht hintereinander kletterten sie, um sich nicht aus den Augen zu verlieren.

„Ich kann nicht mehr!" ächzte Konrad endlich. „Der Atem geht mir aus. Das Herz will nicht mehr mit. Diese Steigerei habe ich nicht in der Erinnerung. Wir klimmen hier ja eine Bergwand in die Höhe. Offenbar sind wir zu weit nach rechts gekommen und eben dabei, das Haupt des Oldeani zu ersteigen. Anders kann ich mir den Fall nicht erklären!"

„Wahrhaftig, hier vor mir taucht bereits Bambus auf!" rief Dehnicke. „Sie sagten doch, der Gipfel des Oldeani sei mit Bambuswäldern gekrönt!"

„Wir wollen absatteln!" entschied der Graubart. „Sicher werden wir höllisch frieren, wir sind hier etwa dreitausend Meter über dem Meeres-

spiegel, aber was bleibt uns übrig? In der stockfinstren Nacht brechen wir uns das Genick, ehe wir einen besseren Lagerplatz finden!"

* * *

Trotz der eisigen Temperatur fielen die Reiter in einen todähnlichen Schlaf.

Als sie erwachten, war es noch dunkel. Der Regen, in den sich gegen Morgen der Nebel auflöste, hatte sie aufgestört. Ihre Glieder schlotterten. An ein Wiedereinschlafen war nicht mehr zu denken. Leider wollte es nicht hell werden.

Als endlich doch die Sonne kam, sah man rundum nur Bambus und Urwaldstämme mit Flechtenbärten. Durch eine Lichtung schimmerte ein sanft ansteigender Gipfel, der nur eine geringe Höhe hatte. Es war der Berg Oldeani, 3188 Meter hoch.

„Wir können noch von Glück sagen, daß uns die Elefanten keinen Besuch abgestattet haben!" meinte Konrad. „In diesem Bambuswald sind sie zu Hause. Sie hätten uns das Eindringen in ihr Reich gewaltig krummgenommen, wie ich sie kenne!"

Der Abstieg dauerte ein paar Stunden. Im Schutze des Bambuswaldes und der Flechtenbäume kletterten sie vorsichtig nach unten.

„Von dieser Seite her erwartet uns kein Engländer!" sagte der alte Reiter. „Das ist wenigstens ein Vorteil!"

Plötzlich blieb er stehen und wies auf eine Lichtung im Bambus. Alle parierten die Tiere.

Über einen sanften Hang smaragdner Matten hinweg blitzte aus schwindelnder Tiefe herauf ein schneeweißer See, dessen Farbe stellenweise in rötlichen Alabasterflimmer überging. Ein schwarzer Wald umsäumte ihn links, nachtschwarz wie die Zypressen eines italienischen Kamposanto. Eben fielen die Strahlen der aufgehenden Sonne in diesen See, und sein klarer Spiegel wandelte sich in schmelzendes Erz. Das leuchtende Gestirn stand über einer schwindelnd abschüssigen Wand im Osten. Scharf hob sie sich ab; zu ihren Füßen brauten noch die Nebel. Diese Wand lief im Kreise auf das Haupt des Oldeani zu und bildete ein ungeheures Oval. Das Oval war das stolzeste Amphitheater Ostafrikas, das Naturparadies der Wildherden, der weltberühmte Krater, der größte im Hochlande der Riesenkrater, der Ngoro-Ngoro. Die kleinen schwarzen Punkte tief unten im Grunde, die wie schwarze Perlen leuchteten, waren die unzählbaren Gnus, die den Kessel bevölkerten. Der Hintergrund im Osten unter der Sonne, dort, wo die Nebel brauten, war

Laitokitok, in dessen Schatten Flußpferde in der Lagune den jungen Tag begrüßten. Der schimmernde See im Vordergrunde, der eben in rotglühendes Kupfer sich wandelte, war der Natronsee an der Farm Friedrich Wilhelm Siedentopfs. Diese selbst konnte man noch nicht sehen.

„Jetzt ist Vorsicht geboten!" erklärte der Alte, als der Fuß des Oldeani dort, wo er dem Hochplateau aufgesetzt war, erreicht wurde. Gerade gegenüber, am anderen Ende einer baumlosen Alm, begann die Kraterwand. „Wir vermeiden natürlich den Ritt über die offene Fläche und schlagen uns zunächst rechts in den Wald zu Füßen des Oldeani, um von dort aus erst einmal das Terrain auszukundschaften! Uns schräg gegenüber beginnt der Felspfad, der von der Höhe in den Kessel hinabklettert und dicht an der Farm die Sohle des Kraters erreicht. Wir wollen eine Strecke in den Wald hineinreiten und später von einer geschützten Stelle des Kraterrandes aus die Gebäude und ihre Umgebung in Augenschein nehmen!"

„Was ist denn dort drüben los?" rief zwanzig Minuten später der lange Dehnicke erstaunt aus und wies auf eine Stelle des Waldes, die einem verlassenen Gehöft nicht unähnlich sah. Auch der Alte stutzte.

„Sollten die Engländer hier vorzeiten einen Hinterhalt geplant haben?" meinte er verdutzt. „Auf alle Fälle müssen wir den Verhau da drüben untersuchen, ehe wir uns in den Krater hinabwagen. Wir wollen die Askari mit den Tieren hier zurücklassen und vorsichtig hinschleichen!"

Eine halbe Stunde später waren sich die beiden Reiter darüber klar, daß eine verlassene Zufluchtsstätte der Farmer des Ngoro-Ngoro-Kessels vor ihnen lag. Offenbar hatten die Ansiedler in irgendeiner Periode des Krieges sich in ihren Farmen unten im Krater nicht mehr sicher gefühlt und ihre Wohnhäuser mit einem Schlupfwinkel im tiefsten Dickicht des Urwaldes auf dem Hochplateau vertauscht, sei es aus Furcht vor den räuberischen Massai oder den Engländern selbst. Ihr Vieh oder zum mindesten einen Teil desselben hatten sie damals ebenfalls heraufgeholt. Eine Menge Geschirr fand sich in einer der Schutzhütten aufgestapelt.

„Hurra!" rief mit einem Male Konrad und wies dem Gefährten einen mächtigen Steinkrug, den er triumphierend schwenkte.

„Nanu, was haben Sie denn da erbeutet?" fragte Dehnicke neugierig.

„Das schönste europäische Tafelsalz!" jauchzte der andere hocherfreut. „Das ist ein Fund, wie wir ihn uns nicht besser hätten wünschen können! Da, schauen Sie!"

„Wahrhaftig, ein Glücksfall, der mehr wert ist als alles andere!" stimmte der Gefährte bei. „Hallo, hier ist noch etwas von dem Segen!"

„Da stehen übrigens die schönsten Milcheimer von der Welt!" fuhr der Alte fort. „Die werden wir uns nicht entgehen lassen. Im Lager weiß man vor Not nicht aus und ein. Keinen Schluck Wasser kann man sich auf Vorrat halten. Der Fund hier macht dem Elend ein Ende!"

„Alles schön und gut, nur daß sich die Eimer nicht transportieren lassen!" meinte der lange August.

„Ei der Tausend, wo denken Sie hin?" widersprach Konrad. „Die werde ich mir auf meinen Abessinier klemmen, und wenn ich noch so faschingsmäßig ausstaffiert sein sollte. Auch einiges Küchengeschirr nehme ich mit!"

„Sie wollen doch nicht mit dem ganzen Krempel den Ngoro-Ngoro-Kessel hinabklettern!" rief der Gardereiter erschrocken aus.

„Natürlich nicht!" versetzte Konrad. „Wir werden aber auf dem Heimwege hier wieder vorsprechen und uns noch etwas gründlicher umsehen. Jetzt wollen wir zunächst unsere Aufgabe erledigen!"

Sie ritten in weitem Bogen an eine durch üppiges Waldgebüsch geschützte Stelle des Kraterrandes heran und beobachteten die steil unter ihnen liegende Farm Friedrich Wilhelms und ihre nächste Umgebung. Nichts Verdächtiges ließ sich erblicken.

„Ich glaube, wir können es wagen, den Abstieg zu unternehmen!" meinte der lange August. „Übrigens betrete ich hier wieder Boden, der mir bekannt ist. Auf der großen Patrouille unter Büchsel, die wir 1915 nach Sonyo unternahmen, sind die Neunten Reiter auch in den Ngoro-Ngoro-Krater gekommen!"

* *
*

Die Farm Friedrich Wilhelms lag totenstill da. Keine unangenehme Überraschung lauerte auf die behutsam heranreitende Patrouille.

„Der Feind hat hier aber doch seinen Besuch abgestattet!" rief Dehnicke. „Da, sehen Sie nur, Friedrich Wilhelms ganze Korrespondenz ist durchwühlt und auf den Hof geschüttet worden!"

Sie stiegen ab und nahmen die Sättel von den Tieren. „Wahrhaftig!" stimmte Konrad bei, der sich eben nach einem Bündel von Briefen gebückt hatte. „Auf keinen Fall ist Friedrich Wilhelm selbst oder sein Bruder Adolf so mit der Korrespondenz umgegangen. Die intimsten Briefe liegen auf dem Boden verstreut. Da, lesen Sie, unser Kamerad hätte schon besser getan, er wäre mit uns hierher geritten!"

Der lange Gardereiter hielt sich den Bauch vor Lachen.

„Sollte man glauben, daß jemand in den Krieg zieht und seine intimsten Korrespondenzen an einer so exponierten Stelle, wie es der Krater seit Eröffnung der Feindseligkeiten war, offen umherliegen läßt? Was mag sich der Engländer gedacht haben, der alle diese Briefe durchstöberte?"

„Wir wollen eine Blütenlese davon aufheben und sie Friedrich Wilhelm mitbringen!" schlug Konrad vor. „Er wird uns sonst keinen Glauben schenken, wenn wir ihm den Kopf waschen!"

„Es ist grausam, aber schaden kann es ihm nichts!" meinte August. „Er wird eine Lehre daraus ziehen! Übrigens zu bedauern ist der arme Kerl doch! Sein schönes Steinhaus hat er nicht mehr fertigbekommen. Den Farmern machte der Krieg einen argen Strich durch die Rechnung!"

„Das Schicksal der Deutsch-Ostafrikaner ist herzzerreißend!" bestätigte der Alte. „Mir stehen da allerlei Bilder vor der Seele, die ich nie mehr loswerde. Jeden einzelnen der Potentaten unserer Kolonialregierung möchte ich hängen! Man hat die armen Leute sich hier ansiedeln lassen, ohne auf ihren Schutz bedacht zu sein. Hätte man Kanonen und Gewehre genug herausgeschickt, so stände es heute anders um die Kolonie! Man wird die Schuld auf den Reichstag schieben, aber die Schuld trifft die Regierung! Mit den paar Waffen kann selbst ein energischer Kommandeur das Land nicht mehr retten!"

„Ich denke, wir beziehen unser Lager drüben in den alten Lehmbuden!" schlug August Dehnicke vor. „Unter freiem Himmel können wir noch oft genug kampieren!"

„Was gibt es denn hier?" sagte der Graubart und griff nach einer Monatsschrift, als man in Siedentopfs Kammer angekommen war. „Ein feindlicher Posten hat auf dem Tische ein dickes Opus zurückgelassen. Da, sehen Sie nur, ein in Kapstadt erscheinendes ‚Magazin'! Ein Südafrikaner hat hier gehaust!"

Er blätterte in dem reich illustrierten Bande umher.

„Vor ein paar Monaten ist er erst erschienen!" fuhr er fort. „Der Kerl, der das Ding liegen ließ, ist also vor gar nicht langer Zeit hier gewesen. Lauter Kriegsberichte stehen darin. Sehen Sie her: ‚Our Expedition to German East-Africa', eine ganz ausführliche Beschreibung des Feldzugs der Südafrikanischen Union gegen unsere Kolonie! Da haben wir wenigstens Unterhaltung für die nächste Zeit. Das ist ja hochinteressant!"

„Lesen Sie nur ruhig, Konrad! Ich werde uns unterdessen eine Tasse Hirsekaffee kochen!" sagte Dehnicke. „Erzählen Sie mir nachher, wenn Sie etwas besonders Wissenswertes gefunden haben!"

Der Graubart ließ sich das nicht zweimal sagen. Mit außerordentlicher Spannung vertiefte er sich in den feindlichen Bericht von der Einnahme des Nordens der Kolonie durch General Smuts. Bald hatte er sich so hineinverschmökert, daß Zeit und Ort ihm ganz entschwunden waren. Erstaunt fuhr er auf, als der Kamerad mit dem Hirsekaffee ankam.

„Denken Sie nur, Dehnicke," sagte er, „an jenem verhängnisvollen 10. März 1916, in dem Gefecht bei Sauerbrunns Farm zwischen Meru und Kilimandscharo, in dem von unserer Achten Kinzelbach und Leitner fielen, hätten wir den ganzen Artilleriepark der Südafrikaner gefaßt, wenn wir durchgegriffen hätten! Alle schweren Geschütze des Feindes waren vom Haupttrupp abgeschnitten, sie lagen gerade vor uns! Der Krieg in der Kolonie hätte eine andere Wendung bekommen, wenn man vorgegangen wäre! Was haben wir damals geflucht! Die Neunte war ja nicht dabei, aber die ganze Achte wird Ihnen erzählt haben, was für eine Stimmung bei uns herrschte, als der Befehl zum Rückzug kam! Hier steht es schwarz auf weiß, wie der Feind vor unserem Vorstoß zitterte! An jenem Tage ging die Kolonie verloren, ich habe es immer gesagt! Man könnte blutige Tränen darum vergießen!"

Und er begann den südafrikanischen Bericht eines Augenzeugen über den zehnten März vorzulesen, Wort für Wort, und beide vergaßen den Hirsekaffee darüber. Als der Alte fertig war, herrschte tiefe Stille in dem kleinen Raum. Jeder der beiden Reiter weinte mit seiner Seele um den Untergang von Deutsch-Ost ...

* * *

Früh am Morgen erwachten sie aus festem, traumlosem Schlummer und fühlten sich wunderbar erquickt.

„Jetzt wollen wir noch schnell zu Adolf Siedentopfs Farm hinüberreiten und uns davon überzeugen, ob auch drüben alles klappt!" sagte Konrad. „Dann haben wir unsere Aufgabe erfüllt! Es ist ein Fußmarsch von drei Stunden; im Sattel werden wir eine brauchen. Zwar möchte ich nur noch Friedrich Wilhelms Garten einen kurzen Besuch abstatten! Er liegt gerade dem Hause gegenüber, keine dreißig Meter weit. Vielleicht finden wir noch einige Tomaten oder Kürbisse; das wäre ein Fund, der die Patrouille lohnte!"

Der Gang war nicht vergebens. Man stieß auf Früchte, die unter den Umständen als Leckerbissen galten, darunter erfrischende Kapstachelbeeren.

„Was machen Sie denn da? Sie ziehen ja den ganzen Strauch aus der Erde!“ rief Dehnicke erstaunt aus.

„Ich will ihn in meinem Gärtchen in der Serengeti wieder einpflanzen!“ antwortete der Graubart. „Wer weiß, wann es unsrem Gebieter gefällt, seinen Bau zu verlassen; inzwischen kann der Strauch dort schon wieder Früchte getragen haben. Auch eine Anzahl Erdbeerpflanzen werde ich Friedrich Wilhelm ausspannen; wenn der Krieg aus ist, mag er sich neue kaufen!“

Mit Beute reich beladen schritt Konrad den Farmgebäuden wieder zu. Dehnicke bereitete das Frühstück. In aller Gemütsruhe trank man Kaffee und aß dazu die Hirsekuchen, die der Gardereiter in unerschöpflicher Menge mit sich führte. Dann wurden die Tiere gesattelt.

„Wissen Sie was, August?“ sagte Konrad. „Ich lasse meine ganze schwere Bagage hier! Das entlastet den Gaul und entlastet auch mich! Es ist ja nur ein kleiner Morgentrab, dieser Ritt zu Adolf hinüber! Von der Ussukumaseite her ist ja keine Gefahr zu befürchten, von dort sind wir gekommen. Sollte uns von der anderen Seite eine Überraschung beschert werden, so erkennen wir sie rechtzeitig! Ich lasse die schweren Patronen, die Packtaschen und allen anderen unnützen Zauber hier in der Bude liegen! In ein paar Stunden sind wir ja wieder zurück!“

„Wie Sie wollen!“ meinte Dehnicke. „Ich tue das nicht! Man kann nie wissen, was passiert!“

„Ei was!“ brummte der Graubart. „Dieser Morgenritt ist keine Patrouille! Er ist ein Spazierritt zur Erholung, den will ich nun auch einmal recht genießen!“

Er legte die Gegenstände auf eine Bank und schwang sich in den Sattel.

In wenigen Minuten erreichten die Reiter den Rand der Maisfelder, die eine Strecke vom Hause entfernt auf dem Wege zu Adolf lagen.

„Drüben in der kleinen Lagune hat Friedrich Wilhelm einige Flußpferde geschont!“ plauderte Konrad. „Möglicherweise sind sie ihm inzwischen im Kriege weggeschossen worden. Er hatte sie für seine Jagdgäste reserviert. Sie wissen doch, daß er begonnen hatte, Jagdexpeditionen auf Großwild zu führen. Er eignet sich dazu ganz gut, denn er besitzt allerlei Kenntnis des Geländes und außerdem einen guten Humor. Er hätte Geschäfte machen können, wenn der Krieg nicht gekommen wäre!“

„Ich bin davon überzeugt!“ sagte Dehnicke. „Aber schauen Sie sich nur einmal die Felder an, der Mais ist eben zur Ernte reif! Donnerwetter, was

für prächtige Kolben! Ich hätte gar nicht geglaubt, daß der Boden sich so vorzüglich dafür eignete!"

„Alter Lavaboden ist meist erstklassiger Humus!" bemerkte Konrad.

„Gewiß, aber hier in der Gegend ist der Boden denn doch arg steinig! Um die Farm herum war übrigens viel Fels!"

„Es wird gleich besser werden, sobald wir etwas weiter in den Krater hineinkommen! Aber was ist denn das da vor uns, August? Das sind ja Pferdespuren!"

„Miguu ya farasi! Farasi mkubwa!" bestätigte der Schausch, der ebenfalls aufmerksam geworden war. „Pferdespuren!"

„Pferdespuren ohne Zweifel!" nickte Dehnicke, und auch Jua kali, der Askari aus Iramba, pflichtete bei.

„Vielleicht sind sie alt!" meinte Konrad. „Es hat lange nicht geregnet! Wer weiß, woher sie stammen! Wir wollen doch deswegen nicht umkehren, was meinen Sie?"

„I wo!" stimmte der Gardereiter zu. Wegen seiner Bärenruhe war er schon bei der Neunten bekannt gewesen. In der Patrouille wußte jeder, daß er keiner Gefahr aus dem Wege ging, wenn es nicht unbedingter Befehl war.

Ruhig ritt man weiter. Auch die Askari erhoben keine Einwände. Sie hatten manchen verwegenen Ritt mitgemacht.

Plötzlich fiel in weiter Ferne ein Schuß.

„Was war das?" fragte Konrad erstaunt. „Ein Schuß? Nicht möglich!"

„Hast du gehört, Herr? Ein Schuß! Der Feind ist da!"

„Wahrhaftig, ein Schuß, und zwar in unserem Rücken! Am Ende werden wir doch noch umkehren müssen!" bemerkte Dehnicke phlegmatisch.

Ein zweiter Knall folgte. Ehe das Echo von der Kraterwand zurücksprang, wußte jeder, daß eine Täuschung unmöglich war. Weiße durchzogen den Kessel, natürlich Feinde, denn Deutsche gab es im Norden nicht mehr. Hatten sie Signalschüsse abgegeben? Waren sie auf der Jagd? Wer vermochte das zu sagen?

„Zurück!" befahl Konrad. Im Galopp jagten die vier Reiter zur Farm, von der sie gekommen waren.

„Die Kerle können sich noch nicht in der Farm eingenistet haben!" meinte der Graubart. „Die Schüsse fielen einen Kilometer oder mehr noch von dort entfernt!"

Er hatte recht. Wenige Minuten später langte er mit den Kameraden an den Gebäuden wieder an. Ein Stein fiel ihm vom Herzen, als er seine Aus-

Urwaldposten Olmolog (oberhalb der Farm).

Die Farm Olmolog.
(Ausgangspunkt zahlloser Unternehmungen der deutschen Reiter gegen den Feind.)

Kilimandscharo von Altmoschi. (Phot. Steinlehner.)

Schirmakazien. (Phot. Steinlehner.)

rüstung noch unberührt auf der Bank liegen sah. Er verfärbte sich vor Scham, als sein Blick auf die Trinkflaschen fiel, die er ebenfalls zurückgelassen hatte. Dehnicke war ein zu guter Kerl, als daß er den Alten gehänselt hätte; er lachte nur, sagte aber kein Wort.

„So etwas passiert einem ein einziges Mal im Leben und nie wieder!" sagte Konrad aufatmend. „Mein Gott, August, daß ein alter Knochen wie ich noch eine solche Torheit begehen muß! Und ich habe früher Kameraden gescholten, die ihre Trinkflasche auf dem Sattel vergessen hatten, als es in das Gefecht ging!"

„Es ist immer das Unerwartete, das sich ereignet!" meinte Dehnicke. „Der Löwe steht vor einem, wenn man im Traume nicht an ihn dachte!"

„Sie haben recht, August! Man schläft neben der Giftschlange, ohne eine Ahnung zu haben! Mein Gott, wenn ich daran denke, daß wir beide hier die ganze Nacht in einem Bärenschlaf versunken lagen, während der Feind im Krater war, wird mir ganz übel! Welch eine Blamage, wenn er uns schlafend überrascht und wie Säuglinge von der Kitanda heruntergerollt hätte!"

„Wir haben keine Zeit mehr zu verlieren!" erklärte August. „Es wird noch gerade reichen, daß wir am Bach draußen einen Schluck Wasser trinken. Die Kerle marschieren auf die Farm zu, darüber dürfen wir uns keiner Täuschung hingeben!"

Sie hatten in der Tat keine Minute mehr zu verlieren. Gerade waren sie dabei, die Feldflaschen aufzufüllen, als kurz hintereinander zwei Schüsse fielen, die keine fünfhundert Meter von der Farm abgegeben sein konnten.

„Sie kommen!" rief in diesem Augenblick der Schausch und wies auf einen Korongo, an dessen Büschen englische Askari sichtbar wurden. Im selben Augenblick tauchte eine Trägerkarawane auf, die ihre Richtung auf das Farmgebäude nahm.

„Welch ein Jammer, daß uns die Gesellschaft nicht in der freien Wildnis in die Arme läuft!" sagte der Gardereiter. „Hier unten im Kraterkessel sitzen wir wie in einer Mausefalle, wenn wir uns nicht sofort auf die Socken machen. Es ist eine große Kolonne, die da heranzieht. Ob wir uns nicht am besten in der Richtung auf Adolfs Farm verziehen? Hier an Friedrich Wilhelms Haus kommen wir die steile Bergwand nicht mehr hinauf, ohne das stärkste Feuer zu erhalten. Sie hat nicht die geringste Deckung, wie Sie sehen!"

„Der Vorschlag ist nicht übel!" gab der alte Reiter zu. „Wenn aber der Haupttrupp des Feindes auf Adolfs Farm liegt, so sind wir verratzt. Sie

kommen uns entgegengaloppiert, sobald sie schießen hören, und schneiden uns ab; dann ist der Fall hoffnungslos. Der Aufstieg hier hinter dem Hause ist noch frei und bleibt unsere einzige Hoffnung. Wir müssen hinauf, koste es, was es wolle! Auf einen Kugelregen müssen wir freilich gefaßt sein. Wenn uns nur die Tiere keine Last machen, sobald die Schießerei losgeht!"

Er sprang in den Sattel und ritt gedeckt die kurze Strecke, die bis zum Fuße des Aufstiegs blieb. Die anderen folgten.

Sobald der Schausch merkte, was der Führer beabsichtigte, sprengte er an seine Seite und wies auf eine nahe Schlucht in der Kraterwand, die mit hohen Bäumen und Buschwerk bewachsen war.

„In die Schlucht dort hinein, Herr!" sagte er. „Die Bergwand kommen wir nicht lebendig hinauf! Wir können nicht mehr entkommen, wenn wir uns nicht dort verstecken!"

Der Alte schüttelte den Kopf. „Die Schlucht dort führt in den Tod oder in die Gefangenschaft!" wehrte er ab. „Der Feind wird unseren Spuren von der Farm aus sofort folgen und uns mit Feuer überschütten! Entwischen können wir dort nicht mehr, es ist eine Sackgasse! Die steile Wand fliegt nur ein Vogel hoch! Wenn wir den Aufstieg hier am Hause emporklettern, kommt sicher mehr als einer von uns davon, denn die Wengereza schießen schlecht, wie du weißt!"

„Haya, Bwana, tutapanda! E wallah, tutakufa! Tutakufa marra moja tu!" sagte der Schausch, der offenbar glaubte, der Graubart habe den Verstand verloren. „Wohlan denn, Herr, steigen wir hinauf! In Gottes Namen! Wir werden sterben, aber man stirbt ja nur einmal!"

Die erste Strecke des Aufstiegs, gegen hundert Meter etwa, waren die kletternden Reiter durch hohe Büsche gegen Sicht geschützt. Eilends keuchten sie empor. Jeder führte sein Tier.

„Wir kommen möglicherweise noch ein wenig weiter, ohne entdeckt zu werden!" meinte Konrad. „Vielleicht dösen die Kerle und beobachten unsre Felswand nicht gerade!"

„Unmöglich!" lachte August Dehnicke, der seine unverwüstliche Ruhe auch in diesem kritischen Augenblick nicht verloren hatte. „Die Engländer mögen dösen, aber ihre Askari nicht! In wenigen Augenblicken haben sie uns ausbaldowert!"

Er hatte recht. Sobald die deutschen Reiter aus den schirmenden Büschen heraustraten, überblickten sie die ganze Talsohle. Eine Trägerkarawane von ganz beträchtlicher Länge wand sich an dem Korongo entlang und marschierte

auf Friedrich Wilhelms Haus zu. Dreißig bis vierzig Leute waren bereits aus den schattigen Bäumen und Büschen herausgetreten und in ihrer vollen Größe auf der ungedeckten Fläche des Talbodens sichtbar geworden, eskortiert von Askari. Ein großer Zug folgte. Man sah ihn in den Windungen des Korongo durch die Büsche blicken.

Noch hatten die Ankömmlinge nichts bemerkt, obwohl sie gerade auf die Felswand zu marschierten, an der die Reiter kletterten.

Keine zwanzig Meter waren die Deutschen aus den schützenden Zweigen herausgetreten, als unten im Tale die ganze Safari[1]) ins Stocken kam. Die vier Punkte an der nackten Felswand waren entdeckt.

„Warum die Kerle nur noch nicht schießen?" rief Dehnicke erstaunt aus. „Hallo, da sind eben die ersten Europäer aus dem Schatten des Korongo getreten. Augenscheinlich haben sie der Safari den Befehl zum Halten gegeben und wissen nicht, was sie zu dem Anblick sagen sollen!"

Konrad hatte den Vorgang durch sein Glas beobachtet.

„Die Engländer haben eben ihre Feldstecher genommen und blicken scharf her!" sagte er. „Augenscheinlich können sie sich wirklich noch keine Vorstellung machen, wer hier an der Wand herumkrabbelt. Die Deutschen sind aus dem Lande verjagt. Von unserer Existenz haben sie keine Ahnung. Adolf hat sich ergeben, das wissen sie; er war ja gerade auf dem Wege zu ihnen, als unsere Patrouille ihn traf. Meine Hoffnung ist, daß sie uns noch eine Zeitlang für eigene Leute halten oder doch wenigstens für Buren, die auf der Jagd sind!"

„Das wäre alles schön und gut, wenn wir die Askari nicht bei uns hätten!"

„Die Askari erkennen sie vielleicht nicht auf die Entfernung. Der Schausch und Jua kali haben bereits vorsichtigerweise ihre Tarbusche abgenommen. Man könnte sie für Boys halten, die ihren Herren die Reservegewehre nachtragen!"

Inzwischen waren sie unentwegt weitergeklettert. Die Engländer starrten noch immer durch ihre Gläser. Offenbar hatten sie es nicht eilig. Daß der Pfad noch eine endlose Strecke im Zickzack an der nackten Wand entlang kroch, ehe er das Hochplateau erreichte, mußte ein Blinder sehen. Unsere Beute kann uns auf keinen Fall entgehen, mochten sie denken.

„Gleich knallt es!" sagte der Gardereiter. „Die Kerle sind mit ihren Beobachtungen fertig. Jetzt winken sie. Wollen wir wieder winken?"

„Nein!" erklärte Konrad. „Weiter!"

[1]) Karawane.

Unbekümmert kletterten die Reiter den Felspfad hinauf. Sie ließen die Engländer winken. Im nächsten Augenblick fielen Schüsse.

„Sie schießen auf uns!" rief Jua kali.

„Dein Verstand wandert, Jua kali, deine Augen sind schwach und deine Ohren taugen nicht mehr als die eines Säuglings! Die Wengereza sind auf der Jagd und denken nicht an uns! Sie halten uns für Holandi, die Elefanten jagen, und tun uns nichts! Fürchte dich nicht! Komm, nimm mein Pferd und marschiere voran!"

„Die Engländer schießen selbst, nicht ihre Askari!" sagte Dehnicke. „Offenbar betrachten sie die Sache als Sport!"

„Für sie ist es Taubenschießen!" lachte Konrad.

Wieder fielen Schüsse.

„Sollen wir nicht auch schießen, Herr?" fragte der Schausch.

„Unter keinen Umständen, Hamsini!" versetzte der Alte. „Wenn wir schießen, geben wir uns offen als Feinde zu erkennen und werden alle miteinander erschossen, sobald sie Massenfeuer auf unsere Wand konzentrieren. So bleiben sie unsicher. Geh du ruhig hinter Jua kali her. Ich setze mich eine Weile und zerstreue ihren Verdacht. Wenn wir hasten, ist alles verloren!"

Konrad und Dehnicke ließen sich nieder und schauten die Engländer an.

„Vielleicht winken wir jetzt doch einmal, dann hören die Schüsse auf!" meinte der Alte.

„Immer zu, schaden kann es ja nicht!" meinte August. Beide winkten. Das Schießen hörte auf.

Sie blieben eine geraume Zeit sitzen, dann erhob sich der alte Reiter.

„Wir müssen vorwärts, es kann alles nichts helfen!" sagte er.

„Wenn sie bloß jetzt nicht schießen wollten!" meinte August. „Der Zickzackpfad ist gerade hier zu Ende, der Weg läuft schwindelnd steil nach oben und bietet uns gar keine Deckung!"

„Die Frage ist, ob sie uns treffen, wenn sie schießen!" erwiderte der Alte.

Ganz wohl war weder ihm noch August Dehnicke in den nächsten Minuten. Es war ein Vabanquespiel.

Unverletzt kamen sie über die gefährliche Stelle hinweg. Keine Kugel traf.

„Sie schießen nicht mehr, wir können uns wieder einmal setzen!" schlug Dehnicke vor.

„Gewiß, August, setzen wir uns wieder einmal!"

In die Engländer unten kam Bewegung. Ein paar Askari marschierten vor. Deutlich sah man, daß sie den Befehl erhalten haben mußten, die Farm zu erkunden.

„Die Gesellschaft befürchtet einen Hinterhalt!" meinte August. „Denen ist in ihrer eigenen Haut möglicherweise weniger wohl als uns in der unseren. Was meinen Sie? Aber kommen Sie, die Askari sind ein ganzes Stück vorausmarschiert. Wir wollen folgen!"

„Ich traue meinen Ohren nicht!" sagte Konrad. „Die Kerle schießen nicht mehr! Wir kommen davon, August, wir kommen unverletzt davon, alle vier! Hätten Sie das für möglich gehalten?"

Bald hatten sie die ersten Büsche erreicht, etwa hundert Meter unterhalb des Randes des Hochplateaus.

„Jetzt haben wir in der Tat gewonnenes Spiel!" frohlockte August Dehnicke. „An dieser Stelle können wir ruhig einen längeren Halt machen und uns die Engländer aus der Vogelperspektive ansehen!"

„Ob die Kerle am Ende so gelassen sind, weil sie noch eine Truppe von hier oben erwarten?" mutmaßte der Alte argwöhnisch. „Ich kann mir die Tatsache unseres Entkommens gar nicht erklären!"

„Nur die Ruhe kann's machen, das ist ein bewährtes Sprichwort!" sagte August. „Vielleicht hat es auch in unsrem Falle seine Wahrheit erwiesen. Wir haben die Engländer durch unsere Kaltblütigkeit verblüfft, möchte ich annehmen!"

„Da schlagen sie eben ihre Zelte auf und lassen sich ihre Lasten heranbringen!" rief Konrad. „Vor unseren Augen werden sie wahrscheinlich gleich einen echten Whisky-Soda genehmigen. Es ist eine Unverschämtheit. Eigentlich müßte man ihnen eine Kugel in die Zelte hineinpfeffern, aber das wäre gemein, nachdem sie uns den Aufstieg gestattet haben!"

„Welch ein Jammer, daß wir nicht mit unserer ganzen Patrouille im Kessel waren!" meinte August. „Wir hätten eine schwere Menge Lasten erbeutet, wahrscheinlich erstklassige Vorräte. Zu vier Mann konnten wir leider nichts machen!"

Sie blieben noch eine halbe Stunde sitzen und blickten vom Felshang auf das geschäftige Treiben zu ihren Füßen hinab. Endlich sprang der lange Dehnicke auf.

„Kommen Sie, Konrad!" sprach er. „Ich kann es nicht mehr mit ansehen, wenn die Schlemmer prassen und für uns noch nicht einmal ein einziger Tropfen Alkohol abfällt! Das Herz bricht mir dabei!"

Sie wandten den Engländern den Rücken und stiegen die Wand vollends hinauf.

„Na, Schausch, was denkst du jetzt? Und du, Jua kali? Wir sind dennoch entwischt!" lachte Konrad.

„Es war der Wille Allahs, Herr!" sagte der Schausch mit Würde. „Der Allerbarmer hat die Augen der Engländer verblendet, sonst wäre es nicht möglich gewesen!"

Der alte Reiter schlug die Richtung in das Dickicht ein, in dem sich das versteckte Lager der Ngoro-Ngoro-Farmer befand.

„Wird es auch nicht zu spät werden?" meinte Dehnicke. „Es ist noch eine ganze Strecke bis dorthin, und die Engländer könnten am Ende doch auf den Einfall geraten, den Felsen zu erklettern und unseren Spuren zu folgen!"

„Die sind froh, wenn wir nicht kommen!" erwiderte der Alte. „Natürlich hole ich meinen Eimer und meine Krüge! Um des Salzes willen werden ja auch Sie wohl mitreiten!"

* * *

Ein paar Stunden später kamen alle vier aus der Tiefe des Waldes heraus und waren nicht wiederzuerkennen.

Die Askari hatten sich mit allerlei Gegenständen behängt, die sie des Mitnehmens wert erachteten, ebenso Dehnicke.

Am tollsten sah Konrad aus. Kein sizilianischer Bauer, der mit tausenderlei Krimskrams beladen vom Markte der Stadt in sein verborgenes Felsennest reitet, kann ein phantastischeres Bild abgeben als der alte Reiter.

Auf seinen bunt bepackten Abessinier war er nur mit Hilfe der Askari gekommen. Als er im Sattel saß, hatte man ihm noch rechts und links einen Eimer, in dem mehrere Steinkrüge und Blechgefäße verpackt waren, hinaufgereicht. Bewegen konnte er sich nicht mehr auf seinem Tiere. Wenn die Engländer kamen, so fiel er ihnen wehrlos in die Hände; an Schießen hätte bei dem Anblick allerdings wohl schwerlich einer der Feinde gedacht ...

Lachend trieben sie die Pferde nach Ussukuma hin.

* * *

Auf Farm Hartung sattelten die Reiter ab. Wellblechreste und verkohlte Balken bedeckten den Hügel, auf dem einst der größte Viehbesitzer der Deutschen dieser weiten Landschaft gesessen hatte.

„Es ist zwar eine Keckheit, daß wir hier unmittelbar am Saumpfad nach

dem Viktoriasee rasten, statt uns in den dichtesten Busch zu verdrücken, aber das Gras ist hier so wundervoll für die Reittiere!" meinte der Graubart. „Auf dieser Lichtung stand übrigens Hartungs Viehkral. An die achthundert Milchkühe mag er gehabt haben, was sagen Sie dazu? Mein Freund Gotthilf Wacker, der eine Zeitlang in seinem Dienst war, schätzte die Zahl so hoch!"

„Was half dem Manne all sein Vieh?" sagte der lange Gardereiter bedächtig. „Um seiner Herden willen haben sie ihn erschlagen!"

„Um seiner Herden willen und wegen seiner Hartherzigkeit!" betonte der Alte. „Er konnte keine Schwarzen behandeln. Leben und leben lassen, diese goldene Regel kannte er nicht! Nun wächst das Gras auf der Stätte, auf der einst die Glocken seiner Herden läuteten. Seine Farm ist zur Wildnis geworden, in seinem Viehkral kampieren flüchtige deutsche Reiter. Die Nashörner sind wieder die Herren hier, wie sie es vor seiner Ankunft waren. Sehen Sie nur, überall verstreut liegt ihre Losung umher! Wir werden mächtige Feuer in der Nacht anzünden müssen, wenn wir uns die plumpen Dickhäuter vom Leibe halten wollen. Ein so ruhiges Lager wie das vergangene werden wir hier wohl nicht haben. Die Löwen sind zahlreich im Walde von Oldogom! Ich weiß es noch von meiner Jagderpedition her!"

„Und wenn die Nashörner und Löwen uns auch noch so sehr in der Nacht drangsalieren sollten, heute bleiben wir hier!" erklärte der Gardereiter. „Mein Mulus soll dies Gras nach Herzenslust auskosten, dafür will ich doch sorgen!"

Der Reihe nach gingen die Weißen und die Askari zum nahen Bach, der mit sanftem Geplätscher zum Bade einlud. Das Idyll unter den Gelbrindenakazien war von einer bezaubernden Harmonie. Der Friede des großen Waldes erquickte alle. Lange hatten sie sich nicht so von Herzen wohl gefühlt wie in diesem wundervollen Hain.

„Ein zauberhaftes Fleckchen Erde hat der friedlose Mann, der hier seine Farm erwählte, sein eigen genannt!" sagte Dehnicke. „Hätte ich mir nicht schon mein Plätzchen in Mutiek ausgesucht, hoch oben über dem Bruchstufenrande von Kitete, bei Gott, ich würde mir ernsthaft überlegen, ob ich mich nicht in dieser weltverlorenen Einsamkeit niederließe; sie hat unbestritten ihre Reize!"

Konrad nickte. „Ich will Ihnen gestehen, daß ich selbst mit diesem Gedanken umgehe!" bekannte er. „So sehr hat es mir dieser Waldeszauber am Rande der Serengeti angetan! Nur weiß ich nicht, ob meine Frau so leicht für den Plan zu haben sein wird, trotz der tausend Malvorwürfe, die

sich hier bieten. Es würde ihr doch wohl allzu einsam sein. Eine Frau sehnt sich nach der Frau. Der Mann ist eher zum Einsiedler geschaffen!"

* * *

Als die Dämmerung hereinbrach, regten sich im Walde die Löwen. Ein halbes Dutzend brüllte von den verschiedensten Seiten.

„Wir wollen nur sofort die Askari beim Holzschleppen unterstützen!" schlug der Alte vor. „Heute nacht wird dicke Luft! Wir können die Feuer nicht stark genug anfachen, auf die Gefahr hin, daß uns der Feind in die Kochkessel hineinschießt. Mit den Engländern läßt sich noch kramen, wie wir heute gesehen haben; mit den Löwen ist nicht zu spaßen!"

„Gleich hier in der Nähe liegt ein dürrer Baum, der nicht allzu groß ist!" sagte Dehnicke. „Wenn wir sämtlich mit anfassen, schleppen wir ihn leicht her."

Der Vorschlag wurde ausgeführt. Auch alle Äste und Knüppel aus der Nachbarschaft holten die Reiter mit vereinten Kräften heran.

Aus den hohen Wipfeln der Galeriebäume am Bach sah ihnen eine neugierige Gesellschaft zu. Es waren die Meerkatzen, die einst Konrads Gattin beim Malen belauscht und sich nicht genug über die weiße Frau hatten wundern können. Lange Monde war es so totenstill auf der Farm gewesen. Nun wich der Stumpfsinn. Die kleinen, lustigen Äffchen hatten wieder Stoff zur Unterhaltung. Sie schlachteten ihn weidlich aus.

Das Zwielicht war noch nicht der Nacht gewichen, als mit dumpfem Gepolter ein Nashorn durch die Büsche brach. Es hatte die Witterung nicht aufgenommen und raste vorüber. Zwei oder drei seiner Sippe folgten in kurzen Abständen.

Das Löwengebrüll kam näher.

Konrad hatte eine Kuhantilope geschossen, die eine willkommene Zukost zur Hirse lieferte. Das neu erbeutete Salz machte den Braten besonders schmackhaft. Gemütlich saß man mit den Askari am Lagerfeuer zusammen und plauderte von vergangenen Tagen, als die Kompagnie noch vor Kondoa lag.

Der alte Reiter redete von Ancker und Kinzelbach, von Lowes und Pallaß und Neubacher, von Hartmann und Arfas und Sailer, von dem patenten Müller, von Leutnant Freiherr v. Schroetter, von Wauschkuhn und Schulze und wie sie hießen, mit denen man einst auf dem Doppelhügel von Engare Nairobi und in Geraragua zusammengesessen hatte.

Dehnicke kannte sie alle. Er begann die Neunte zu rühmen. Er sprach vom

alten Stock, wie sie Max Thiele genannt hatten, Konrads alten Gastfreund, den braven Farmer von Engare Olmotonj. Er vergaß Zierold nicht und Truppel und Fokken und Dornier und die drei Blaich und nicht Dr. Sinning.

Schmerzlich empfand man die Trennung von all den guten Kameraden und die Vereinsamung der Patrouille.

Dann kam die Nacht.

Eine stockdunkle, kohlrabenschwarze, unheimliche Nacht, übler als irgendeine, die sie als besonders garstig in einer Jahre umspannenden Erinnerung hatten.

Die Löwen, die brüllend aus dem Waldsaum hervorgetreten waren, hielten die Lichtung belagert, auf der einst der Viehkral gestanden hatte. Von allen Seiten umschlichen sie die Menschen, die sich mit ihren Tieren zu einem dichten Klumpen zusammengeschart hatten.

Abwechselnd standen die vier Reiter Wache. Wer den anderen ablösen mußte, warf unwillkürlich bei Übernahme des Dienstes neue Holzstücke in die Glut, obwohl es gar nicht nötig war. Jeden Augenblick vermeinte der Posten die gelben Katzen zu todbringendem Sprunge ansetzen zu sehen. Mehr als einmal war er drauf und dran, in die phosphoreszierenden Punkte, die aus der Finsternis hervorglommen, hineinzuhalten und abzudrücken; immer hielt der Gedanke an die zusammengeschmolzene Munition, die schon durch die Jagd schwer dezimiert wurde, von der Berührung des Abzugs zurück.

Langsam, ganz langsam schlichen die Stunden dahin. Das Konzert der sich wie rasend gebärdenden Löwen zerriß den abgelösten Leuten den Schlaf, kaum daß sie eingenickt waren. Durch Mark und Bein gellten die Wutakkorde. Sie klangen so infam persönlich diesmal. Jeder flehte den Morgen herbei.

* *
*

Der Tag, der gar nicht kommen wollte, kam endlich doch.

Einer der Reiter sah den anderen an, verwundert, daß er noch da war. Alle, Schwarze wie Weiße, begriffen, was der andere dachte. Wie man einer Katastrophe entgangen war, blieb ein Rätsel.

Die Tiere wurden gesattelt. Die Askari halfen Konrad wieder in seinen Trödlerladen hinein, und der Weitermarsch begann.

Spät am Nachmittag wurde der Vogelfluß erreicht, über den man diesmal heimzureiten beschlossen hatte. In seinem trocknen Bett schlug man das Nachtlager auf.

Über den brüchigen Boden der von der Sonne zerspaltenen, von Schweinelöchern übersäten Serengetisteppe zogen die Reiter am nächsten Tage quer über den Pfad nach Ussukuma auf die fernen Höhen des Nyarasa-Randgebirges zu.

Als die Sonne im Zenit stand, hob sich aus der weiten Waldwildnis am Horizont unter mehreren unauffälligen Felsklippen eine einzige hervor, aus der man mit einiger Phantasie die Form eines Kreuzes herausdeuten konnte. Einem Nichteingeweihten wäre in der Monotonie der unabsehbaren Einöde überhaupt nichts aufgefallen.

„Auf das Kreuz dort müssen wir lossteuern, dann können wir uns nicht verirren!" erklärte Konrad. „Es ist das einzige Merkzeichen in diesem Meere des Schweigens!"

In der Gluthitze kam man nur langsam vorwärts. Schon der schwerbepackten Tiere wegen mußten häufige Rasten eingelegt werden. Ehe die Sonne sank, kam aber dennoch das Lager in Sicht.

* * *

„Hallo, mein Junge, darf ich meinen Augen trauen? Wieder auf den Beinen?" rief der alte Reiter erfreut, als er sein Grashaus erreichte.

„Seit gestern, Vater! Willkommen! Aber wie siehst du denn aus?"

Staunend betrachtete Theodor das wandelnde Karussell auf dem Sattel und riß Augen und Ohren auf, als der Alte abgestiegen war und der Reihe nach seine ganze Kücheneinrichtung auspackte. Eimer rasselten, Töpfe klirrten, Löffel klapperten, kurz, es war eine Wirtschaft wie in einem Kramladen, in dem frisch angekommene Waren ausgepackt werden.

„Die zehn Tage scheinen sich diesmal noch besser gelohnt zu haben als die Reise nach Meatu!" rief der junge Reiter, der sich von seinem Staunen noch nicht erholt hatte.

Der Alte schmunzelte.

20. Lagerfreuden

„Ich werde den Mais im Ngoro-Ngoro-Krater abernten lassen!“ sagte der Führer, als Konrad seinen Bericht beendet hatte. „Sobald der Pferdestall ganz fertiggestellt ist, will ich ein paar Europäer mit den Askari zu Friedrich Wilhelm Siedentopfs Farm hinkommandieren. Das Üble ist nur, fast alle Leute haben sich krank gemeldet. Hätte ich einen Arzt oder Sanitäter hier, so könnte ich die Kranken von den Gesunden unterscheiden und gegen Simulanten mit aller Schärfe vorgehen. So aber bin ich an Händen und Füßen gebunden. Kommen Sie übrigens, meinen Pferdestall muß ich Ihnen zeigen! Ich bin ebenfalls nicht müßig gewesen!“

Es war am Tage nach der Rückkehr der Patrouille. Im hellen Sonnenschein lag das Lager da. Die Gelbrindenakazien gleißten in Gold. Über den blauroten Dornen schimmerte der weiche Glanz alter Bronze. Die Hühner gackerten im Gesträuch und freuten sich des Daseins. Eine Henne ging mit ihren Küchlein spazieren.

Der Führer stieg mit Konrad in ein Bergwerk hinab. Vor den erstaunten Augen des alten Reiters tat sich ein ungeheures Gewölbe auf. Es war der Rittersaal des alten Barbarossa, wie ihn sich ein Knabe im Schoße des Kyffhäusers ausmalen mochte. Mächtige Baumstämme bildeten die Seitenwände. Stellenweise hatte man auch bereits Dachbalken eingelassen. Eine fabelhafte Arbeit war hier geleistet worden, gediegen und wetterfest, bei besserem Material, als es hier zur Verfügung stand, für eine Ewigkeit bestimmt.

„Gelt, da staunen Sie?“ rief der Bauherr aus, als er Konrads Gesicht betrachtete. „Das hätten Sie nicht erwartet!“

„Das hätte ich nicht erwartet, ich staune in der Tat!“ gab der Alte zu. Es war das Werk eines Wahnsinnigen, aber man mußte es bewundern. Daß so viel Arbeitslust und Zähigkeit an eine solche Sache weggeworfen war, flößte Konrad rein menschlich tiefes Bedauern ein; vom militärischen Standpunkt aus betrachtet, schien es ein Verbrechen, wenn es nicht durch das Gutachten des Arztes später entschuldigt wurde.

Der Graubart erinnerte daran, daß die Zeitdauer für den Patrouillen-

ritt ursprünglich auf elf Tage festgesetzt worden sei und der Bau unterirdischer Pferdeställe in der Serengeti nicht auf dem Programm gestanden habe. Der Abmarsch von Kondoa Irangi sei am 20. Juni erfolgt, heute schreibe man den 16. November. Ob der Führer denn überhaupt nicht mehr daran denke, etwas gegen den Feind zu unternehmen? Vielleicht sei es doch ratsam, die Bauten vorläufig einzustellen, da ihre Vollendung anscheinend noch Monate erfordere.

Seine Worte waren in den Wind gesprochen. Der Baumeister der Festung ließ sich von seinen Plänen nicht abbringen.

„In vierzehn Tagen etwa wird der Bau vollendet sein, wenn nichts dazwischenkommt!" erklärte er. „Dann wollen wir die große Patrouille unternehmen, die ich schon längst geplant habe, die Bruchstufe hinunter, Richtung Umbugwe oder Aruscha. Mit Ausnahme Friedrich Wilhelm Siedentopfs und des immer noch nicht ganz hergestellten jüngsten Reiters werde ich alle Europäer kommandieren. Von den Askari bleiben nur so viele hier, wie nötig sind, um die Kettengefangenen zu bewachen. Dem Vizefeldwebel werde ich übrigens die Feldwebelgeschäfte abnehmen, er mißfällt mir immer mehr. In der letzten Zeit ist er offen auffässig gegen mich geworden. Ich will nicht davon reden, daß er meinen dienstlichen Befehl, den Mwanangwa von Meatu aufzuhängen, nicht ausgeführt hat; über den Auftrag urteilten Sie ja ebenfalls anders als ich. Immerhin, Dienst ist Dienst, und ich muß verlangen, daß meine ausdrücklichen Befehle respektiert werden, mag man darüber kritisieren und denken, was man will. Nun aber hat der Vizefeldwebel sich direkt gegen mich aufgelehnt!"

„Was ist geschehen?" fragte der Alte.

„Ich habe Mallin wieder einsperren müssen, der immer widerspenstig ist und sowohl offen wie versteckt Opposition macht. Bei jeder Gelegenheit meldet er sich krank, auch diesmal tat er es. Ich ordnete an, daß er seinen Arrest als Kranker in der Weise abbüßt, daß er seine Wohnung nicht verlassen und keine Besuche annehmen darf. Nur dem Unteroffizier Schmid, der in derselben Höhle mit ihm wohnt, habe ich die Erlaubnis gegeben, mit ihm zu sprechen, allen anderen ist es verboten. Was tut mein Vizefeldwebel? Er trotzt offen meinem Befehl und geht ruhig in die Wohnung des Arrestanten, wann es ihm paßt. Ich weiß es von den Askari und habe es auch selbst beobachtet. Da der Vizefeldwebel und Offizieraspirant so feindlich gegen mich auftritt, braucht man sich nicht zu wundern, daß die ganze Disziplin zum Teufel geht. Ich lasse mir das nicht länger bieten!"

„Und wer soll stellvertretender Patrouillenführer werden?"

„Ich will Ihnen die Geschäfte übertragen!“ erklärte der Führer. „Sie haben mir auseinandergesetzt, in welch wenig beneidenswerter Lage Sie sind, wenn wir eines Tages von den Engländern geschnappt werden sollten. Sie haben recht, der Kriegsfreiwillige rangiert als Gemeiner und dürfte manchen Unbilden ausgesetzt sein. Darauf werden die Engländer keine Rücksicht nehmen, daß Sie Offizier a. D. sind, wenn Sie als Kriegsfreiwilliger der Patrouille gefangen werden sollten. Befördern darf ich natürlich niemanden, das kann nur der Kommandeur; aus seinem eigenen Munde weiß ich zwar, daß er Sie befördern wollte, kann aber erklärlicherweise selbst nichts unternehmen. Vielleicht hilft es Ihnen aber, wenn Sie die Feldwebelgeschäfte in der Patrouille geführt haben und mein Stellvertreter gewesen sind; in dieser Eigenschaft dürften Sie für den Fall der Gefangennahme der Abteilung besser wegkommen! Sollten wir, wie ich hoffe, uns gegen den Feind behaupten, so sind Sie, falls ich in einem Zusammenstoß mit den Engländern eine Kugel bekomme, nicht dem ersten besten in der Patrouille unterstellt!“

Konrad dankte. „Ich muß offen bekennen, daß ich, als ich mich als Freiwilliger der Schutztruppe zur Verfügung stellte, nicht damit gerechnet habe, in dieser Stellung das Ende meiner Kriegstätigkeit zu erleben!“ sagte er. „Seitdem wir völlig vom Obersten abgeschnitten sind, sieht es allerdings ganz danach aus. Ich bin ein älterer Mann, der das nicht mehr leisten kann, was jüngere Leute vollbringen. Wenn ich aber auch keine Taten wie Pallaß und Neubacher und mancher andere ausgeführt habe, so darf ich doch wohl behaupten, daß ich als Soldat meine Schuldigkeit getan habe, das bezeugen mir sämtliche Offiziere und Kameraden, an der Spitze der Kompagnieführer, der vorige sowohl wie der jetzige. Meine Stellung als Kriegsfreiwilliger hat meine Kompagnie nicht verhindert, mir zu allen Zeiten respektvoll zu begegnen!“

„Jedermann weiß das!“ erwiderte der Führer. „Wenn der Hauptmann und Kompagnieführer in seinen Mußestunden mit seinem Kriegsfreiwilligen Schach spielte und ihn zum Abendschoppen der Offiziere einlud, so beweist das zur Genüge, welche Stellung Sie in der Kompagnie hatten. Ich bin früher Ihr Freund nicht gewesen, das will ich Ihnen offen gestehen. Sie haben mich zuweilen gehänselt und mit meinen Patrouillen aufgezogen, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, wer da zuhörte. Hier in der Serengeti aber sind Sie als der Älteste der ganzen Abteilung zugleich auch der Diensteifrigste, und das ist der Grund, warum ich Ihnen die Geschäfte übertrage. Ich werde es noch offiziell vor der Front bekanntgeben!“

Während des Gespräches war man auf den Schlachthof hinausgetreten. Für Konrad, der eben noch die Luft der freien Steppe genossen hatte, war der hier herrschende Verwesungsgeruch unerträglich. Der Anblick stieß auch sein Auge ab.

Der weite Hof war von bleichenden Schädeln und Knochen angefüllt, neben denen die Häute der geschlachteten Ochsen moderten. Augenscheinlich hatten die Hyänen, die sonst so leicht nichts verschmähten, über anderen Leckerbissen, die sie hier allnächtlich vorfanden, auf die rauhere Kost verzichtet. Oben in den Wipfeln der Gelbrindenakazien hockten satt und träge die Aasvögel, völlig teilnahmlos wie in den Zoologischen Gärten Europas, seit der Kampf um das Dasein für sie aufgehört hatte. Offenbar waren sie hier ganz zahm geworden und verlangten nie mehr aus dem Lager heraus, das für sie zum Schlaraffenland geworden war.

„Das ekelhafte Geschmeiß sieht so vollgefressen aus und starrt so gleichgültig auf den von Fleischfetzen noch gar nicht gesäuberten Hof, daß es für den Dienst der Sanitätspolizei gar nicht mehr in Frage zu kommen scheint!" bemerkte Konrad. „Auch die Hyänen der Nachbarschaft entarten. Auf die Knochen legen sie gar keinen Wert mehr, wie man annehmen muß. Sie haben sich an Fleisch gesättigt und selbst das nicht ganz vertilgen können. Es riecht abscheulich!"

„Wenn man sich ständig hier aufhält, wie ich es leider wegen des Baues tun muß, merkt man es gar nicht mehr!" sagte der Führer. „Die Askari können übrigens hier einmal Ordnung schaffen, ich will gleich Hassan hinschicken!"

Eben schlich Kifaru, der dicke, starke, plumpe Schwarze aus Sekenke über den Hof. Es war der Mann, der Friedrich Wilhelm in der Wembäresteppe ausgerissen und unerklärlicherweise später wieder zu ihm gestoßen war. Konrad wunderte sich, daß der Ausreißer, dem nur auf seine persönliche Fürbitte hin die fünfzig Peitschenhiebe erlassen worden waren, frei umherlief; er hatte Wassergefäße in der Hand und kam anscheinend von der Felsentränke. Jetzt bemerkte er, daß der Mann humpelte, und sah im selben Augenblick, daß sein Hintervierte Narben aufwies, die von frischen Striemen herrührten.

„Was ist denn dem Schwarzen widerfahren?" fragte er und blickte den Führer ernst an.

„Ich habe es mir doch nicht verkneifen können, dem Kerl fünfundzwanzig Schläge aufzählen zu lassen, weil er dem Siedentopf ausgekratzt war!" lautete die Antwort. „Auf Ihre Fürsprache hin hatte ich ihm, wie Sie sich

erinnern werden, die ihm zugedachten Fünfzig in Gnaden erlassen, aber Fünfundzwanzig mußte ich ihm doch verabfolgen, seien Sie mir nicht böse, wo bliebe sonst die Disziplin unter den Schwarzen? Jetzt ist er durch irgendeinen Zufall lahm geworden und kann nicht mehr ausreißen; da lasse ich ihn frei umherlaufen!"

* *
*

„Mit dem Führer ist es gar nicht mehr zum Aushalten!" klagte der Vizefeldwebel, der in Konrads Grashaus saß und Theodor zusah. Der junge Reiter war eben dabei, einen mächtigen Fangkorb aus biegsamen Weidengerten herzustellen; er hoffte, Frankolinen und Perlhühner in ihm zu erwischen.

„Sie haben es völlig mit dem Patrouillenführer verschüttet, wie ich eben höre!" versetzte der Alte. „Er will Ihnen die Geschäfte abnehmen und sie mir übertragen!"

„Das soll er nur ruhig tun!" erwiderte der kleine Schwabe. „Glauben Sie, es wäre mir eine große Genugtuung, alle Tage in seinen Fuchsbau zu kriechen und mich untertänigst zu erkundigen, was für neue Baubefehle er zu erteilen geruhe? In dieser Rolle bin ich mir schon lange wenig beneidenswert vorgekommen, sie ist meiner unwürdig! Sie werden das auch nicht lange mitmachen, das prophezeie ich Ihnen! Der Mann unternimmt nichts mehr gegen den Feind. Er geht nie aus diesem Loch heraus! Er denkt nur an den Pferdestall! Wenn wir dem nicht bald in irgendeiner Weise abhelfen, machen wir uns alle mitschuldig!"

„Wie wollen Sie dem abhelfen?" fragte Konrad.

„Vielleicht wissen Sie einen Ausweg!"

„Ich weiß keinen!" wehrte der Graubart ab. „Mit Gewalt können wir nichts unternehmen, das werden Sie selbst zugeben. In Güte erreichen wir nichts, davon haben wir uns alle überzeugt. Wir werden auch später mit keinen Berichten und Beschwerden Erfolg haben. Schlagen Sie sich die Gedanken aus dem Kopf!"

„Sie sind der Älteste von uns und als alter Offizier verpflichtet, etwas zu unternehmen! Wir müssen uns ja später vor unseren Kameraden schämen, wenn wir nichts, rein nichts getan haben, sondern nur in diesem Loch steckengeblieben sind, bloß weil wir vor einem Vorgesetzten Angst hatten! Vor einem Vorgesetzten, der der größte Feigling unter der Sonne ist!"

„Sie irren!" entgegnete Konrad. „Vor dem Vorgesetzten, der ein Feigling

ist, fürchtet sich niemand, wohl aber vor den Kriegsartikeln oder doch zum mindesten vor ihrer Auslegung. Diese Furcht ist berechtigt. Ich habe mir im Anfange des Krieges erlaubt, einen Vorgesetzten in einem pflichtgemäßen Bericht an das Kommando über die Vorgänge bei der Erstürmung von Taveta zu kritisieren, und diese Kritik allein kostete mich schon meine Stellung. Mein unmittelbarer Vorgesetzter, der ehrenhafte, ritterliche Oberstleutnant Freiherr v. Bock, der mit mir einerlei Meinung war, konnte gegen das Kommando nichts ausrichten; sein Eintreten für mich nützte mir nichts und schadete nur ihm selbst. Ich habe mir ein zweites Mal am Tsavo eine Kritik erlaubt. Glauben Sie mir, ich bin davon kuriert, gegen unfähige oder feige Vorgesetzte vorzugehen. Man wäre mir obendrein noch kriegsgerichtlich an den Kragen gegangen, wenn ich nicht im Rechte gewesen wäre. So bekam ich wider meinen Willen den Abschied und blieb Offizier, weil man mir nichts anhaben konnte. Ich bin, wie Sie wissen, um meines Vaterlandes willen als einfacher Kriegsfreiwilliger wieder eingetreten, weil hier in der Not des Landes jeder Arm und jede Büchse gebraucht wird, aber leicht ist es mir nicht geworden. Leicht ist es mir auch heute noch nicht. Sie sehen die Folgen! Ich stehe unter dem Kommando dieses Menschen und beurteile die Dinge so klar wie Sie! Ich ertrage sie ebenso zähneknirschend wie Sie! Aber was soll ich machen? Soll ich mich wieder ins Unglück stürzen? In ein viel größeres diesmal, weil ich als Gemeiner diene? Soll ich, nachdem ich 1914 bei dem Versuch, für andere die Kastanien aus dem Feuer zu holen, mir die Finger verbrannt habe, heute, November 1916, mich ganz auf den militärischen Scheiterhaufen schleppen lassen, nach all meinen schmerzlichen Erfahrungen? Ich werde mich hüten! Ich bin einmal der Sündenbock gewesen, den man in die Wüste jagte; ein zweites Mal werde ich es nicht wieder!"

Draußen hörte man Schritte. Albert, der Palästinenser, kam daher.

„Hodi!" rief er am Eingang. Es war das Wort der Wasuaheli, mit dem sie an der Türschwelle ihre Ankunft meldeten und um Erlaubnis zum Eintritt baten. Die Weißen gebrauchten es vielfach, um sich erst zu versichern, daß sie nicht störten.

„Karibu!" antwortete der Alte. „Herein!"

„Habt ihr das Neuste schon gehört?" sagte der Ankömmling. „Der Askari Suedi ist desertiert! Heute morgen, als man ihn zur Viehweide kommandieren wollte, war er mit Sack und Pack verschwunden. Sein Gewehr hat er mitgenommen. Der Patrouillenführer trägt selbst die Schuld. Er hat ihm vorgestern einen Faustschlag versetzt, der nicht von Pappe ge-

Grashütten der Weißen im Kriege. (Phot. Steinlehner.)

Amtliche Bestrafung mit dem Kiboko, der Flußpferdpeitsche. (Phot. Steinlehner.)

Hütte der Wadschagga am Kilimandscharo. (Phot. Steinlehner.)

Massaikral.

wesen sein muß. Suedi hat nichts gesagt, aber seine Konsequenzen gezogen, wie jetzt klar wird!"

„Nicht möglich! Ein Askari sollte desertiert sein?" rief der Vizefeldwebel.

„Eben hat es mir Osman erzählt!" berichtete Albert.

„Da kommt August Dehnicke!" sagte Strecker.

„Sicher in derselben Angelegenheit!" warf Albert ein. „Suedi ist ja ein Askari der Neunten!"

Er hatte sich nicht getäuscht. Der lange Gardereiter von der Neunten erschien in der höchsten Aufregung.

„Das ist ja eine unerhörte Schweinerei!" legte er los. „Was soll man davon denken? Den einen meiner Askari, den Baruti, hat der Patrouillenführer vor einigen Tagen derartig auf das Trommelfell geschlagen, das das Ohr sofort zu bluten begann und der Mann Gefahr läuft, das Gehör zu verlieren; er liegt noch jetzt krank darnieder. Den anderen mißhandelt er derartig, daß der Mann desertiert! Was wird meine Kompagnie dazu sagen, wenn sie das hört! Ausgerechnet an den Askari der Neunten kühlt er sein Mütchen! Mir haben die Leute immer aufs Wort pariert und niemals Scherereien gemacht!"

„Natürlich nur Askari der Neunten!" rief der Vizefeldwebel. „Er wird sich schön hüten, die Askari unserer Achten anzufassen! Die behandelt er wie rohe Eier und verhätschelt sie nach Strich und Faden! Es sind ja seine Leibwächter! Denkt doch nur an Kondoa und an den Tod des Arabers Sef Auad und des Somali Babikir! Damit er ausreißen konnte, mußten sie sterben!"

„Nun können wir aber erst etwas erleben!" meinte Albert. „Daß ein Askari desertiert ist, bringt das Faß zum Überlaufen. Jetzt findet er sicher keine Minute Schlaf mehr. Bisher hielt er es in der Finsternis kaum mehr in seiner Höhle aus. Die halben Nächte sitzt er bei seinem geliebten Hassan und dessen Freund und Stammesgenossen Aden. Nun wird er zweifelsohne das Lager verlegen, denn Suedis Rache fürchtet er. Wenn ein gewöhnlicher Buschneger ausriß, hat er schon Verrat befürchtet; die Desertion des Askari gibt ihm den Rest. Paßt auf, wir sind die längste Zeit hier gewesen!"

„Wenn er nur wirklich das Lager räumen wollte!" meinte der Vizefeldwebel. „Früher bin ich auch nicht dafür gewesen, ein neues zu bauen, man war hier gut genug untergebracht. Seitdem aber der verreckte Ochse im Wasser der Felsentränke liegt, hat mich der Ekel überwältigt!"

„Ein verreckter Ochse liegt im einzigen Trinkwasser, das wir haben?" fuhr Konrad auf. „Seit wann denn? Das ist das erstemal, daß ich davon höre! Warum hat man ihn denn nicht sofort herausgezogen? Eine Typhusepidemie ist die unausbleibliche Folge, wenn ihr weiter von dem Wasser getrunken habt!"

„Wir sind zu spät dahintergekommen!" erklärte Strecker. „Die Gewohnheit hatte sich eingebürgert, das Wasser durch die Kettengefangenen holen zu lassen. Die Kerle haben uns nichts gesagt, stur, wie sie nun einmal sind. Als wir es merkten, war es zu spät. Weiter oberhalb der Felsentränke haben wir seither noch ein anderes Wasser entdeckt, und dorthin schicken wir nun unsere Leute!"

„Gut, daß Sie mir das sagen!" versetzte der Alte. „Da will ich denn doch lieber selbst immer hingehen und das Wasser holen! Die Schwarzen, denen alles gleichgültig ist, werden sich den Weg zu der anderen Tränke ersparen, zumal sie da höher zu klettern haben. Darin traue ich ihnen nicht. Pfui Teufel, da kann man sich ja eine schöne Bescherung an den Hals geholt haben!"

* *
*

Das Lager wurde nicht geräumt, obwohl der Askari desertiert war. Der Führer gab nach anfänglichem Schwanken den Plan, weiter in die Wälder zu ziehen, auf und arbeitete nach wie vor an seinem Pferdestall.

Konrad hatte die Erdbeeren und den Kapstachelbeerstrauch aus dem Ngoro-Ngoro-Krater in seinem kleinen Garten hinter dem Grashause eingepflanzt. Die Zwiebeln und Kartoffeln waren aufgegangen, wiesen aber keine Fortschritte auf, da sie in seiner Abwesenheit niemand begossen hatte. Jetzt waren die großen Eimer da, und die Bewässerung verursachte nicht mehr die Schwierigkeiten wie vordem. Mit einem Eifer, der das Staunen aller Lagerinsassen erregte, stürzte sich der alte Reiter auf die Gartenarbeit. Keine unkende Prophezeiung der zahlreichen Kritiker in der Waldfestung hielt ihn davon ab.

Die Geräte, die er aus dem Versteck am Krater mitgebracht hatte, waren gleich am ersten Tage, als sich die Nachricht von dem Funde im Lager verbreitete, zum Erisapfel geworden. Ein Rechtsstreit entbrannte.

Friedrich Wilhelm reklamierte alle Gegenstände für sich selbst. Er und sein Bruder hatten, wie sich jetzt herausstellte, den Schlupfwinkel zu Füßen des Oldeaniberges bei heraufziehender Gefahr eines englischen Einbruchs

angelegt und ihre Sachen dort untergebracht. Er verlangte von Konrad die Herausgabe seines Eigentums.

Der Alte lachte ihn aus. Warum Friedrich Wilhelm nicht selbst nach dem Krater geritten sei und sein Eigentum geholt habe, ließ er ihn fragen. Es gebe noch genug Milcheimer und Steinkrüge dort, er möge sich nur hinbemühen! Gutwillig sei Konrad bereit, das eine oder andere Stück ihm aus Kameradschaft abzutreten, eine Verpflichtung dazu erkenne er aber keineswegs an. Mit diesem Bescheide zog der Hausgenosse des Farmers, der Vizefeldwebel, ab.

Der Zorn des „Eigentümers" auf den „Besitzer" war groß. Als er keine Möglichkeit sah, seinen Willen zu erreichen — dienstlich konnte er auch nichts ausrichten, da sowohl er wie Konrad simple Gemeine waren —, ließ er den Führer um sein Eingreifen bitten.

Auch das verfing nicht. Der Alte bezeichnete die Eimer und Krüge als Beutestücke, die er auf der Patrouille in das vom Feinde besetzte Gebiet in Besitz genommen und so rechtskräftig an sich gebracht habe. Seit der im Frühjahr erfolgten Einnahme des Nordens sei mit dem ganzen Lande auch Siedentopfs Habe in die Hand der Engländer gefallen; neun Monate später könne der Farmer, der jetzt Soldat sei, von einer Patrouille, die dort eingebrochen sei, unmöglich die Herausgabe an sich ziemlich wertloser, aber in der augenblicklichen Lage geschätzter Gebrauchsgegenstände verlangen. Diese Gegenstände zu gebrauchen habe nur der ein Recht, der sie unter Gefahr geholt habe. Auch dem Patrouillenführer gegenüber verweigerte der Graubart die Herausgabe.

Der Groll Friedrich Wilhelms über die seiner Meinung nach sehr sonderbare Logik, der eine völlig irrige Auffassung des Eigentumsrechts zugrunde liege, steigerte sich zur Wut, als er von den mitgebrachten Korrespondenzen erfuhr. Er empfand auch nicht die mindeste Dankbarkeit. Ursprünglich hatte der Alte beabsichtigt, die Schriftstücke sofort ihrem rechtmäßigen Eigentümer zuzustellen. Als nun die Angelegenheit der Eimer und Steinkrüge eine so unerfreuliche Wendung nahm, beschloß er, mit der Herausgabe der Dokumente zu warten, bis die Zeit ihren lindernden Einfluß auf das verbitterte Gemüt Friedrich Wilhelms ausgeübt habe. Trotz alles Drohens behielt er vorerst die Rollen mit den geheimnisvollen Runen. Der Inhalt trage nicht dazu bei, die nervösen Kopfschmerzen des Kranken so schnell zu beseitigen, wie es wünschenswert wäre, ließ er sagen. Sobald diese behoben seien und der Kamerad wieder auf Patrouille gehen könne, werde alles wieder gut werden; er könne dann nicht nur sein Eigentum zurück-

erhalten, sondern auch noch weit wichtigere Dokumente aus dem Papierhaufen vor seiner Farm, wohin hoffentlich seine erste Patrouille führe, herausſuchen, gleichzeitig auch die erforderliche Anzahl Milcheimer und Krüge aus dem Verſteck mitbringen. Betrübt hörte Friedrich Wilhelms Bote, der zum zweiten Male gekommen war, den Beſcheid. Über dieſer unleidlichen Sache ſchien niemals mehr Gras wachſen zu können.

Es wuchs doch darüber. Mit der Zeit. Das war aber weder Friedrich Wilhelms noch Konrads Verdienſt. Beide hatten ſich in den Knochen verbiſſen wie zwei wütige Dackel. Der Ruhm, den Frieden zwiſchen den beiden Alterspräſidenten wiederhergeſtellt zu haben, fiel dem Koch Friedrich Wilhelms zu, einem alten Schwarzen aus Uſſukuma, namens Juma.

Unter den farbigen Elementen im Lager, die nicht zum vornehmen Stande der Askari gehörten, ſpielte Juma die erſte Rolle.

Seitdem die Höcker der Schlachtochſen wegen der immer mehr dahinſchwindenden Weide ſo klein wie Warzen geworden waren, gab es ſo gut wie gar kein Fett mehr im Lager, wenn nicht ausnahmsweiſe einmal ein Ochſe unter das Meſſer kam, der durch Zufall Grasbüſchel gefunden hatte.

Die Folge war, daß weder Weiße noch Schwarze mehr „Mandazi" backen konnten, die kleinen Kuchen aus Hirſemehl, die die einzige Abwechſlung der Lagerkoſt bildeten.

Juma, Siedentopfs Koch, buk Mandazi auch ohne Fett, und zwar ſo, daß ſie eine Delikateſſe waren. Mandazi waren ſeine Spezialität. In der Einſamkeit der Wildnis hatte er ſich zu einem regelrechten Konditor entwickelt.

Aber die Mandazi waren nicht ſeine einzige Zugkraft. Der Koch, der aus Muanza am Großen See ſtammte, war ein geborener Witzbold, der alle anderen Schwarzen durch ſeinen Humor aus dem Felde ſchlug. Er hatte keine Geſtalt noch Schöne. Man behauptete, wenn Juma auf einen Baum klettere, reklamierten ihn die Paviane auf der Stelle als Blutsverwandten und Sippenglied und ließen ihn nie mehr wieder hinunter. Zum Glück ſtieg er nie auf Bäume, weil er zu fett war.

Jumas Erzählertalent wurde neidlos von allen Lagerinſaſſen anerkannt. An ſeinen Vorträgen genas ſelbſt der ernſte Theodor langſam.

Das Prunkſtück des Kochs war ein bekanntes Suahelimärchen, das an und für ſich für die Europäer nichts Neues bedeutete. Er erzählte, wie die urſprünglich der mohammedaniſchen Satzung ergebene Hyäne vom Iſlam abfiel, als ſie, von wütendem Hunger gepeinigt, eines Tages gegen Allahs Gebot Aas fraß.

Die Geſten, mit denen Juma die Hyäne nachahmte, wie ſie an den Ka-

daher heranging, herumschnüffelte, sich an die Satzung des Korans erinnerte, zurückwich, dann aber immer wieder versucht wurde, bis sie endlich nicht mehr widerstehen konnte, waren unbeschreiblich lebendig und von einer überwältigenden Komik. Hinzu kam der unnachahmliche Ton.

„Islamu ngumu!" seufzte die Hyäne, „der Islam ist hart!"

Der Erzähler gab die Laute wieder, die sie ausstieß, solange sie noch nicht gesündigt hatte. Die schweren Seufzer, in denen sich die Töne aus der Brust rangen, steigerten sich. Immer schneller wurden die Worte der Hyäne, je mehr die Begierde in ihr zunahm, bis sie im Wirbel der Worte überhaupt nichts mehr dachte, sondern, von Heißhunger überwältigt, zuschnappte und dem Fluch verfiel.

„‚Islamu ngu — — — mu! Islamu ngu — — — mu!' ruft die Ausgestoßene, Gottentfremdete seither klagend durch die Wildnis!" schloß Juma. „Solange die Welt steht, wird ihre Klage erschallen!" — — —

Von Stund' an hörte jeder Weiße den Ruf der Hyäne mit anderen Ohren an. Keine sonstige Deutung war mehr möglich.

* *
*

Ganz durch Zufall war Konrad dahintergekommen, welch einen Schatz Friedrich Wilhelm in Juma besaß. Anfangs hatte er sich an den Feuersteinen des Kochs nur niedergelassen, um ihm das Geheimnis der Zubereitung seiner Mandazi abzuschauen; über Nacht waren diese das Lagergespräch geworden. Juma fühlte sich geehrt, und seine Zunge löste sich, so daß der Alte Proben seines Erzählertalents zu kosten bekam. Diese zogen ihn so stark an, daß er des öfteren wiederkam. Mit der Zeit geriet er so sehr in den Bann des schwarzen Humors, daß er um Jumas willen seinem Herrn verzeihen zu können erklärte und zur Herausgabe eines Eimers bereit war. Ganz allmählich hatte sich diese Wandlung vollzogen; sie war mit dem Augenblick entschieden, da Theodor durch Juma das Lachen wieder gelernt und durch das Lachen gesund geworden war.

Der junge Reiter, dessen Kräfte nun schnell zunahmen, hatte inzwischen das große Kunstwerk zustande gebracht, das er im Bunde mit seinem Freunde Strecker ausgeheckt und in saurem Schweiß vollendet hatte. Der Fangkorb, dem die Frankolinen und Perlhühner nunmehr in ungezählten Scharen zum Opfer fallen sollten, stand wie ein preisgekröntes Wunder modernster Technik auf der Veranda der Hütte, allen Lagergenossen zur Schau freigegeben.

Das Werk hatte eine lange Vorgeschichte. Sie reichte bis in die ersten Tage zurück, da man sich hier in der Serengetiwildnis niedergelassen.

Gleich zu Anfang hatten die Askari sich die einfache Hirsekost durch verlockende Zutaten schmackhaft zu machen verstanden. Das ewige Ochsenfleisch war nicht nach ihrem Sinn. Sie stellten Schlingen auf, in denen sie die Steppenhühner zu Dutzenden erwischten.

Als die Europäer dahinterkamen, versuchten sie es den Askari gleichzutun. Sie verbrachten ganze Tage damit, Schlingen zu konstruieren und Fallen zu ersinnen, in die alles Federvieh mit normalem Hirn hineinspazieren müßte.

Groß war ihr Erstaunen, als sie es erleben mußten, daß weder Frankolinen noch Perlhühner etwas von ihnen wissen wollten. Den Schwarzen liefen sie ohne Besinnen in die Kochtöpfe. Alle Tage kamen die Askari mit den Leckerbissen aus dem Busch heraus und ließen sie triumphierend von ihrer Schulter herunterbaumeln, wenn sie an den Weißen vorüberkamen.

Sobald die Europäer merkten, daß ihnen das afrikanische Federvieh abhold war, gaben sie die Versuche auf. Sie taten, was ihnen unter diesen Umständen allein übrig blieb: sie kauften für die wenigen Silbermünzen, die sie noch besaßen, den Schwarzen dann und wann ihre Beute ab.

Der kleine Vizefeldwebel war der einzige unter den Weißen, der sich nicht für besiegt erklärte und auch keinen Vogel kaufte. Er glaubte nach wie vor an seinen eigenen Vogel. Mit einer Beharrlichkeit, die jedermann Bewunderung abnötigte, konstruierte er Monate hindurch Fallen und Schlingen aller möglichen Systeme und versuchte stets aufs neue, sein Ziel zu erreichen.

Es war umsonst. Völlig umsonst. Der Fall blieb hoffnungslos.

Als er endlich merkte, daß seine von Jugend auf betriebenen Künste ihm nicht dazu verhalfen, auch nur ein einziges Perlhuhn zu ergattern, begann er an Spuk zu glauben und hielt sich für verhext.

Theodor war der Vertraute, dem er sein Herz ausschüttete.

„Ich habe kein Glück in der Serengeti!" klagte er. „Die Antilopen laufen mir nicht vor die Mündung des Karabiners, die Hühner nicht in meine Fallen! Mit der Armbrust war es auch nichts; wie sinnreich ich sie konstruiert hatte, ihre Bolzen fielen kraftlos zu Boden. Ich habe genug gebastelt, ich gebe es auf! Versuchen Sie es einmal, Theodor! Vielleicht brechen Sie den Zauber, der alle Weißen narrt und vor den Askari blamiert! Sie haben ja ebenfalls Spaß am Basteln und können sowieso nichts anderes unternehmen, bis Sie wieder völlig gekräftigt sind!"

Der junge Reiter hatte die Idee aufgegriffen und den Riesenkorb ge-

flochten. Sein Herz klopfte nicht wenig, als er ihn hinter des Vaters Garten und der Höhlenbehausung des Tübingers zum erstenmal aufstellte. Nach dem Vorbilde des Vizefeldwebels streute er Hirsekörner in Menge unter der Falle aus und baute sie so auf, daß sie bei der geringsten Berührung zuklappen mußte.

Die Nacht schlief er nicht vor Spannung. In brennender Erwartung eilte er am Morgen hin. Die Körner waren aufgepickt. Die Falle stand noch genau so unberührt wie tags zuvor.

Er wiederholte den Versuch.

Am folgenden Tage war die Falle zugeschlagen, aber kein Vogel gefangen. Die Körner lagen noch da, wo er sie hingestreut hatte.

Viele Tage besuchte er die stets frisch aufgestellte Fangvorrichtung mit einer rührenden Geduld, ohne ein besseres Resultat zu erzielen. Tag für Tag fingen unterdessen die Schwarzen ihre Steppenvögel in den Schlingen wie zuvor. Lächelnd gingen sie an der Mordmaschine des weißen Reiters vorüber.

Dann aber kam ein Tag, an dem das ganze Lager in Aufregung geriet. Ein Vogel war in der Falle gefangen gewesen, das stand einwandfrei fest. Was es für ein Vogel gewesen war, ließ sich schwer bestimmen, denn die einzige Feder, die in der Falle lag, konnte so gut einem Perlhuhn angehören wie einer Taube. Es war eine ganz kleine, unscheinbare Wolldaunenfeder von der Brust irgendeines Lebewesens.

Der junge Reiter und der als Sachverständiger von ihm zugezogene Vizefeldwebel erklärten die Feder aus Bescheidenheit für eine Taubenfeder. Übereinstimmend gaben sie ihr Gutachten dahin ab, der gefangene Vogel sei in der Falle von einem Marder gefressen worden, der nur die Feder übriggelassen habe ...

Unter den rauhen Reitern war keiner, der den beiden ihren harmlosen Kinderglauben rauben mochte. Man nickte und stimmte bei, man lobte die Falle und pries auch die Körner; man redete von Zukunftsmöglichkeiten, die unberechenbar seien. Sobald aber die beiden triumphierend in der Grashütte verschwunden waren, schüttelten sich alle Weißen und Schwarzen vor Lachen. Jeder schwur, daß Konrad die Feder in die Falle gelegt habe. Jeder war überzeugt, daß in dieser Höllenmaschine niemals ein Vogel gefangen werde. Schon von weitem, wollte jemand beobachtet haben, riß alles Federvieh voller Entsetzen aus, wenn es dies hölzerne Machwerk menschlicher Verworfenheit erblickte.

Die bösen Kritiker behielten recht. Nach wenigen Wochen ließ auch die

Zähigkeit des jungen Theodor nach. Wenn er an der Falle vorüberkam, blickte er nach der anderen Seite.

Langsam vermoderte sie im Walde ...

* * *

Am 28. November 1916 trat vor der Höhlenwohnung des Führers in feldmarschmäßiger Ausrüstung eine Patrouille von acht weißen und zehn schwarzen Reitern zum Abmarsch an.

Konrad und der Vizefeldwebel waren die einzigen, die sich freiwillig zur Teilnahme gemeldet hatten; alle andern waren kommandiert. Von den Weißen blieben nur Friedrich Wilhelm, dessen nervöse Kopfschmerzen andauerten, Theodor, der als Rekonvaleszent noch nicht in Betracht kam, und der stiernackige Schleswig-Holsteiner, der sich wieder krank gemeldet hatte, im Lager. Einige Askari wurden zur Bewachung der Kettengefangenen zurückgelassen. Sogar Mallin hatte sich wieder gesund gemeldet und kommandieren lassen, zum Staunen des Führers.

Der Graubart hatte seinen Willen durchgesetzt. Die längst geplante Patrouille nach Umbugwe wurde zur Wahrheit, obwohl der Pferdestall immer noch nicht vollendet war.

21. In den Schluchten des Oldeani

1. bis 3. Dezember 1916

Die Patrouille ritt auf wohlbekannten Pfaden am Saume des Nyarasa-Randgebirges entlang und übernachtete im Puffotterlager am Speerberg, wie es Konrad und Dehnicke auf ihrem Marsch zum Ngoro-Ngoro-Krater getan hatten. Der Führer war frisch und gesund. Er träumte von bedeutenden Taten.

Als man am zweiten Morgen nach mühseliger Durchquerung der Steinklüfte und Sandwüsteneien die Ausläufer des großen Waldes von Oldogom erreichte, schlug seine Stimmung bereits um. Hier war er nie gewesen, und die Schrecken der mit finstrem Dickicht und wildem Felsgeröll übersäten Urwaldgründe warfen ihre Schatten in seine Seele. Er begann über Unwohlsein zu klagen und verlor die Ruhe. Der Feind konnte in diesen Kesseln und Schluchten einen Hinterhalt bereitet haben, meinte er; ohne Zweifel hätten die Briten die Spuren Konrads und Dehnickes bis an den Saum der Serengeti verfolgt.

Auf Farm Hartung bezog er das Lager im dichten Schutz der Waldesfinsternis, fühlte sich aber auch hier keine Minute sicher.

Da der dritte Tag ein Ruhetag sein sollte, so bekam Konrad die Erlaubnis, mit dem Paläſtinenser eine Jagdstreife zu unternehmen.

„Kommen Sie, Albert!" sagte er. „Wir wollen auf unserem Wege einmal den Platz aufsuchen, an dem Hartung seinen Garten angelegt hatte. Ich habe ihn noch gut in Erinnerung, da ich ihn mit meiner Frau besichtigte. Der Farmer hatte allerlei Gemüse angelegt und außerdem Kartoffeln angepflanzt. Es ist nicht unmöglich, daß wir dort noch verwilderte Tomaten und Kapstachelbeeren finden, wie ich sie neulich auf der Farm im Ngoro-Ngoro antraf. Als ich mit Dehnicke hier war, blieb uns keine Zeit mehr zu einer solchen Streife, wir waren zu ermüdet!"

Sie schlenderten am Bach entlang und kamen in die Gegend, die dem Alten wohlvertraut war.

Suchend ließ er seine Blicke in die Runde gehen. Mannshohes Gras verhinderte jede Aussicht. Ein Meer vertrockneter Halme und starrer Unkrautstauden wogte um ihn herum, hier und da von Nashornfährten durchfurcht, auf denen alte und frische Losung lag. Daß hier jemals ein Garten gestanden hätte, war jedem, der die Stätte zum ersten Male sah, unfaßlich. Keine Spur einer Kulturpflanze zeigte sich mehr in diesem Dickicht; Gras und Unkraut hatten den letzten Hauch des früheren Lebens erstickt.

„Verlorne Liebesmüh'!" seufzte der alte Reiter. „So schnell erlischt auf diesem üppig wuchernden Boden Afrikas jede Erinnerung menschlicher Pionierarbeit! Wir sind Eintagsfliegen; der Urwald allein bleibt!"

Sie schritten die nahe Höhe hinauf, auf der die Wellblechtrümmer lagen. Zwei Schwarzfersantilopen ästen oben mitten unter den Resten menschlicher Ansiedlertätigkeit und waren nicht wenig erstaunt, als plötzlich wieder die Feuerbüchse in ihrem stillen Reiche ertönte.

„Wir wollen die Richtung auf den Berg Lemagrut einschlagen!" sagte der Graubart. „Es ist die ehemalige Viehtrift Hartungs. Im Dickicht gibt es Riedböcke. Wahrscheinlich stoßen wir da auch auf Kongonis. Der Weg ruft zudem alte, liebe Erinnerungen an meine Lebensgefährtin in mir wach!"

* *
*

Einige Stunden später kehrten sie mit reicher Jagdbeute beladen zurück. Was sie nicht selbst hatten transportieren können, bewachten die Begleitaskari. Aus dem Lager schickte man Hilfskräfte hin.

Als der Abend kam, nahm die Unruhe des Führers zu.

„Ach, Schmid," wandte er sich an den langen Tübinger, „wollen Sie nicht einmal auf den nächsten Hügel drüben klettern und, sobald es dunkel wird, feststellen, ob Feuer hier in der Gegend zu sehen sind?"

„Zu Befehl!"

„Sie lachen, Konrad!" wandte sich der Befehlshaber an den Graubart zu seiner Rechten. „Glauben Sie mir, man kann wirklich nicht wachsam genug sein. Meiner Vorsicht allein habe ich alle meine Erfolge bei den Bahnsprengungen zu verdanken!"

„In diesem Falle ist die Vorsicht aber wirklich überflüssig!" meinte der Alte. „Die Engländer sind zum mindesten eine ganze Tagereise von uns entfernt, falls sie im Ngoro-Ngoro sitzen, wahrscheinlich aber drei bis fünf Tage oder mehr, wenn sie in Umbulu oder Aruscha sind, wie ich vermute. Wir hetzen Schmid unnötig ab!"

„Na, dann meinetwegen nicht, Schmid! Ich will nicht eigensinnig auf meinem Kopf bestehen! Auf Ihre Verantwortung, Konrad!"

Die ganze Nacht wälzte sich der Patrouillenführer schlaflos hin und her. Alle Augenblicke glaubte er verdächtige Geräusche zu hören.

Dem alten Reiter verdarb er ebenfalls die Nachtruhe. Jede halbe Stunde stellte er ganz unvermittelt zwecklose Fragen. Sobald er merkte, daß er Konrad wieder aus dem Schlummer aufgescheucht hatte, entschuldigte er sich ganz höflich, um bald darauf das Spiel in seiner Nervosität von neuem zu beginnen.

„Er macht nicht mehr lange mit!" dachte der Alte. „Er klappt bei der ersten Gelegenheit zusammen! Man kann ihn nicht mehr für verantwortlich halten! Es sind die Nerven, die in den jahrelangen Strapazen draufgegangen sind! Wenn er doch bloß wieder umkehrte und uns allein ziehen ließe!"

Seltsamerweise brüllten die Löwen in dieser Nacht nicht ein einziges Mal.

* * *

Am vierten Tage ritt die Patrouille in der Richtung auf den Ngoro-Ngoro-Krater weiter.

Heute begannen die Nerven des Führers völlig zu versagen. Er sprach nur noch mit leiser Stimme.

Mit einem Male wurde er munter und hatte sofort seine ganze Lungenkraft wieder.

„Was sind denn das für Spuren?" rief er und wies auf eine Zebrafährte. „Die Engländer sind da! Auf diesen Hochalmen knallen sie uns wie die Hasen nieder. Es ist Wahnsinn, hier bei hellem Tage ohne Deckung zu reiten!"

Er war nicht zu bewegen, die Richtung innezuhalten, und bog rechts auf die Schluchten ab.

Vor dem Alten und dem langen Tübinger kletterte der Hengst des Führers den steilen Hang eines Korongo hoch.

„Wir wollen dem Gaul einen Vorsprung geben!" meinte der Schwabe. „Wenn er ins Rutschen kommt, gibt es todsicher ein Unglück; davor möchte ich denn doch meinen Schädel bewahren. Falls er stürzt, reißt er uns alle hinab!"

„Er tritt sicher auf!" entgegnete der Alte. „Das prächtige Tier hat allerlei Erfahrung in den Bergen hinter sich; außerdem ist der Askari auf seiner Hut. Schauen Sie nur, wie vorsichtig er mit dem Hengst umgeht!"

„Er weiß, warum!“ lachte der Tübinger. „Ich möchte es nicht erleben, wenn dem Tiere etwas zustieße! Aber kommen Sie, der Gaul ist oben!“

Der lange Schwabe hatte eben die ersten Schritte den Hang hinauf getan, als ein paar Steinblöcke in mächtigem Geraſſel heruntergepoltert kamen. Im selben Moment ertönte ein furchtbarer Schrei von oben.

Sofort hatten die Reiter ihre Tiere zur Seite geriſſen. Dicht neben ihnen ſchoſſen die Blöcke in die Schlucht, gefolgt von kleinerem Schotter, der hinterdreinratterte.

Konrad und ſein Gefährte hatten die eigene Gefahr kaum beachtet. Inſtinktiv waren ſie ihr ausgewichen, durch zahlloſe gewagte Kletterpartien in afrikaniſchen Felseinöden ſo gut wie gefeit gegen derartige Überraſchungen. Bei dem Anblick, der ſich ihnen oben am Rande des Hanges bot, ſtockte ihnen aber das Blut, und mit vor Entſetzen weit aufgeriſſenen Augen ſtarrten ſie in die Höhe.

Der Schimmel hatte eben mit den Vorderhufen den Kamm erreicht und ſpannte die elaſtiſchen Glieder zum federnden Satz, als plötzlich der Boden nachgab und die Blöcke unter den Hufen wichen.

Das mächtige Tier verlor ſeinen Halt und ſtürzte. Mit übermenſchlicher Kraft ſtemmte ſich der treue Askari gegen den Ruck und hielt die Zügel. Einen Augenblick nur glückte der Verſuch, dann war all ſein Mühen vergebens. Der Hengſt, der den Halt fühlte, verſuchte aufzuſpringen, riß in gewaltigem Ruck dem Askari die Zügel aus den Händen, geriet wieder ins Rutſchen, ſprang fehl, fiel, überſchlug ſich im Liegen und rollte den fünfzehn Meter hohen Hang herunter. Glücklicherweiſe hatte der letzte Ruck ihn nach rechts hinübergeworfen, ſo daß er nicht ſenkrecht nach unten fiel, vielmehr über die hier leicht gewellte Abdachung in ſanfterem Fall glitt, während er ſich drei- bis viermal überſchlug.

„Das arme Tier!“ ſagte der Tübinger mitleidig. „Es hat genug für alle Zeiten!“

Auch Konrad teilte dieſe Meinung. Erſchüttert blickte er auf den Schimmel.

Grau vor Schrecken war der Askari in tollkühnen Sätzen, unbekümmert um ſein eigenes Leben, hinter dem geſtürzten Hengſte dreingeſprungen und ſtand jetzt an ſeiner Seite.

Wider alles menſchliche Erwarten ſprang der Schimmel im nächſten Moment hoch, ſobald er den Ruck am Zügel verſpürte und die Stimme vernahm. Die Reiter traten hinzu und beſchauten ihn. Von unbedeutenden Haut-

schürfungen abgesehen, war äußerlich gar keine Verletzung wahrzunehmen; gebrochen hatte er sich nichts.

Mittlerweile war der Patrouillenführer, der weiter vorn die Unglücksstätte passiert hatte, in die Schlucht zurückgeklettert. Er war weiß wie Kalk und vermochte im ersten Augenblick nicht zu sprechen.

Als er sah, daß der Schimmel aufgesprungen war und sich bewegen konnte, fand er die Sprache wieder und wollte über den Askari herfallen.

Konrad und der lange Tübinger legten sich sofort ins Mittel und berichteten, daß sie den Vorfall beobachtet hätten. Der Führer wollte den Mann trotzdem wegen angeblicher Nachlässigkeit im Dienst bestrafen, wogegen die beiden Reiter höflich, aber energisch Widerspruch erhoben. Der Vorgesetzte verbat sich jede weitere Bemerkung und ging wieder nach vorn, sobald der Schimmel auf einem Umwege glücklich hochgeklettert war. Eine leichte Mißstimmung blieb auf beiden Seiten zurück.

Die Waldschluchten, die den Zugang zur Felsenbrust des Oldeani von dieser Seite her verbarrikadierten, waren überwunden. Das Bild, das sich vor dem Auge der Reiter entrollte, ermutigte aber trotzdem noch herzlich wenig zu weiterem Vordringen. Links bot sich keine Möglichkeit, an den Felsen entlang zu ziehen. Aus einem Meere von Waldeswipfeln ragte die steile Wand des höchsten Gipfels in die Wolken, zweihundert Meter hoch oder mehr. Geradeaus und rechts liefen nackte Felsenkämme mit tiefen, wilden Schluchten in jäher, pfadloser Abdachung in den Trichter des Nyarasabeckens hinunter. Da es bereits dämmerte, war jeder Versuch, weiterzuklettern, vollkommen ausgeschlossen.

Das Panorama, das sich vor den Augen der Reiter ausbreitete, war von wilder, malerischer Großartigkeit und tröstete über die üble Lage hinweg. Man starrte in ein Labyrinth von Kämmen und Schluchten. Die Brust des Oldeani war zerfetzt und zerklüftet. Die Phantasie sah den Vorhang der Jahrtausende zerreißen und die Feuerströme der Lava aus allen Spalten des Bergriesen lodernd in den Abgrund stürzen. Tief unten im abflußlosen Becken schimmerte der gelbe Sand der Wüste im Strahl der untergehenden Sonne wie lauteres Gold. Der blaßblaue See ruhte wie ein märchenhafter Blütenkelch in der Rosafassung der im Abendlicht leuchtenden Felsen. Fern im Südwesten verflimmerte die Wembäresteppe im Dunst, während zur Rechten die ungeheure Mauer des Nyarasa-Randgebirges hoch über dem glitzernden Sande der Wüste in ununterbrochener Linie bis in die Wälder Ussukumas hinein sichtbar wurde. Unmittelbar zu Füßen des Oldeani kränzte ein weiter, grüner Hain das Gestade des blauen Sees. Es

war der Borassuswald, das Paradies der Flußpferde und Urwaldbüffel, das sich bis fern zum Matetefluß hinzog.

Während Konrads Gedanken der Trophäe seines ersten Büffels galten, den er vor Jahren dort unten im Beisein seiner Frau erlegt hatte, nahe dem paradiesischen Galeriewalde des Matete, umwölkte sich die Stirne des Patrouillenführers aufs neue.

„Sehen Sie die Rauchwolken dort unten in der Nyarasasenke, Konrad?" rief er plötzlich. „Es muß in der Gegend von Limbita sein! Was mag das bedeuten? Am Ende kommen die Engländer, von dem Deserteur Suedi geführt, und ziehen gegen das Lager!"

„Es sind Staubwolken, die der Wind aufwirbelt, oder einfache Sandhosen!" tröstete der Alte.

„Unsinn, es ist Rauch, ich sehe es ganz deutlich!" beharrte der andere. „Vielleicht sind auch wieder Kettengefangene ausgerückt! Wenn ich nicht selbst im Lager bin, geht sicher alles drunter und drüber!"

Man stritt sich noch eine Weile hin und her, ohne sich einigen zu können. Darüber brach die Nacht herein. Die Reiter schliefen auf den Felsvorsprüngen, so gut es bei dem Mangel an Raum und in der furchtbaren Kälte der gegen dreitausend Meter betragenden Berghöhe möglich war.

* * *

Tief unten im Schoße der Lolbossaleschlucht, die hoch vom Thron des Oldeani kommt und sich durch das Herz des Berges zieht, rastete die Patrouille am Mittage des folgenden Tages, des fünften seit dem Aufbruch aus dem Serengetilager. Es war der 2. Dezember.

Der Abstieg die schwindelnden Felsen hinunter war grauenhaft gewesen. Daß Menschen und Tiere die halsbrecherische Kletterei an den fast nackten Wänden hinab unverletzt überstanden hatten, war mehr als ein Wunder. Aufatmend hatten Schwarze wie Weiße den schattigen Galeriewald am kühlen, klaren, lebenspendenden Bergbach begrüßt und sich dicht am Ufer niedergelassen. Daß man hier rastete, verstand sich von selbst.

Wenige Minuten später entfaltete sich eine rege Tätigkeit. Der Zauber der zerrissenen, einsamen Bergschlucht mitten im Herzen des Oldeani, die rostbraunen und goldenen Gefieder der wilden Dattelpalmen an den Hängen, das Rauschen des frischen, kristallreinen, wie Champagner dahinströmenden Lolbossale, den hier tief im Berginneren kaum je eines Menschen Fuß betreten haben mochte, das alles hatte die Herzen wie ein neuer Lebensodem durchweht und gekräftigt. Fröhlich buk man die unvermeidlichen Hirse-

kuchen und kochte dazu den Kaffee aus Hirse, wie immer. Man kannte nichts anderes mehr. Man hoffte nichts anderes mehr. Wenn man nur Hirse hatte, ließ sich leben.

Im Schatten einer der wundervollen Phönixpalmen lag der Führer und seufzte schwer. An seiner Seite saß Konrad und schaute bald auf ihn, bald auf die brausenden Wasser des Gebirgsbachs.

„Wie ich Ihnen schon sagte, ich bin im allgemeinen nicht abergläubisch!" begann der Patrouillenführer wieder, nachdem das Gespräch eine Weile gestockt hatte, „aber in diesem Punkte bin ich sterblich. An meinem Geburtstage habe ich noch nie Glück gehabt; an dem Tage hat mich immer das Pech verfolgt. Ich möchte es daher gar nicht einmal Aberglauben nennen; es ist eine alte, feststehende Erfahrung, die mich niederdrückt. Ich kann es ausrechnen, wie ich will, der Schluß bleibt immer der gleiche: Ob wir nun nach Umbugwe gehen und einen Versuch machen, die Läden in Madukani auszuheben, oder ob ich an meinem ursprünglichen Plan festhalte und mich bei Mbuyuni an der Aruschastraße in den Hinterhalt lege, stets rechne ich als Ankunftsdatum den 13. Dezember heraus, und der Tag bringt Unglück!"

Wieder seufzte er, wie er schon mehrfach getan hatte, und setzte dazu ein todunglückliches Gesicht auf.

„Könnten wir denn nicht einen Tag länger hier in der Schlucht bleiben und uns ausruhen?" schlug der Alte vor. „Wir kämen dann um das fatale Geburtstagsdatum herum und träfen einen Tag später an Ort und Stelle ein!"

„So darf man nicht rechnen!" entgegnete der Führer vorwurfsvoll. „Man muß die natürliche Marschzeit innehalten, sonst wird alles Willkür. Wenn ich sie aber innehalte und die normalen Rasttage einschalte, kommt jedesmal der 13. Dezember heraus. Glauben Sie mir, die Sache geht nicht gut!"

„Verzeihen Sie, wenn ich anderer Ansicht bin, aber ich glaube ganz im Gegenteil, daß wir Glück haben werden! Ein gutes Omen ist uns doch schon beschieden worden. Der Schimmel ist die Bergwand heruntergestürzt und hat sich weder Hals noch Bein gebrochen. So werden auch wir alle Schwierigkeiten überwinden!"

„Den Sturz des Schimmels nennen Sie ein gutes Omen? Ein böses ist es, ein ganz böses! Es war eine Warnung, diesen Zug fortzusetzen. Deutlicher konnte das Schicksal mir seinen Wink nicht geben. Zudem habe ich diese Herzbeschwerden, diese ganz fatalen Herzbeschwerden; sie werden immer

toller. Es ist zu traurig, daß wir keinen Sanitäter bei uns haben! Verstehen Sie sich auf Herzbeschwerden?"

„Leider gar nicht!"

„Auch keiner der anderen?"

„Ich glaube nicht! Ich kann mich aber einmal erkundigen!"

Der alte Reiter erhob sich und ging in die obere Gegend der Schlucht, wo die Hirsekuchen zu duften begannen. Nach einer Weile kam er mit dem schwarzhaarigen Albert zurück, gefolgt von drei anderen Kameraden.

„Blankertz soll Fundi[1]) sein!" meldete er.

„Ich verstehe nicht viel davon!" wehrte der „Fundi" bescheiden ab. „Ich wollte eigentlich gar nicht herkommen!" fuhr er fort, indem er wie hilfesuchend die übrigen Reiter ansah.

Überall starrte er in steinerne, ja drohende Gesichter. Augenscheinlich erwartete man eine Tat von ihm, zu der ihm der Mut fehlte. Als er den drohenden Ausdruck in den Mienen wahrnahm, raffte er sich zusammen und wandte sich wieder dem Führer zu. „Immerhin kann ich einmal versuchen, ob ich etwas herausfinde!" stammelte er. „Ich bitte, die Brust zu entblößen, damit ich das Herz untersuchen kann!"

Der Patrouillenführer knöpfte seinen Khakirock auf und streifte das Hemd zurück, während die Reiter mit ehernen Mienen hinschauten. Der lange Tübinger trat seinem Nebenmann mit schwerem Druck auf die Zehen, während er sich selber die Finger der linken Hand blutig kratzte, um nicht hell aufzulachen. Der sonst so phlegmatische Dehnicke umklammerte mit der Linken den Puls seiner rechten Hand und preßte ihn mit eisernem Griff, daß der Blutlauf zu zirkulieren aufhörte. Der Palästinenser selbst biß sich auf die Lippen und dachte an die schlimmsten Stunden seines Lebens, um das Spiel nicht zu verraten.

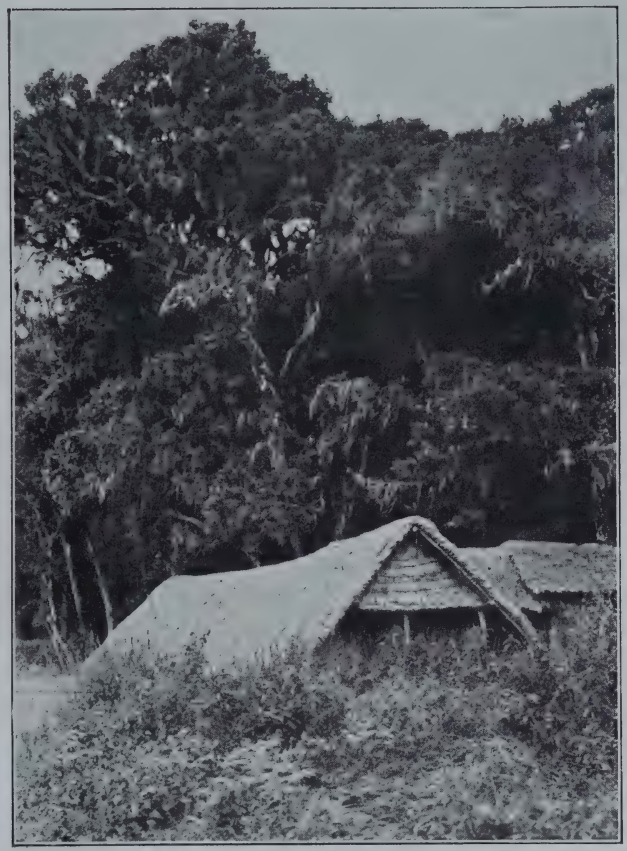
„Wo sitzt es, bitte?" würgte er mit heiserer Stimme hervor. „Hier wohl?" Er hielt eine Handbreit unter der Herzgegend.

„Ja, da!" lispelte der Patient mit der Stimme eines Sterbenden. „Richtig, da sitzt es!"

„Das ist eine sehr schlimme Stelle!" erklärte der Palästinenser und sah den Patrouillenführer mit Augen an, die den Fall als hoffnungslos aufgaben. „Die Krankheit ist schwer und gestattet die weitere Teilnahme an der Patrouille unter keinen Umständen. Das Herz schlägt nur noch ganz schwach und funktioniert kaum noch. Die größte Schonung ist geboten!"

---

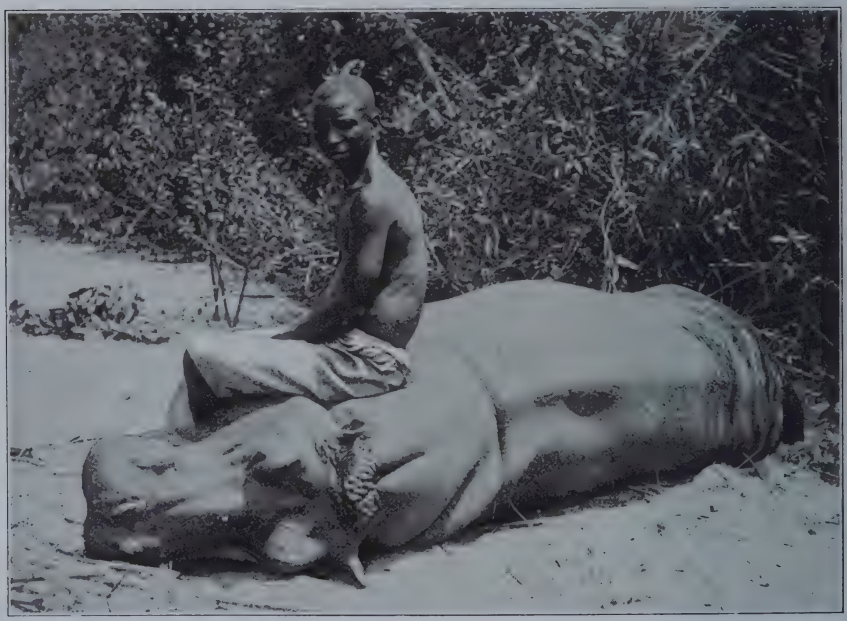
[1]) Sachverständiger.



Grashäuser an der Bismarckhütte.
(Eines der größten geriet am 25. März 1917 in Brand und beleuchtete das hier nicht sichtbare Steinhaus der Verteidiger.)

Wadschagga brauen Hirsebier am Kilimandscharo.

Büffel (Gefährlichstes Wild in Ostafrika).



Flußpferd.

„Ich habe es mir gedacht!" flüsterte der Führer. „Ich wollte nur nichts sagen!"

„Jedenfalls haben sich schon vor längerer Zeit Schmerzen eingestellt, die heldenhaft unterdrückt wurden!" fuhr Albert fort.

„Ich bin schon die ganzen letzten Tage nicht wohl gewesen, wie ich Konrad wiederholt mitteilte. Der Sturz des Hengstes hat mich vollends erledigt. Ich dachte, mich hätte der Schlag gerührt, als ich ihn fallen sah! Was soll aber nun aus der Patrouille werden?"

„Die Patrouille muß unter allen Umständen ihre Aufgabe ausführen!" erklärte Konrad. „Wir können nicht unverrichteterdinge in das Lager zurückkehren!"

In den Augen aller anderen Reiter las der Führer denselben unbeugsamen Entschluß.

„Ich sehe das ein!" wisperte er matt, indem er sich hintenüberlehnte und die Augen schloß. „Konrad führt die Patrouille morgen weiter. Ich selbst kehre ins Lager zurück. Nur möchte ich darum bitten, daß ich wenigstens einen Askari zur Begleitung mitbekomme, damit ich nicht ganz verlassen bin!"

* *
*

Am folgenden Tage hatte sich der Zustand des Patienten nicht im geringsten gebessert. Er lispelte immer noch, meinte aber, er fühle sich stark genug, langsam in das Lager zurückzureiten. Statt des einen Askari, den er sich am Abend zuvor zur Begleitung ausbedungen hatte, begehrte er jetzt drei. Er ließ fragen, wer von den Askari freiwillig mit ihm zurückreiten wolle.

Es meldete sich keiner, nicht einmal seine Leibordonnanz Hassan, der Somali. Daraufhin kommandierte er Hassan und zwei andere, die zu den besten Soldaten gehörten. Auch die Weißen fragte er. Es schien ihm, daß einige krank aussähen, und er lud sie ein, mit ihm zurückzureiten. Alle lehnten es ab. Sogar Unteroffizier Simon, auf den er sicher gezählt, erklärte, daß er die Patrouille mitmachen wolle.

„Man weiß nie, was vorkommt, wenn man sich auf so lange Zeit trennen muß, Konrad!" sagte der Kranke zum Abschied. „Sollten zwingende Umstände eintreten, die mich in Ihrer Abwesenheit zu anderen Dispositionen veranlassen, so finden Sie einen orientierenden Zettel in einem Versteck in meiner Höhle im Lager! Sie brauchen nur in den von der Hinterwand aus sichtbaren Spalt des zweiten Pfahles von links zu greifen! Und eins noch:

Es bleibt dabei, Sie führen den von mir entworfenen Plan aus! Sie gehen entweder bis zur Wasserstelle Mbuyuni an der Straße nach Aruscha und legen sich dort so lange in den Hinterhalt, bis Sie zuverlässige Nachricht aufgreifen, ob der Krieg noch andauert, oder aber Sie reiten nach Umbugwe und versuchen in Madukani Auskunft zu erhalten! Wenn Madukani nicht besetzt ist, erfahren Sie ja alles Nötige von den Indern oder Goanesen dort. Lieber ist es mir, Sie gehen nach Mbuyuni, um alles unnötige Aufsehen zu vermeiden! Wenn Sie an dem einen Punkt Ihr Ziel erreichen, so machen Sie keinen Versuch mehr an dem anderen!"

Er verabschiedete sich, immer noch mit hohler Stimme. Verdrossen blickten seine drei Askari drein, besonders Hassan, die Leibordonnanz. „Ich komme nie dazu, etwas mitzumachen!" sagte dieser leise und traurig.

22. Mkumbo

6. Dezember 1916

Es war der Abend des siebenten Tages nach Abritt der Patrouille aus dem Serengetilager, des 5. Dezember.

Im Grashause Friedrich Wilhelm Siedentopfs saßen die beiden wegen Krankheit im Standquartier verbliebenen Weißen, der Hausherr und Theodor, in reger Unterhaltung bei der Abendmahlzeit, während der dritte Invalide, der Schleswig-Holsteiner Nissen, seine Suppe im Viermännerhaus einnahm, wie gewöhnlich.

Die drei Patienten waren mit ihrem Lose recht zufrieden. Die Milch der dreiundzwanzig Kühe, die sonst unter die ganze Patrouille verteilt worden war, kam jetzt ihnen und den wenigen Wachtaskari allein zugute, ebenso die Eier der Hühner. Leber und Nieren, Zunge und Filet, alles, was ihr Herz begehrte, kam auf ihre Tafel. Auch brachte der Askari, der auf Viehweide auszog, dann und wann noch etwas Honig mit. Seltener war die Delikatesse allerdings geworden, denn meist saßen schon die jungen Bienchen in den Waben.

„Diese erste Woche des Alleinseins war die schönste in meiner ganzen Zeit hier im Busch!" erklärte der junge Theodor, dem die Kochkünste Jumas es angetan hatten. Tausenderlei Anekdoten des Ngoro-Ngoro-Farmers, der an dem Sohne Konrads die üble Stimmung gegen den alten Reiter nicht ausließ, würzten ihm das Mahl und hielten sein Zwerchfell in gesunder Schwingung.

„Drei Wochen dieses ungetrübten Daseins haben wir sicher noch vor uns!" meinte Friedrich Wilhelm. „Wenn die Patrouille tatsächlich über den Grabenrand zum Manyarasee hinunterzieht und von dort über den Essimingor an die Aruschastraße nach Mbuyuni reitet, dürfte sie kaum früher wieder eintreffen. Wenn sie zurückkommt, sind die schönen Tage von Aranjuez allerdings für immer dahin! Der Führer wird einen Heidenkrach schlagen, wenn wir ihm melden müssen, daß alle Kettengefangenen

ausgekratzt sind und nur Mkumbo noch da ist! Das Gesicht muß ich sehen, wenn ich auch sonst nicht aus der Bude herausgehe!"

„Dem Führer wünsche ich nichts Böses, er hat mir nichts zuleide getan!" versetzte der junge Reiter. „Den armen Teufeln von Kettengefangenen aber gönne ich ihre Freiheit von Herzen; lange habe ich mich nicht über irgend etwas so in meiner Seele gefreut wie über ihre Flucht! Ich wundere mich nur, daß die Askari sie haben entkommen lassen. Für sie könnte der Fall doch böse Folgen haben!"

„Die Askari kann man kaum verantwortlich machen!" sagte Friedrich Wilhelm. „Sie haben zu viel auf dem Halse. Einer geht mit dem Vieh auf die Weide. Der zweite hat den Schlachtbetrieb unter sich. Der dritte muß Wasser holen lassen. Dem vierten liegen ebenfalls seine Aufgaben ob. Kein Wunder, daß da die Kettengefangenen allmählich immer größere Freiheit bekamen oder sich nahmen!"

„Mich wundert nur, daß Mkumbo nicht mit ihnen ausgekratzt ist!" bemerkte Theodor nachdenklich. „Dem dummen Kerl muß das Leben hier doch auch zum Ekel geworden sein!"

„Immerhin genießt er eine größere Freiheit, da er nicht an der Kette ist, sondern ohne Fesseln umherlaufen darf, wie früher Kifaru!" sagte Siedentopf. „Letzterer hat ja nun diesmal den Anschluß nicht wieder verpaßt wie damals auf meiner Heimreise von Mkalama! Ich nehme an, daß Mkumbo irgendwo im Busch geschlafen hat, als die Ketten auskratzten. Auf keinen Fall war er bei ihnen, denn die Ketten mußten gerade Gras schneiden, als sie ausrissen. Wahrscheinlich hat der Askari gedöst, als sie im Busch arbeiteten, und das machten sie sich auf der Stelle zunutze!"

„Vielleicht hat er sie zum Grasschneiden fortgeschickt, ohne selbst mitzugehen!" meinte Theodor. „Na, wie es auch war, sie sind auf und davon. Aber horchen Sie, was ist denn das?"

Lautes Rufen scholl aus der Ferne herüber. Instinktiv sprangen beide auf. Die wenigen Askari verhielten sich immer ruhig. Die Totenstille des Lagers wurde nie gestört.

„Es kommt von den Palisaden her!" erklärte der junge Reiter. „Das Tor der Festung ist um diese Zeit längst geschlossen, wir haben schon neun Uhr. Sollte jemand noch draußen sein?"

„Zum Donnerwetter, die Patrouille wird doch nicht etwa schon zurückgekehrt sein?" rief Friedrich Wilhelm entsetzt aus. „Zuzutrauen ist es dem Führer schon, daß er die Unterhaltung kurzerhand abgebrochen hat, weil eine Zebrafährte gekreuzt wurde oder eine Staubwolke in der Ferne aufstieg!"

Wenige Minuten später standen sie vor dem heimgekehrten Lagerkommandanten und erfuhren, daß er wegen Krankheit auf eine weitere Teilnahme an der Patrouille zu verzichten und das Kommando an Konrad zu übergeben gezwungen worden war. Sie fielen aus allen Wolken.

* * *

Am folgenden Morgen saß der junge Theodor in seinem Grashause und harrte der Dinge, die da kommen sollten.

Mit der Krankheit des Führers konnte es nicht weit her sein; die drei mit ihm zurückgekehrten Askari hatten berichtet, daß er vom Oldeaniberge durch die Nyarasasenke fast ohne jede Rast zurückgejagt, am alten Aufstieg zum Randgebirge emporgeklommen und sofort ins Lager geeilt war, eine geradezu phänomenale Leistung, die er in zwei Tagen vollbracht habe. Kein Kranker wäre dazu in der Lage gewesen, sagte sich jeder der drei Weißen im Lager.

Theodor befand sich in einer gewissen Aufregung. Die Verantwortung für alle Vorgänge im Lager trug der Schleswig-Holsteiner, der als einziger Unteroffizier das Kommando gehabt hatte. Diesem war es natürlich nicht möglich gewesen, den ganzen Tag hinter den Kettengefangenen herzulaufen und zuzusehen, daß sie nicht Reißaus nähmen. Aus diesem Grunde hatte er Theodor mit der Aufsicht über die Gefangenen betraut, ohne indessen zu erwarten, daß der junge Weiße mit dem Askari zusammen zum Grasschneiden in den Busch zöge.

Während der junge Reiter noch über den bevorstehenden Sturm nachdachte, hörte er plötzlich ein Gebrüll, das ihm alle Nerven in Aufruhr brachte. Im nächsten Augenblick riß es jäh ab und ging in einen Laut über, der wie Todesröcheln klang.

Sofort stürzte er aus seinem Schlafraum auf die Veranda.

Bei dem Anblick, der sich ihm bot, gefror ihm das Blut zu Eis, und sein Herzschlag setzte aus.

Wenige Meter vor seiner Grashütte, unweit des tiefen Brunnens, in dem man vergeblich nach Wasser gegraben hatte, stand gerade gegenüber der Wohnung des Patrouillenführers ein Askari und zog vor den Augen des Befehlshabers einen Menschen, der ein Seil um den Hals hatte, an einem Baumast hoch. Der Mensch war Mkumbo, der Jrambamann aus Sekenke, der allein von allen nicht entlaufen war.

Eben setzte das Kreischen des Schwarzen wieder ein. Der Askari, der

vorher das Seil nur angezogen hatte, schien jetzt Ernst machen zu wollen. Mkumbo griff in seiner Todesangst mit beiden Händen nach dem Strick um seinen Hals, als er den Erdboden unter seinen Füßen schwinden fühlte, und stellte sich auf die Zehen. Im nächsten Augenblick schwebte er in der Luft, in der sein Schrei auf der Stelle erstickte. In diesem Moment wurde der Strick nachgelassen. Die Füße berührten wieder die Erde, und der Delinquent atmete auf.

Gleich darauf wiederholte der Askari das Experiment, während das wahnsinnige Geschrei des Negers aufs neue die Lüfte zerriß, um sofort in ersticktes Gewinsel überzugehen. Augenscheinlich hatten diese Hängeversuche einen ganz bestimmten Zweck.

„Herrgott, sind wir denn unter Chinesen, daß man hier Leute zu Tode foltert?" rollte in diesem Moment eine grollende Baßstimme über den weiten Hof dahin. „Pfui Teufel, was ist denn das für eine neue Schweinerei? Wie kann man denn nur Menschen so quälen?"

Die Worte waren aus dem Viermännerhause gekommen. Dort stand Nissen, der Schleswig-Holsteiner, der seinen Augen nicht traute, als er das Schauspiel sah.

Einen Augenblick herrschte Totenstille. Dann wandte sich der Führer mit ein paar Worten an den Askari und ging in seine Höhle. Der Askari zog den Strick vom Baume herunter, löste ihn vom Halse des Opfers und begab sich mit Mkumbo in die Wohnung des Patrouillenführers.

Der junge Reiter, der bisher wie angenagelt vor der Türe seines Grashauses gestanden hatte und vor Aufregung an allen Gliedern zitterte, ließ sich erschöpft auf die Bank der Veranda sinken.

Eine Viertelstunde später kam der Somali Hassan.

„Wazungu wote ‚Antreten' nyumbani ya Bwana Mkubwa!" sagte er. „Alle Europäer sollen sofort in der Wohnung des Großen Herrn antreten!"

Vor der Höhle stieß Theodor auf den Schleswig-Holsteiner. Wenige Sekunden später traf Siedentopf ein.

Nissen ließ die beiden Weißen drinnen antreten und machte dann die vorschriftsmäßige Meldung.

Der Patrouillenführer, der seine Flußpferdpeitsche in der Hand hielt, kam zunächst auf die Flucht der Kettengefangenen zurück und maß Nissen die Schuld bei. Dieser könne keine Leute behandeln und wolle es auch gar nicht. Er habe bereits früher seinen Kameraden gegenüber geäußert, er sei froh, wenn sie sämtlich fortliefen.

Nach dieser Einleitung ging er ohne Umschweife auf des Pudels Kern über. Er wandte sich an Siedentopf und Theodor.

„Sie haben eben beide mit angehört, wie der Unteroffizier Nissen sich benommen hat! Was er sich erlaubt hat, kann ich mir unter keinen Umständen gefallen lassen. Sie werden einsehen, daß dieses Benehmen das schärfste Vorgehen gegen ihn herausfordert. Ich habe Mkumbo natürlich nur ängstigen wollen, um ein ausführliches Geständnis über die Flucht der Kettengefangenen zu erlangen!"

Nach diesen Worten ging er auf den Schleswig-Holsteiner mit drohender Gebärde zu, pflanzte sich in der Entfernung eines Schrittes vor ihm auf, fuchtelte ihm mit der Flußpferdpeitsche vor der Nase herum und schrie:

„Ich werde Sie vor ein Kriegsgericht stellen lassen! Sie werden sehen, wie man mit Ihnen abfährt! Sich derartig gegen einen Offizier zu benehmen, das ist doch die Höhe! Warten Sie nur!"

Der stiernackige Schleswig-Holsteiner zitterte wie Espenlaub. Er war ein schwerer, mächtiger Mann von wuchtigem Körperbau, der über Bärenkräfte verfügen mußte; er befand sich in mittleren Jahren. Wie er so dastand und am ganzen Leibe bebte, fürchteten beide Kameraden den Ausbruch einer schicksalsschweren Katastrophe und machten sich auf das Äußerste gefaßt. Die Adern auf seiner Stirne sprangen wie Stränge aus der Schläfe empor, und seine Lippen färbten sich blau. Plötzlich öffneten sie sich.

„Ich möchte bitten, doch etwas ruhiger zu sprechen!" begann er. Würgend brachte er die Worte hervor, stoßweise rangen sie sich über seine Lippen. „Auch möchte ich bitten, etwas weiter zurückzutreten und das Drohen mit der Hand sein zu lassen! — — — Meine Nerven sind so herunter ... Ich weiß nicht, was ich tue ... Ich kann für nichts aufkommen ...!"

Wie ein Vulkan vor dem Ausbruch stand er da.

Kaum waren die Worte heraus, als der Führer weiß wie die Wand wurde.

„Sie haben sich einer Bedrohung schuldig gemacht! Ich werde Sie erschießen lassen, wenn Sie sich noch einmal so etwas erlauben! Auf Festung kommen Sie, dafür werde ich sorgen! Wie können Sie es wagen, einen Offizier zu bedrohen?"

Er schrie dem Schleswig-Holsteiner die Worte ins Gesicht und begann so zu brüllen, daß Siedentopf und Theodor, die eben noch gefürchtet hatten, der Unteroffizier werde sich zu Tätlichkeiten hinreißen lassen, jeden Moment glaubten, der Führer werde mit der Flußpferdpeitsche losschlagen oder

sich auf Nissen stürzen. Sowohl der junge Gefreite wie der alte Landsturmmann waren entschlossen, sich zwischen die beiden zu werfen, falls es zu Tätlichkeiten käme.

Je mehr der Führer tobte, um so ruhiger wurde der Schleswig-Holsteiner. Er wußte jetzt, was auf dem Spiele stand.

„Sie werden wohl wissen, was Sie nach diesem Vorfall zu tun haben!" schloß der Patrouillenführer. „Ich kann Ihnen nur den einen guten Rat geben: Sie nehmen Ihr Gewehr und gehen in den Busch hinaus! Sie werden wohl verstehen, was ich meine! Vor dem Kriegsgericht haben Sie keine Schonung mehr zu erwarten!"

Unteroffizier Nissen verzog sein Gesicht zu einem höhnischen Lachen. Kaleidoskopartig waren die Bilder der Vergangenheit seit dem Abritt von Kondoa vor seinem Auge vorübergeblitzt.

„Nehmen Sie sich man selber Ihren Karabiner und tun Sie das, was Sie mir geraten haben!" sagte er kalt. „Wer von uns beiden vor dem Kriegsgericht am übelsten abschneidet, das wird sich noch herausstellen!"

„Hinaus!" schrie der Patrouillenführer.

„Jawohl, ich gehorche!" grinste der Unteroffizier, der jetzt kein Blatt mehr vor den Mund nahm. „Vor dem Kriegsgericht werden wir uns wiedersprechen!"

* * *

Das Strafgericht, zu dem der Führer zweifelsohne die drei Europäer ohne Ausnahme bestellt hatte, um sie wegen der Flucht der Kettengefangenen insgesamt zur Verantwortung zu ziehen, war infolge des furchtbaren Auftritts nicht zur Ausführung gekommen.

Der Patrouillenführer war ganz von dem Eindruck der letzten Szene erfüllt und teilte den beiden in der Höhle zurückgebliebenen Europäern mit, daß er sie später als Zeugen vor das Kriegsgericht laden werde. Er fragte, ob sie alles gehört hätten, und suchte sie davon zu überzeugen, daß Nissen ihn ohne Veranlassung bedroht habe.

„Es wird sich empfehlen, den ganzen Vorfall gleich schriftlich niederzulegen!" sagte Siedentopf zu Theodor, nachdem sie entlassen waren. „Unbedingt hat er ein Nachspiel vor dem Kriegsgericht!"

* * *

„Nach diesem geglückten Fluchtversuch der Kettengefangenen können wir hier im Lager natürlich nicht eine Minute länger bleiben, als unbedingt

notwendig ist!" sagte der Führer zu Theodor bald darauf. „Ich werde mit Siedentopf in den Busch reiten und ein neues Standquartier suchen! Hier ist alle Arbeit vergebens gewesen!"

Der junge Reiter wußte nichts zu erwidern. Daß die Gefahr des Verrats jetzt viel greifbarere Formen angenommen hatte, mußte jeder zugeben; die Rückkehr von nahezu fünfzig Schwarzen würde sowohl in Meatu wie in Iramba auffallen und den Engländern nicht lange verborgen bleiben.

„Kommen Sie!" sprach der Führer. „Ich möchte mir noch einmal alle meine Bauten hier ansehen! Es hat Arbeit genug gekostet, bis ich meine Pläne ausgeführt hatte!"

Sie gingen zusammen durch das Lager. Der Patrouillenführer machte den jungen Reiter auf die Zweckmäßigkeit aller seiner Anlagen aufmerksam und war sehr freundlich.

„Was meinen Sie übrigens?" fragte er plötzlich ganz unvermittelt, indem er stehenblieb und seinen Begleiter interessiert ansah. „Ob der Kommandeur schon gefangen ist?"

Die Frage war des öfteren im Lager erörtert worden. Theodor zuckte die Achseln und sagte, was er darüber dachte.

Die Gedanken des Führers waren bereits wieder zu dem Vorfall mit dem Schleswig-Holsteiner zurückgekehrt, über den er offenbar fortgesetzt nachgrübelte. Er fragte den jungen Reiter um seine Meinung. Aus diesem war wenig herauszubringen. Daheim war er noch ein Kind gewesen. In der Schutztruppe hatte er keine Fälle von Insubordination oder Achtungsverletzung erlebt. Von Kriegsgerichten wußte er nichts.

Nachdenklich kehrten beide von ihrem Rundgang zurück.

23. Am Manyarasee

Während der Patrouillenführer bei seinem Abritt aus der Schlucht des Lolbossale am Bachlauf entlang ohne große Schwierigkeiten das abflußlose Becken in der Tiefe erreichte, türmten sich dem Weitermarsch den Leuten Konrads schwere Hindernisse in den Weg, als sie das Haupt des Oldeaniberges zu umreiten versuchten.

Ein paar auf Erkundung ausgesandte Reiter mußten viele Stunden umherirren, ehe über den südlichen Rücken der Felsenschlucht ein Übergang gefunden war, der von den Tieren passiert werden konnte.

Nackte, schroffe Berggrate und schwindelnde Abgründe wechselten in steter Aufeinanderfolge ab, bis man endlich vor einem Cañon stand, an dessen Steilabfall keine Möglichkeit des Abstiegs mehr zu winken schien.

Als alle bereits verzweifelten, zeigte sich auch hier ein Ausweg. Weiter unterhalb fand sich auf der Felsenrippe, von der man anfangs weder rechts noch links ohne Schaudern in die Tiefe hatte blicken können, ein uralter Nashornwechsel, der in die Hölle des Trichters abstieg. Der Ariadnefaden war gefunden, der aus diesem Labyrinth herausführte, und noch vor Sonnenuntergang erreichte man die gegenüberliegende Seite des Berges.

Auf bequemem Pfad gelangte die Patrouille von hier aus in den Urwald und schlug an einem munter plätschernden Quell ein idyllisches Lager auf.

Der Wald war voll Elefanten. Überall verstreut lag ihre Losung umher. Ihre breite „Barra-barra" lief in mannigfacher Verzweigung durch die mit Bartflechten behangenen Riesenbäume, die mit Bambuswäldern abwechselten. Es waren Jagdgründe, wie die Reiter sie sich herrlicher nicht vorstellen konnten, kühl und lauschig und voll wunderbarer Fernsichten.

Der Weg zur Bruchstufe, die man in der Nähe des Manyarasees zu erreichen hoffte, führte über das Hochplateau zwischen dem Ngoro-Ngoro-Krater und Umbulu. Es war ein Paradies der Dickhäuter. An einem Tage stieß man auf ein Dutzend Nashörner nacheinander.

„Hier wechseln die Elefanten, die vom Oldeani kommen und in die Urwälder von Tumbati ziehen!" rief Konrad und wies auf die Fährten,

die wie Eimerabdrücke hintereinander liefen. „Donnerwetter, ja, das ist ein Dorado für den afrikanischen Jäger, das auch mich begeistern könnte! Vielleicht ziehen wir später noch einmal zusammen hierher, Streckerle! Da unten im Grunde könnte man Schillings und seinen Aufnahmen Konkurrenz machen!"

Drei oder vier Tage lang durchzog die Patrouille die weite Hochsteppe. Kurz bevor man die Bruchstufe erreichte, kam rechts vorn eine kleine Kuppe in Sicht. Die Steppe war trocken geworden, und die Reiter hatten ihr letztes Wasser verbraucht.

„Irgendwo muß es hier einen Bachlauf geben!" erklärte der alte Reiter. „Die Kuppe dort vorn ist der Oldonje Dili, an dessen Fuß der Farmer Hartung sich niederließ, nachdem er von seinem alten Sitz am Bache Oldogom aus Furcht vor den Massai geflohen war. Drüben an dem Hügel ist er erschlagen worden!"

Interessiert blickten alle auf den Fleck.

„Sollen wir nicht einmal hinreiten?" fragte der Vizefeldwebel. „Da er doch Wasser für sein Vieh gehabt haben muß, wäre uns zu gleicher Zeit geholfen!"

„Er liegt zu weit abseits!" meinte der Alte. „Ich schlage vor, daß wir lieber geradeaus zum Grabenrand reiten, da wir spätestens morgen dort Wasser finden!"

* *
*

Als die Sonne sank, blitzte durch den grünen Waldesschleier, der die Zinnen der Bruchstufe umkränzte, zu Füßen der Reiter unten in der Tiefe ein himmelblauer See, von Tausenden schneeweißer Pünktchen bedeckt. Der See wand sich in lang auseinandergezogenem Oval die Felsenmauer des Großen Afrikanischen Grabens entlang, vom Urwald her, durch den der Mto Mbu floß, bis zu der tennenglatten Fläche, auf der die Hütten von Umbugwe ihr Pygmäenantlitz über die staubige Ebene erhoben. Die schneeweißen Pünktchen, die wie Blumen auf dem Wasser schwammen, bewegten sich dann und wann, wie man mit dem Glase deutlich wahrnahm. Rosenrote Blitze schossen aus ihnen auf. Es waren die Schwingen der Flamingos, die eigens dazu geschaffen waren, die Farbenfreude der Mutter Erde zum Ausdruck zu bringen, und zwar an einem Punkte, der alle Farben des Prismas zu einem lebenden Bilde vollkommener Harmonie zusammenstellte.

Wie zauberhaft das Bild auch war, der Blick der Reiter glitt achtlos darüber hin. Ihr Auge suchte ein anderes, ungleich gewaltigeres Pano-

rama, in bunten Farben erstrahlend wie die himmelblauen Wasser des Manyara mit den rosenroten Schwingen der Flamingos, aber größer und unzertrennlich mit ihren Herzen verknüpft wie sonst nichts auf dieser afrikanischen Erde.

Ein Kranz von Bergen stieg aus der goldschimmernden Ebene da unten auf.

Vor dem Auge der verwöhnten Nordländer, die die Firnen der Alpen kannten, hatte Afrika eine Anzahl seiner vornehmsten Söhne mobil gemacht, um mit der alten Erde Europas um den Preis der Schönheit zu ringen. Der Essimingor und der Purko, der Tarosero und der Mondul, der Ketumbin im Norden und der Berg von Ufiome im Süden, sie alle hatten ihr Antlitz entschleiert, schönheitstrunken und siegesbewußt, gewiß, Herz und Seele der Beschauer für immer zu gewinnen.

Wie sie auch glitzerten und gleißten im Abendrot, in aller ihrer Herrlichkeit fanden sie keine Gnade vor dem Auge der Reiter. Der Blick der Kriegsleute flog weiter und blieb am äußersten Horizont haften, wo jenseits der unvergeßlichen Pyramide des Meru der Himmel sich aufgetan hatte und hoch über den Wolken in Eis und Schnee des Pols der Berg aller Berge grüßte.

Um ihn hatten sie gestritten und geblutet all die langen Monde und Jahre hindurch! Von ihm waren sie vertrieben worden und mit zuckendem Herzen südwärts gewichen, von ihm hatten sie geträumt im Lager vor Kondoa Irangi, immer in Hoffnung, den Feind doch noch zurückschlagen zu können durch die endlosen Wälder und die unermeßlichen Steppen bis an seinen Fuß und darüber hinaus bis jenseits der Grenzen! Nach ihm hatten sie sich gesehnt in den morastigen Ebenen von Sekenke und im Sumpf des Simbiti, in der pfadlosen Steppe der wasserarmen Serengeti und im toten Walde von Ussukuma!

Es war der Kilimandscharo, das Wunder Afrikas! Eben küßte ihn die Sonne zum letzten Male. Blutrot flammte der ewige Schnee auf, ein Symbol derer, die ihr Leben gegeben hatten, damit dieser Berg und diese Erde deutsch blieben. Alle Opfer waren dargebracht worden, damit auch die fernste Erdenflur erführe, wie die afrikanischen Deutschen ihr Vaterland liebten und an diesem Berge und diesem Boden hingen, wie sie nicht leben könnten ohne die Hoffnung, daß dieses Paradies einst wieder deutsch werde in der Sonnenwende der Zeit. Berg und Land waren heilige Erde geworden durch all das verspritzte Blut und all die vergossenen Tränen!

„Andere Führer sind nötig als der unsere, um diese Erde unserem

Stamme wiederzugewinnen!" sprach der alte Reiter. „Wir werden sie erst wiedergewinnen, wenn der hohle Schein zusammengebrochen und die Welt der ‚Bwana Mkubwa' versunken ist! Der Tag wird kommen, da der koloniale Gedanke im deutschen Volke aus einer lebendigeren Quelle gespeist wird als aus den Tintenfässern der Gouverneure und Ministerien, der Kolonialgesellschaften und der großkapitalistischen Betriebe, wie unsere Zeit sie kannte! Er wird kommen, wenn die blutige Saat dieses verlorenen Kolonialkrieges und der Tränen um unser versunkenes Glück das Volk zu der Erkenntnis gebracht haben, daß seine Machthaber ihm dreißig Jahre die Tore eines Paradieses verschlossen hielten!"

* *
*

Die Schlucht des Elmoruo tauchte am nächsten Tage auf.

Der wilde Gebirgsbach hatte den oberen Teil der Bruchstufe vor Jahrtausenden in ungestümer Jugendkraft zersprengt und zu einem breiten Kessel umgewandelt, in dem der Urwald seinen Triumph mit einem prächtigen Siegeskranz belohnte. Weiter unten war der Berg noch zu stark und widerstand dem reißenden Wildbach auch zur Regenzeit. Nur in einem schmalen, düstren Spalt gewann dort der mutige Springer die Möglichkeit des Absturzes, die heißersehnte Freiheit und die weite Ebene schrankenloser Tummelluft.

Staunend beobachtete ein Rudel hirschartiger Antilopen, wie die Reiter von der Höhe der Steppe her in den Taleinschnitt des Elmoruo herabstiegen und in ihrem stillen Hain sich einzunisten begannen.

„Was sind denn das für Viecher?" fragte der Palästinenser überrascht. „Sie haben ja gar kein Gehörn und sind so braun gezeichnet, daß sie im Schatten fast schwarz erscheinen; nur an der Brust und im Spiegel schimmern sie weiß!"

„Haben Sie noch keine Wasserböcke gesehen, Albert?" fragte Konrad. „Die weiblichen Stücke tragen kein Gehörn. Vielleicht sind es auch Hirschantilopen, ich kenne den Unterschied nicht so genau. Aber kommen Sie, ich glaube, Sie sind bereits wieder mordlustig. Mit Fleisch sind wir vom letzten Elen her noch reichlich versehen! Die Antilopen da drüben sind kein begehrtes Wildbret!"

* *
*

Der Laubbaldachin am Bach, unter dem die Reiter ihr Lager aufschlugen, brachte Stimmung in die Patrouille. Wie das traumgesponnene Gebilde einer gütigen Waldfee mutete er an.

Sobald die Sonne in die Bergkluft hineinlugte, streute sie verschwenderisch ihr Gold im Hag umher, wandelte das Moos am Quell in einen smaragdnen Teppich um und stattete die uralten Baumriesen nebst den schaukelnden Lianen mit einer weichen, warmen Bronzetönung aus, die sich in das Auge einschmeichelte.

Die verbrannte Hochsteppe oben auf dem Plateau und die blutigen Erinnerungen des Oldonje Dili an die Metzelei der Massai waren vergessen. Die afrikanische Erde begrüßte die Reiter mit ihrem freundlichsten Mutterlächeln und weckte allerlei Knabenträume aus dem Schoße der Erinnerung. Alles Sehnen der frühsten Jugend nach der Romantik eines abenteuerlichen Waldlagers war in diesem goldgleißenden Blätterdom erfüllt. Die abgehetzten Reiter, die ihre zweite Heimaterde an den übermächtigen Feind verloren hatten, konnten für einen Augenblick hier süßes Vergessen finden ...

* *
*

Einen Augenblick nur. Dann griff die rauhe Wirklichkeit wieder mit der Faust nach ihrem Glück. Die graue Sorge, die keine lange Freude duldete, schwebte in das Tal.

Sie saß mitten unter den Enterbten, ehe sie sich dessen bewußt waren.

Der kleine Schwabe, dessen ruhelose Augen überall umherschweiften, sah sie zuerst. Plötzlich sprang er auf und schritt auf die Reittiere zu.

„Was ist denn das hier?" rief er entsetzt. „Der ganze Leib des Maultiers ist ja von oben bis unten mit höchst verdächtigen Insekten besät! Schnaken sind es nicht, darüber werden wir alle einig sein. Gewöhnliche Fliegen sind es ebenfalls nicht. Sollte es die Tsetse sein? Eigentlich erscheint sie mir zu groß dafür!"

„Für die Tsetse ist sie zu groß!" stimmte ihm ein Teil der Reiter bei, während der andere schwur, es sei das gefürchtete Insekt, das Pferden, Maultieren und Rindvieh unfehlbaren Tod brachte und nur mit den eingeborenen Grautieren gelegentlich eine Ausnahme machte.

Sofort war die frohe Stimmung dahin. Wenn die Tsetse hier im Kessel hauste, gab es für die braven Tiere keine Rettung mehr. Alle Hoffnung konnte man begraben. Bei näherer Untersuchung stellte sich heraus, daß Konrads Pferd und alle Maultiere ohne Unterschied von dichten Schwärmen

der Insekten überfallen waren. Der Stich der Tsetse konnte sowohl innerhalb weniger Tage als auch erst innerhalb von sechs Wochen zum tödlichen Ausgang führen. Der erste Regen, der nach dem Stich die Opfer traf, hatte sich von jeher als besonders verhängnisvoll erwiesen.

* * *

Tags darauf kletterte die Patrouille die Grabenwand hinab.

Ob der Abstieg durch die Elmoruoschlucht überhaupt möglich war, ließ sich im voraus nicht sagen. Da man ebensogut an einen schwindelnden Absturz von fünfzig oder hundert Metern kommen konnte, war die äußerste Vorsicht geboten.

Nach einer Weile wurde die Bergkluft so eng, daß man ihr nicht mehr zu folgen vermochte. Die Reiter verließen das unpassierbare Bachbett und versuchten rechts und links an den Wänden der Grabenwand ihr Heil.

Der Paläſtinenser hatte sich durch das Dickicht eine gute Strecke talabwärts gearbeitet, als er plötzlich weiter oberhalb in einer Schlucht, der er eben näher kam, ein Rauschen in den Büschen vernahm.

Ehe er sich noch recht eine Vorstellung gemacht hatte, ob einer seiner Kameraden oder ein wütiges Nashorn da oben durch die Zweige breche, war das Rätsel gelöst. Keiner der rings verstreuten Reiter nahte, auch nicht einer der grauen Dickhäuter mit dem Doppelhorn auf der Nase, vor denen man im Busch zu jeder Zeit auf der Hut sein mußte.

Größer und gewaltiger als das Nashorn war der Koloß, der in rasender Fahrt die Schlucht herabgeschossen kam, gerade auf ihn zu. Ein moosumsponnener Felsblock, der Jahrtausende den Wettern getrotzt hatte und nun durch einen blindwütenden Zufall von seinem Standort gelöst war, polterte abwärts. Eine nachtschwarze Wand kam wie eine Lawine über Steinblöcke und Büsche und Sträucher daher, unaufhaltsam wie das Schicksal und alles vor sich niederbrechend.

Es war eine Wand aus Fleisch und Blut, ein ungeheurer Tierkörper der Erdperiode vor dem Diluvium, deuchte es Albert, denn aus dem zottigen, schwarzen Haupte wuchs granitnes Urgestein hervor und reckte sich in Schlangenwindungen zu einer entsetzenerregenden Stoßwaffe über der Stirn. Gegen diesen Widersacher mußte jedes Mittel menschlicher Selbstverteidigung versagen. Es war die Verkörperung aller Wildheit und Kraft der Erde Afrikas, der gefürchtetste Gegner des tropischen Jägers, der Büffel...

* * *

Albert Blankertz, der Sohn des rheinischen Vaters und der schwäbischen Mutter, dem die heiße Sonne Palästinas jedes Glied seines Leibes mobilisiert und mit elektrischer Zündkraft geladen, dem Ostafrika Sehnen von Stahl gegeben hatte, war der Gefahr gewachsen. Auf Arm und Auge und auf seinen Karabiner konnte er sich verlassen.

Sobald er erkannt hatte, welcher Gegner herandonnerte, lag er automatisch im Anschlag. Ruhig, als hätte er eine Thomsongazelle vor sich, zielte er. Kaltblütig ließ er fliegen.

Ehe der Knall der Büchse das Ohr der zu Tal kletternden Reiter berührte, hatte der furchtbare Urwaldstier sich im Feuer herumgeworfen, raste nach links davon und stürzte zehn Meter weiter schwerröchelnd den steilen Hang hinab in einen tiefen, unzugänglichen Felsentrichter. Steinblöcke und Kiesel schlugen in klirrendem Aufprall hinter ihm her.

Unten rauschte das rostbraune Gefieder einer wilden Dattelpalme laut auf wie im Sturm. Ihr Stamm erzitterte im innersten Lebensmark, von dem unmittelbar durch die Außenwedel der Krone niederklatschenden Tierkörper schwer getroffen.

Mitten zwischen die blutunterlaufenen Lichter des furchtbaren Gegners hatte der unerschrockene Reiter gehalten. Einen Augenblick noch stand er nach dem Schuß starr da, überwältigt von dem einzigartigen Anblick, den seine Netzhaut noch festgebannt hielt; dann jagte er durch die Büsche hinter der Beute her.

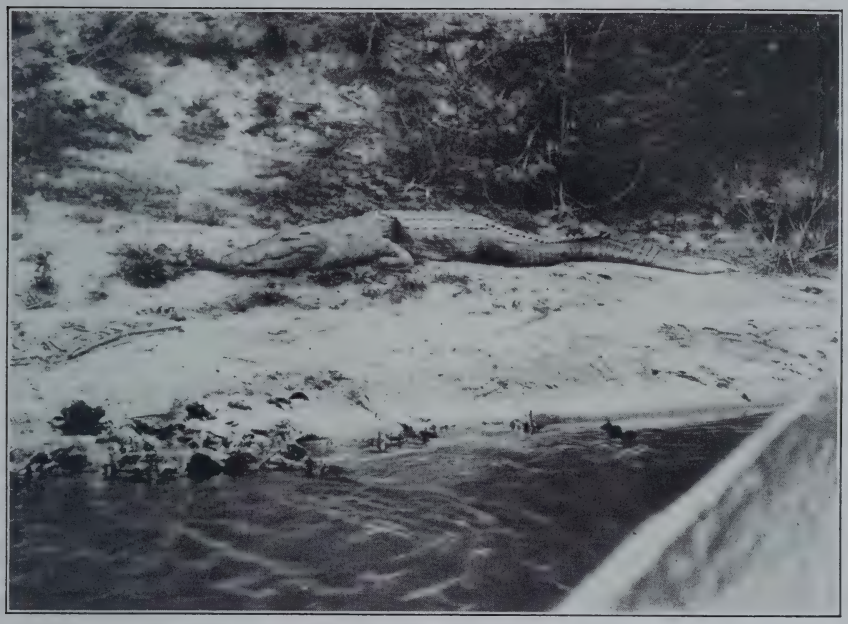
Bevor er den Rand des Trichters erreichte, zerrissen furchtbare Laute die Stille des Waldes. Es war das Todesgebrüll des Büffels, wilder als der Trompetenstoß des rasenden Elefanten und die Donnerstimme des jagenden Löwen, so nervenaufwühlend und ohrenbetäubend, daß der Schütze auf der Stelle stehenblieb, von einem Grausen erfaßt, das er beim Ansturm des Unholdes nicht gekannt hatte. Mein Gott, dachte er schaudernd, er reißt sich in die Höhe und stürmt mit dem letzten Odem noch einmal heran, mich von der Erde zu fegen mit dem schrecklichen Horn und den alles zu Brei zermalmenden Säulen!

* * *

In eben diesem Augenblick seines Zauderns fielen schnell hintereinander ein paar Schüsse.

Sie gaben ihm auf der Stelle die Besinnung wieder. Er hatte die Schlucht nicht bemerkt, in die der Büffel gestürzt war.

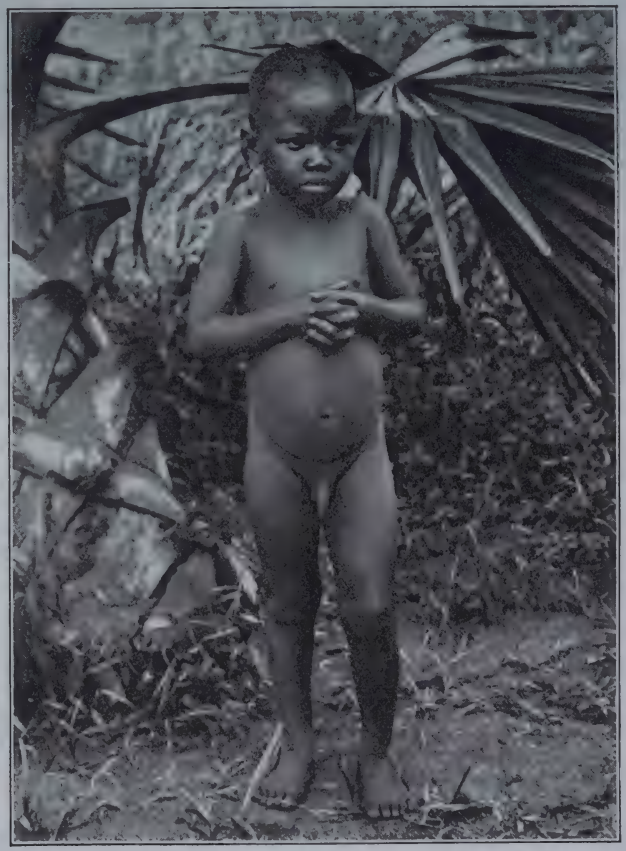
Einer seiner Kameraden, der gerade im entscheidenden Moment die Büsche zerteilt und den Todessturz des Büffels mitangesehen hatte, war schneller



Zur Strecke gebrachtes Krokodil.

Erbeuteter Löwe.

Papaya (Melonenbaum).
Die Früchte haben ein köstliches Aroma und sind sehr erfrischend.



Negerknabe vor Weißen.

bei der Hand gewesen. Der schwäbische Vizefeldwebel, der bisher nie einen wilden Urstier erblickt hatte, sah nun seine Stunde gekommen.

Blitzschnell beugte er sich über den Trichter und gab zwei Schüsse ab. Er hatte einem Büffel den Garaus gemacht. Niemand konnte ihm das in Zukunft bestreiten ...

* * *

Wie alle übrigen Reiter hatte der lange Tübinger nach anstrengendem Klettermarsch glücklich die dichtverschlungene Dornbuschsteppe zu Füßen der Bruchstufe erreicht. Es war der dichteste, finsterste Nashornbusch, den er je gekreuzt hatte, schlimmer noch als der verfemte Kifarubusch am Ngasserai in alten Tagen. Er war voll von frischer Nashornlosung.

„Angalia, kifaru!" hörte er abwechselnd rechts und links die schwarzen Askari brüllen. Kaum, daß sie verstummt waren, erscholl links oder rechts in derselben Tonskala des Schreckens der Ruf eines Weißen: „Achtung, Nashorn! Kifaru! Kifaru!"

Schon hatte er den Saum des Busches erreicht und den Manyarasee eben durch die Zweige schimmern sehen, als er von draußen her plötzlich zwei Nashörner in den Busch rasen sah.

Gerade auf ihn zu kamen sie angestürmt. Ihm war noch ganz wirr im Kopf von all dem Geschrei. Die Gefahr sei vorüber, hatte er gewähnt. Nun war er selbst der Mittelpunkt der Ereignisse.

Ehe er einen Entschluß gefaßt hatte, war eine wundersame Elastizität in seine Glieder gefahren. Wie immer in entscheidenden Wendepunkten des Daseins, funktionierte der Körper ganz automatisch, ohne daß die Zentralenergie durch das Denken erst eingeschaltet werden mußte. Das war nicht nur bei ihm so, das war bei allen das gleiche.

Die beiden Nashörner hatten bisher keinen Widerstand in ihrem recht einsamen Leben erfahren. Jetzt krachte der Donner, als fiele der Himmel ein. Von dem bleichen Riesenpavian vor ihnen zuckten flammende Blitze her. Ein heißer Schlag fuhr durch ihre Glieder. Instinktiv warfen sie die den Boden pflügenden Säulen ihrer mächtigen Leiber herum und gingen in hohen Fluchten ab.

Der Anblick der beiden fauchenden Kolosse in Verbindung mit Blitz und Donner aus der Büchse des Reiters war für das Maultier des langen Tübingers zu viel. In wahnsinnigem Schreck riß es sich los und stürmte in den Busch zurück. Mit langen Sätzen folgte ihm der Schwabe.

* * *

Ein paar Stunden später blickte Konrad, der dicht am Ufer des Manyarasees mit dem Rest der Patrouille seinen Hirsekaffee trank, gespannt auf den nahen Wald. Man hörte die Stimme des Tübingers und antwortete. Gleich darauf trat der Erwartete aus dem Dickicht.

„Er kommt ohne sein Tier!" sagte der lange Dehnicke. „Das ist aber doch merkwürdig, daß er es nicht wiedergefunden hat!"

„Schmid ist überhaupt ein Pechvogel!" bemerkte der Alte. „Am Abend des Gefechts vom Mvuabach bei Kahe verlor er ebenfalls ein Maultier; mit Sack und Pack versank es im Morast und kam nie wieder zum Vorschein. Wurde ihm nicht irgendwo ein Tier unter dem Leibe erschossen? Ich glaube mich so dunkel zu erinnern. Nun verliert er zum dritten Male sein Reittier und all sein Zeug dazu. Doch ich mag die Hoffnung noch nicht aufgeben, daß wir es wiederbekommen. Wir wollen uns alle nachher noch einmal daranmachen und das Dickicht durchstreifen! Zeit genug haben wir ja! Alles Suchen vergebens, Schmid?"

„Alles vergebens! Ich habe die Fährte bis an den Aufstieg der Grabenmauer verfolgt, dann noch eine Weile im Kreise, bis ich sie im Dickicht verlor! Meine letzte Hoffnung war, daß der Mulus den Fährten der anderen gefolgt und hier eingetroffen sei. Jetzt muß ich aber annehmen, daß er auf unserer Spur geradeswegs in das Serengetilager zurückkehrt. Vielleicht haben ihn die Nashörner verrückt gemacht, daß er weder die Bergwand an der Abstiegstelle hochging, noch hierher zu uns stieß!"

„Auf keinen Fall können wir das Tier preisgeben!" erklärte Konrad. „Es ist zum Glück zwar noch ein Reservetier da, aber trotzdem müssen wir uns alle erdenkliche Mühe geben, den Ausreißer aufzufinden. Ersatz bekommen wir nicht mehr. Nötigenfalls setzen wir den Weitermarsch morgen erst fort!"

* * *

Die Streifzüge durch den Busch wurden bis zum Mittage des folgenden Tages fortgesetzt, auch erneute Kletterpartien die Bergwand hinauf unternommen. Alles war umsonst; das Maultier mußte man verloren geben, so schwer der Entschluß wurde.

Auf einer Karte Konrads war die Expedition eines der Pioniere der Wissenschaft eingetragen. Seine Route führte von dieser Stelle der Bruchstufe aus quer durch den Manyarasee auf das gegenüberliegende Ufer. Um nicht noch unnötig mehr Zeit zu verlieren, beschloß man, seinem Vorbilde zu folgen, zumal Tsetse und Pferdesterbe in den Wäldern am Fuße der

Grabenmauer herrschen sollten. Der niedere Wasserspiegel gab keine Veranlassung zu irgendwelchen Bedenken, da man beritten war.

Früh am Nachmittag ritt der Alte an der Spitze der Patrouille in den See. Der Himmel war bedeckt und die Luft heute besonders schwül. Schon an normalen Tagen war die Atmosphäre in dem Tale, das durch die Bruchstufe von der Luft abgeschnitten wurde, wenig erfreulich.

„Man hat den Eindruck einer nordischen Winterlandschaft!" sagte der lange Tübinger, der auf dem Reservetiere neben Konrad ritt. „Wie gefrorene Wiesen, die mit einer dünnen Eisschicht bedeckt sind, sehen die Flächen aus. Die reinen Salzschollen sind es, durch die wir brechen!"

„Leider fehlt die frische Luft des Nordens!" versetzte der Alte. „Das ist ja ein unerträglicher Geruch, der aus dem See aufsteigt!"

„Die Schollen werden blutigrot!" bemerkte der andere. „Was für chemische Stoffe mögen denn noch außer dem Natron in dem See stecken?"

„Schwefel ist sicher darunter!" meinte Konrad. „Mir wird von dem Geruch ganz schlecht! Es sind giftige Dämpfe, die man einatmet! Die Wasser des Styx in der Unterwelt könnten nicht übler riechen! Pfui Teufel, was für ein fauler, widerlicher Brodem!"

Man hatte die von der Sonne ausgetrocknete Region des Sees mit ihren schlammigen Salzkrusten und Natronschollen passiert und gelangte in das Wasser.

„Ich hoffte, daß es hier besser würde, aber weit gefehlt! Es wird schlimmer!" sagte der Schwabe. „Die Dämpfe betäuben!"

„Wir müssen jetzt aushalten, es hilft nichts!" erklärte Konrad.

„Wie wundervoll sah der See oben vom Grabenrande aus!" bemerkte Schmid. „Wie verklärt erschien er uns mit all seinen Flamingos! Von Lotosblumen wurde geredet. Da, schauen Sie nur die Sumpfpartie rechts, die sich weit in den See hinausschiebt! Die Salzkruste ist mit Hunderten und aber Hunderten von toten Vögeln bedeckt, die recht wenig an Lotosblumen erinnern! Die rosaroten Schwingen sehen blutig aus! Schmutzig-blutig!"

„Wahrhaftig!" stimmte der Alte bei und traute seinen Augen nicht. Links, wo ebenfalls weite Salzsumpfflächen wie Eisschollen aus dem Seegebiet aufragten, war genau dasselbe Leichenfeld, soweit das Auge reichte. Überall gewahrte man steife, starre, tote Flamingos auf dem Morast.

„Sind es vergangene Generationen oder erlagen die Vögel neuerlich aufgestiegenen Schwefeldünsten, was meinen Sie?" fragte der Schwabe. „Auf den ersten Blick hin könnte man wähnen, die Vögel hielten es ebensowenig

wie die Menschen im See aus und müßten in den giftigen Dämpfen ersticken. Das Bild ist aber nur hier in unserer Nähe so garstig. Dort in der Mitte des Sees und am andren Ufer rudern Tausende lebendiger Flamingos seelenvergnügt umher. Doch mein Tier scheint streiken zu wollen! Es verträgt den Dunst ebensowenig wie wir! Ob sich tatsächlich ein neuer, giftiger Erdspalt unter dem Wasser geöffnet hat?"

Vergeblich trieb er das Maultier an. Es reagierte auf kein Zureden und versuchte zu bocken, als sein Herr ihm die Sporen gab.

„Ich will nur absteigen und eine Weile durch das Wasser gehen!" meinte der Reiter. „Es entlastet den Gaul und wird mir gut tun!"

Er tat, wie er sagte, und planschte zu Fuß neben dem Tiere her.

„Das Wasser ist verteufelt heiß!" rief er im nächsten Augenblick überrascht. „Bei der ersten Berührung glaubte ich, es kochte. Lange halte ich es nicht aus!"

Von hinten schrie jemand, sein Tier krepiere.

„Steigen Sie ab!" rief der Alte zurück. „Wir müssen durch! Reiten wir um den See herum, so verlieren wir die Tiere in den Wäldern an der Tsetse oder der Pferdesterbe! Es kommt auf eins hinaus!"

Im selben Augenblick wurde ihm so übel, daß er sich erbrechen mußte. Er stieg vom Schimmel und watete durch den See wie der Tübinger. Die Übelkeit nahm zu. Gleich darauf war auch ihm, als habe er seine Füße in einen Kessel mit siedendem Wasser gesteckt.

Verzweifelt starrte er über den See. Das jenseitige Ufer wollte nicht näher kommen.

„Ich kann nicht mehr laufen, ich klettere wieder in den Sattel!" rief der Schwabe. „Meine Füße brennen wie Feuer!"

„Wenn wir in tieferes Wasser kommen, wird die Siedehitze nachlassen!" tröstete Konrad. „Wir müssen durchhalten! Die Hälfte werden wir bald haben!"

„Wir haben nicht ein Drittel! Es geht nicht mehr, wir kommen mitsamt unsren Tieren um!" jammerte Schmid.

Von hinten ertönten neue Rufe. Flüche mischten sich dazwischen. Konrad schaute sich nicht um und watete weiter.

Jetzt kam er in tieferes Wasser, aber die Temperatur blieb die gleiche. Die Dämpfe wurden stärker. Die Chemikalien der ganzen Welt schienen in dieser furchtbaren Retorte zu kochen. Schwefeldünste betäubten ihn. Er stieg wieder in den Sattel, von Übelkeit überwältigt, und erbrach sich von neuem.

„Die Maultiere verbrennen sich die Fesseln! Wir müssen zurück! Es ist Wahnsinn, weiterzureiten!“

Es war Albert, der Palästinenser, der es gerufen hatte.

Konrad hörte ihn nicht mehr. Ein Herzkrampf hatte ihn gepackt. Das Bewußtsein schwand ihm. Er stürzte aus dem Sattel. Eine Sekunde später wäre er unter der Oberfläche des Sees verschwunden, wenn nicht der Schwabe, der eben selbst wieder abgestiegen war, ihn hätte schwanken sehen. Im letzten Augenblick griff er ihn noch und hielt ihn aufrecht. Die Tiere schnaubten vor Todesangst und zerrten an den Zügeln, die Schmid mit Mühe hielt. Von hinten merkte Mallin, daß irgend etwas nicht klappte, und eilte hilfsbereit herzu.

„Zurück!“ stammelte Konrad, sobald er wieder zu sich kam.

Im nächsten Augenblick hörte man ihn laut aufschreien. Schmid und Mallin packten ihn an beiden Armen und drehten ihn nach dem Ufer um.

Askari kamen und nahmen die Tiere.

Konrad schrie ununterbrochen, von Herzkrämpfen geschüttelt und von den giftigen Dämpfen halb erstickt. In seinem Schädel tobte die Hölle. Sein Blut kochte. Er war dem Wahnsinn nahe.

Langsam, ganz langsam schleppten ihn die Kameraden an das rettende Ufer. Sie hatten Bärenkräfte, aber diese Bärenkräfte brauchten sie auch, zumal als sie aus dem Wasser heraus in den Schlamm und die Salzschollen kamen.

„Wir hätten es nicht am Nachmittage versuchen sollen!“ sagte Mallin. „Die Sonne hat die Höllendämpfe entfacht und das Giftwasser gekocht, dessen Dünste die Atmosphäre verpesten! Frühmorgens hätten wir den Versuch machen müssen, da wäre er am Ende geglückt!“

„Der Forscher, der hier durchzog, wird klüger gewesen sein als wir!“ meinte Schmid. „Mir steht der Verstand schon lange still!“

* * *

Die Maultiere und das Pferd hatten sich die Fesseln in dem kochenden Natronsee verbrannt, wie Albert ganz richtig behauptet hatte. Sie sahen übel aus.

Die Menschen waren zu Tode erschöpft. Konrad kam erst am nächsten Tage wieder zu sich. Er bereute seinen Eigensinn bitter. Die Kameraden waren zu gutmütig, ihm Vorwürfe zu machen.

Gegen vier Uhr nachmittags brach man auf. Das Nordende des Mamyarasees sollte umritten werden. Nach einem zweiten Versuch, den See

zu durchqueren, gelüstete niemanden, selbst nicht in der Kühle des Morgens, wenn auch die Breite des Sees nur zehn bis zwölf Kilometer betragen mochte.

In weitem Bogen ritt man um die versumpfte Fläche des Nordendes, an dem der „Mto Mbu", der Moskitofluß, sich in das Becken ergoß.

Dicht an der Grabenmauer glückte es der Patrouille, durch teilweise recht übles Überschwemmungsgebiet sich den Weg zu bahnen. Bis in den dort beginnenden Urwald standen weite Flächen unter Wasser.

Als man die ersten Bäume erreichte, atmete jeder auf. Die Gewißheit, festen Boden unter den Füßen zu haben, war ein Trost nach allem Ungemach.

Diesen Trost versalzte allerdings nicht wenig das Bewußtsein, daß man sich hier auf das Vorkommen der Tsetse und der Pferdesterbe gefaßt machen mußte. Jenseits des Manyara war freie Steppe und keine Gefahr zu besorgen.

Da es fünf Uhr geworden war, stand die Sonne über dem Grabenrand. Der am Fuße der Felsenmauer gelegene Urwald lag schon in Halbdämmerung da.

Konrad, der in der weiten Talsenke zwischen Umbugwe und Engaruka einst seinen Sohn zum Jäger ausgebildet hatte und daher die Gegend kannte, ritt spähend vor der Patrouille her durch den Wald. Den Reitern war eingeschärft worden, jedes Geräusch und vor allem lautes Sprechen zu vermeiden, da die Möglichkeit winkte, zu einem schmackhaften Wildbraten zu gelangen. Die Beute, die der Palästinenser beim Abstieg von der Bruchstufe gemacht hatte, war leider durch den Sturz in den unerreichbaren Felsentrichter verlorengegangen; zum Leidwesen aller Jäger verluderte sie ungenutzt in der Tiefe.

Eben schimmerte eine halbsumpfige Waldwiese am Saume einer breiteren Lichtung durch den Urwald, als die vordersten Reiter den Alten plötzlich vom Pferde steigen und dem Askari sein Tier übergeben sahen. Gleich darauf winkte er ihnen, seinem Beispiel zu folgen. Geduckt pirschten sie sich heran.

Auf der Wiese selbst forschte das Auge vergeblich nach irgendeiner Überraschung. Quer gegenüber aber, in dem dreieckigen Einschnitt der Lichtung, etwas zur Linken und der Grabenmauer zugewandt, fand der Blick, was er suchte. In der vollendeten Plastik, die in diesem Formenreichtum nur die Natur selbst, nie eines Künstlers Hand zu modellieren vermochte, ragte wie die Vision eines Träumenden eine Riesengruppe von hundert bis hundert-

fünfzig Tierbildern aus schwarzer Bronze auf. Reg- und bewegungslos starrten die ungeheuren Glieder, die zottigen Häupter, die aus Granit gehauenen Gehörne. Es war ein Bild aus der Schöpfungsperiode der Urzeit, wie es in diesem Reichtum und in diesem Rahmen nur wenigen bevorzugten Sterblichen in einer besonders glücklichen Stunde zu schauen vergönnt ward: eine Büffelherde, die eben zu äsen aufgehört hatte, weil ein verdächtiger Laut oder ein verräterischer Luftzug sie zur Vorsicht mahnte!

Mehr als einem der Reiter ging mit dem Knall, der im nächsten Moment den Waldesfrieden zerriß, ein Stich durch das Herz. Für sein Leben gern hätte er das überwältigende Bild noch eine Weile andächtig betrachtet, denn dieser Anblick bot sich kaum je wieder.

Das Blei, das einen jungen Bullen zu Boden warf, fand ein donnerndes Echo, das von der Felsenmauer der Bruchstufe wie eine explodierende Granate zurückprallte.

Unter den Geschossen der vordersten Reiter zerstob die Büffelherde wie ein Traum und verschwand im Urwalde; aber mitten auf der scheinbar ganz verlassenen Waldwiese, keine fünfundzwanzig Meter vor den Jägern, stand wie aus der Erde gezaubert ein Nashorn da, das im selben Augenblick eine Kugel bekam, sich wie ein Kreisel in wahnsinniger Schnelligkeit um sich selber zu drehen begann und dann von zahllosen Geschossen der wildgewordenen Kriegsleute durchbohrt zu Boden schlug.

An dem grauen Unhold, der so plötzlich aus seinem Schlummer aufgescheucht und zu Tode getroffen war, rannten die Jäger achtlos vorüber. Der junge Büffelbulle, der nicht mehr hoch wurde, war das allgemeine Ziel.

„Donnerwetter, wie furchterregend der Bursche in seiner Ohnmacht noch aussieht! Welch ein böses Auge!" rief der Vizefeldwebel. „Wenn der könnte, wie er wollte, bliebe kein Fetzen von meinem Korpus mehr ganz!"

„Chinja, Aden!" befahl Konrad. „Schächte ihn nach eurem Brauch, Aden, damit ihr nicht leer ausgeht! Einen schöneren Braten haben wir lange nicht mehr zu kosten bekommen!"

Vorschriftsmäßig schächtete der Somali die Beute nach dem Ritus seiner Religion, da sonst kein Mohammedaner das Fleisch angerührt hätte. Ein Fangschuß mußte dem in die Knie gestürzten Bullenkalb noch erst gegeben werden, da es wild um sich stieß und niemanden heranließ. Alles Fleisch wurde sorgsam abgelöst und mitgenommen.

Die Dämmerung war bereits hereingebrochen, als man über eine zweite Waldwiese kam. Wieder stieß man auf ein Nashorn. Ein ungeheurer Bulle äste einsam am Saum der Lichtung. Auf der sumpfigen, öden Marsch vor

dem finstren, vor der Zeit sich nächtlich verhüllenden Urwalde stand er wie ein Elch an einem nordischen Moor, in gespenstigen Formen, von leichtem Nebel umbraut.

Ein Schuß vertrieb ihn aus der Richtung. An der Stelle, wo er gestanden, zog die Patrouille in den Wald.

Etwas weiter vorn floß der Mto Mbu durch die Urwaldnacht. Konrad wollte ihn sofort passieren, um aus dem Walde herauszukommen, ehe es stockfinster war; er dachte an die Gefahr für die Reittiere.

Der Moskitofluß war breit und tief. Nach eingehender Prüfung ergab sich, daß hier in der Gegend keine Möglichkeit bestand, an das andere Ufer zu gelangen.

Man zog weiter durch den Wald. Mittlerweile war die Nacht hereingebrochen. Eine rabenschwarze Nacht.

„Was ist denn das?" rief der Schiffszimmermann plötzlich. Ein grausenerregender Laut donnerte durch den Urwald. Unwillkürlich fuhren die Reiter zusammen.

„Es wird ein zu Tode getroffener Büffel sein!" meinte der Gardereiter. „Wir haben ja eben wie sinnlos in die Herde hineingeknallt. Es war ein Verbrechen! Einen einzigen Büffel brauchten wir bloß!"

Wieder hallte der Donner durch den Wald, drohend und unheimlich. Hundsaffen waren mobil und kreischten wie verrückt. Das Grunzen eines Leoparden wurde vernehmbar. Augenscheinlich hatte er die Paviane aufgeschreckt.

„Wären wir bloß erst aus dem verwunschenen Walde heraus! Es ist mir, offen gesagt, reichlich unangenehm zumute!" gestand der Palästinenser. Er sprach nur das aus, was alle dachten.

Neues, fremdartiges, wahnsinniges Gebrüll erscholl durch die Nacht, gar nicht weit von den Reitern.

„Es ist ein harmloses Flußpferd!" sagte der Alte. „Wahrscheinlich geht es äsen!"

„Ha — ha — ha!" schmetterte es durch den Urwald.

Die Hoffnung, den Fluß noch in dieser Nacht überschreiten zu können, mußte man, nachdem man längere Zeit eine passende Übergangsstelle gesucht hatte, aufgeben. Was für Schrecknisse auch immer die Finsternis bringen mochte, man war ihnen hilflos ausgeliefert.

„Wenn nur kein Unhold des Waldes uns die Reittiere zerreißt!" sagte der Vizefeldwebel. „Mir schwant nichts Gutes!"

„Wir müssen Wachen ausstellen!" gab Konrad zu. „Ob sie etwas nutzen, ist eine andere Sache!"

Man warf sich in das hohe Gras und horchte voll Grausen in die Nacht hinaus. Das Gebrüll der Löwen vernahm man nicht wie daheim in der Serengeti, aber die Stimmen, die laut wurden, dünkten allen schlimmer. Selbst der Alte, der in diesen einsamen Wäldern doch lange gehaust hatte, war von Grauen gepackt und erinnerte sich nicht, früher je solche Stimmungen gekannt zu haben.

Jeder meinte, er werde die ganze Nacht hindurch kein Auge zutun. Zehn Minuten später schnarchten alle um die Wette und schliefen, als lägen sie in Daunenbetten ...

24. Im Tal des Todes

Acht Tage später befand sich die Patrouille auf der Heimkehr. Zwischen der Wasserstelle Mbuyuni und Umbugwe hatte sie einen englischen Postkurier überfallen und ihren Auftrag ausgeführt. Leider waren die meisten Reittiere erkrankt.

Infolge starker Regenfälle war der Manyarasee über seine Ufer getreten. Daß die Steppe weithin überschwemmt war, hatte Konrad schon aus größerer Entfernung beobachtet. Daß aber auch dort noch, wo das Grasmeer wieder auftauchte, das Wasser bis dicht unter die Halmspitzen stand, war eine sehr unliebsame Überraschung. Wollte man nicht einen ungeheuren Bogen schlagen, so mußte die Überschwemmung in den Kauf genommen werden.

Wo kein Wasser war, stapfte man durch Schlamm und Morast. Weder Mensch noch Tier kam von der Stelle. Sämtliche Leute waren abgestiegen, da für die Reittiere die Anstrengung, sich selbst weiterzubringen, bereits ungeheuer groß war. In unendlich langsamem, mühseligem, alle Kräfte erschöpfendem Schneckentempo arbeitete sich der Zug durch die überschwemmte Ebene.

Zu allem Unglück hatten die Gnus und die Zebras, die sonst in riesigen Herden um diese Jahreszeit das Tal durchzogen, wegen der bisher herrschenden Trockenheit sich noch nicht eingefunden. Weit und breit ließ sich kein Wild sehen. Die Patrouille, die auf die Jagd angewiesen war, geriet in die übelste Lage, da die geringen Mehlvorräte schnell verzehrt wurden.

Solange man die rund achtunddreißig Kilometer betragende Strecke am Manyarasee entlang marschierte, hatte niemand Zeit, an den knurrenden Magen zu denken. Im Schweiße ihres Antlitzes zogen die Reiter ihre Füße aus dem Morast und waren zufrieden, daß sie langsam, ganz langsam weiterkamen.

Es gab Stellen, an denen diese sumpfige Talebene sie in ein bodenloses Moor hinabzuschlingen drohte. Zuweilen, wenn die fürchterliche Sonne ihnen den Schädel zerstach und glühende Pfeile in ihre Augen bohrte, wünschten

sie das Ende ihrer irdischen Wallfahrt herbei. Alle fluchten und erklärten, lieber sterben zu wollen, als diese Schinderei noch weiter mitzumachen.

Der Himmel schien ein Einsehen mit ihrer Not zu haben und verhüllte das grausame Gestirn. Schwere Wolken jagten den Horizont herauf und ballten sich über dem Manyarasee zusammen.

„Gott verläßt keinen braven Deutschen!" rief der kleine Schwabe triumphierend aus. „Wenn es nur endlich losregnen wollte! Alles ist besser als dieser rinnende Schweiß am ganzen Leibe!"

Sein Wunsch erfüllte sich. Der Horizont hatte sich nicht umsonst mit schmutzig-grauem Gewölk bedeckt. Es regnete los, aber mehr, als dem kleinen Schwaben und seinen Kameraden lieb war. Die durchschweißten Khakilumpen an den Leibern kamen in die Schwemme, doch diese Schwemme nahm kein Ende.

Nachdem die tropischen Regengüsse sich entladen hatten, verhüllte ein trüber Vorhang die weite Ebene. Ein Rieselregen ging nieder, der keine Aussicht mehr gestattete. Man sah nur den grauen Himmel und die grauen Wasser über dem grauen Schlamm.

So blieb es vierundzwanzig Stunden hintereinander, in denen man marschierte, ohne die Gewißheit zu haben, daß man vorwärts kam. Die Borassuspalmen in der Runde sahen wie zusammengeklappte Regenschirme aus und erhöhten die Trostlosigkeit des Bildes.

Endlich klärte sich der Himmel auf, aber er tat es nur, um den Menschen klarzumachen, daß es für sie auf Erden keine Hoffnung mehr gab. Der Anblick, der sich ihnen in dem grauen Tale zu Füßen der regenverschleierten, unheimlichen Felsenmauer zu ihrer Linken bot, war von einer erschütternden Tragik. Eben hatte man das Nordufer des Manyarasees erreicht, in dessen Schwefeldämpfen Konrad eine Woche zuvor Qualen der Hölle beschieden gewesen waren. Der alte Reiter blickte zurück. Sein Auge umflorte sich.

Hinten fern am Horizont waren ganz schwach mit dem Glase noch eben drei dunkle Punkte zu erkennen. Dort schleppte sich der Askari Jua kali aus Iramba heran, der sein eigenes krankes Maultier führte und das seltsamerweise noch immer am Leben befindliche kranke Tier des Schiffszimmermanns; letzterer hatte einen Fieberanfall und hielt sich selbst nur mühsam über dem Wasser aufrecht.

Überall verstreut wankten die Kameraden durch das überschwemmte Tal. Ächzend zerrten sie ihre Tiere hinter sich her; mit wenigen Ausnahmen waren diese dem Tode verfallen.

Eben erreichte ein ferner Knall das Ohr des alten Reiters. Was der

Knall bedeutete, war unschwer zu erraten. Wieder hatte ein verzweifelnder Askari oder Weißer dem Leiden seines treuen Maultieres ein Ende bereitet. Es war der vierte Schuß, der heute krachte.

Jeder konnte sich an den Fingern abzählen, wann er selbst die traurige Pflicht zu erfüllen hatte.

* * *

Tags darauf war der Boden unter den Füßen fester geworden.

Zwei der Kameraden, die bisher durch den Schlamm getrennt gewesen waren, hatten sich wieder zusammengefunden. Es waren Konrad und August Dehnicke, der lange Gardereiter. Vor Hunger hatten sie die Früchte der Borassuspalmen aus den Kronen geholt und mit zuckenden Lippen abgenagt.

„Denken Sie nur, mein August will nicht mehr!" klagte der Schlesier. „Bisher hatte er sich so gut gehalten, daß ich schon glaubte, er sei gesalzen. Nun ist er mit einem Male so müde geworden, daß ich die schwersten Befürchtungen hege!"

Sein Maultier hieß „August". Er selbst hieß eigentlich Max, hatte aber wegen seiner zärtlichen Liebe zu „August" bei der Neunten diesen Namen erhalten.

„Er ist an den Geschlechtsteilen geschwollen, das ist ein übles Zeichen!" erwiderte Konrad.

„Gewiß ist er das, bei Madakaiko fiel es mir schon auf!" versetzte der andere. „Da es sich aber nicht verschlimmerte, nahm ich an, er werde die Attacke überwinden und durchkommen. Der August ist doch früher schon im ärgsten Gelände mit mir gewesen, ohne daß ihm etwas widerfuhr! Wenn ich ihn verlöre, so wäre es ein Schlag für mich, von dessen Schwere Sie sich keine Vorstellung machen können!"

„Ich weiß, wie sehr Sie an Ihrem Tiere hängen!" sagte der Alte teilnahmsvoll. „Niemand kann Sie sich ohne Ihren August vorstellen! Aber glauben Sie mir, für jeden, der sein Tier liebt, ist dieser Todesmarsch furchtbar. Ich habe bereits mein sechstes Reittier und nicht gleich Ihnen noch immer von Anfang an das erste. Meine herrliche Palästinenser Stute — Korntheuer hatte sie aus dem Gelobten Lande mitgebracht — holte sich die Tsetse am Tsavofluß im Britischen. Ein starkes Maultier wurde mir von den Indern am Besil erschossen. Die beiden kann ich nie vergessen. Auch mein wilder, roter Wallach war gut, der am Schwarzen Stein und am Elemobarascha angeschossen wurde. Dieser abessinische Schimmel, den ich erst seit Kondoa Irangi habe, ist mir ebenfalls so teuer ge-

worden, daß ich ihn wie einen Kameraden liebe. An seinen Tod wage ich gar nicht zu denken. Bis jetzt ist er immer wacker mitmarschiert, ich bin aufs höchste darüber erstaunt; Pferde halten doch im allgemeinen nicht so viel aus wie Maultiere!"

Langsam schleppten sie sich weiter durch die unendliche Ebene. Sie passierten das alte Jagdlager Konrads, eine verborgen an der Grabenmauer unter uralten Affenbrotbäumen gelegene Wildtränke, an der Theodor seine ersten Tierbeobachtungen angestellt hatte.

„Wo sind die seligen Zeiten hin!" klagte der Alte, als er dem Gardereiter von weitem den Fleck an der Bruchstufe zeigte. „Ich hatte mir alles anders vorgestellt, als ich den Jungen hier in der Jagd unterwies. Aus Theodor, dem Jäger, wurde allzu früh der jüngste Reiter der Achten, der diesen Strapazen und Entbehrungen auf die Dauer denn doch nicht gewachsen war! Allein durchirre ich die Steppen und die Wälder, ohne den Jungen, der mir Stecken und Stab sein sollte! Wer weiß, ob wir ihn wiedersehen! Und nun verhüllt sich auch noch dies Paradies meiner Weidmannsfreude zu einem Tal der Tränen und des Todes! Nichts ist den letzten Reitern geblieben! Sogar die Erinnerung stirbt ihnen ab, bei lebendigem Leibe!"

Als der Abend kam, legten sie sich in das Gras, wo sie gerade waren. An ein Sammeln der Leute konnte an diesem Tage noch gar nicht gedacht werden. Durch die Krankheit der Tiere war die ganze Patrouille auf viele Stunden auseinandergerissen.

Ein trüber Morgen graute. Er fand den riesigen Reiter vom Regiment Gardedukorps, der einst in Potsdam ein stolzes Roß geritten, mit Tränen in den Augen über ein unansehnliches afrikanisches Maultier gebeugt; der Regen rieselte durch den schwarzen Bart des Kriegers und tropfte in die Mähne des Tieres, vermischt mit den Tränen; der Mann weinte wie ein Kind.

„Armer August! Wir haben so lange treu zusammengehalten, jetzt verlässest du mich!" jammerte er.

Konrad schritt weiter. Die Klage des braven Gardisten war herzergreifend. Der Alte konnte das nicht mehr mit anhören.

Der Kopf des Maultieres war furchtbar geschwollen und gar nicht mehr zu erkennen. Eine üble Flüssigkeit, gelb und stinkend, troff ihm aus Nase und Maul. Es hatte sich zwar den Sattel noch auflegen lassen, aber nach ein paar Schritten nicht mehr weitergekonnt.

Keine zehn Minuten waren vergangen, als ein Schuß fiel. Der Alte drehte sich nicht um.

Gegen Mittag, als er Rast machte, sah er den Kameraden in der Ferne

ankommen. Er trug die Satteltaschen um die Schultern, die sein August bisher für ihn getragen ...

* * *

Zu Füßen der mit Konrads Erinnerungen ewig verknüpften Felsentürme von Kitete hatte sich die Patrouille am dritten Tage fast vollzählig wieder zusammengefunden. Am plätschernden Quell im Waldesschatten loderten die Lagerfeuer.

Nur Jua kali fehlte, der Askari aus Iramba. Niemand hatte ihn wieder gesprochen, seit er mit den beiden kranken Tieren am Horizont im Rieselregen zerronnen war.

„Was denkt ihr über sein Ausbleiben?" fragte der Alte die Askari. „Ob er sich am Ende absichtlich verkrümelt hat?"

Einer sah den anderen an. Keiner wollte gern zu dem Fall sich äußern.

„Labda ametoroka, Bwana! Labda amechoka!" nahm endlich der Somali Aden das Wort. „Vielleicht ist er davongelaufen! Vielleicht hat er den Krieg satt!"

„Er ist keiner von den alten Askari!" setzte ein anderer hinzu. „Ein alter Askari tut so etwas nicht, nur ein junger!"

Die Stimmung war grau wie das Wetter. Zu essen gab es nichts. Kein Wild hatte sich heute gezeigt, nicht einmal ein Gnu oder Zebra.

Leise Hoffnung auf ein Stück Fleisch regte sich, als es kurz vor der Abenddämmerung draußen vor dem Walde knallte. Der Palästinenser war noch einmal fortgegangen, um zu sehen, ob sich nicht im Halbdunkel wenigstens eine Kuhantilope zeigte. Man hätte sogar mit dem sonst stets verschmähten Grantbock vorliebgenommen.

Statt des Erwarteten kam ein anderer Reiter von draußen in den Wald.

„Hast du Albert gesehen?" fragte Mallin. „Eben fiel ein Schuß in der Nähe!"

„Den Schuß habe ich abgegeben!" antwortete der Kamerad. „Mein Maultier ist auch dahin! Ich glaube, es ist Pferdesterbe und keine Tsetse!"

Keiner verlor ein Wort darüber ...

* * *

Am Morgen brach man auf. Jua kali war nicht zurückgekommen. Nirgendwo am Horizont zeichnete sich eine Silhouette ab, die auf den vermißten Reiter schließen ließ.

Als der Alte seinen Abessinier satteln wollte, kannte er ihn nicht wieder.

Auf dem völlig verquollenen Kopf des Schimmels lagen die Augäpfel wie Billardkugeln auf ihrem grünen Tuch.

Es ist Pferdesterbe, keine Tsetse! dachte auch der Alte.

Er nahm den Sattel und hängte ihn in der Gabel eines der Urwaldbäume auf, unter dem er einst mit Theodor gelagert hatte.

Schweigend führte er den Schimmel in die Steppe hinaus. Eine Minute später brach der Abessinier unter der erlösenden Kugel zusammen. Der alte Reiter hatte gemeint, er könne das Ende seines treuen Tieres nicht ertragen. Jetzt zuckte er mit keiner Wimper.

Einen letzten Blick warf er auf die trutzigen Felsentürme über der Grabenmauer Kitetes, unter denen er einst so glücklich gewesen war; dann eilte er hinter den Gefährten her.

25. Engaruka

Am Nachmittage des zweiten Tages seit dem Abmarsch von Kitete lag die Patrouille halbverhungert auf einer Felsenterrasse am Grabenrande und blickte auf die nur noch ein bis zwei Stunden entfernte Oase von Engaruka hinab.

In die Benutzung der noch übrigen sechs Maultiere hatte man sich kameradschaftlich geteilt. Trotzdem waren die Märsche durch die Sonnenglut in der wasserlosen Einöde von Engaruka sehr anstrengend gewesen. Auf dem Zuge über die Felsklippen hatten die spitzen Steine die Schuhe zerrissen, die Dornen das zerlumpte Khakizeug noch mehr durchlöchert und zerfetzt.

„Der Pfad ist nicht zu verfehlen!" sagte der Alte. „Wir können aus diesem Grunde ruhig warten, bis die Dämmerung kommt, damit wir nicht vor der Zeit entdeckt werden!"

* *
*

Ohne störenden Zwischenfall gelangte die Patrouille an die ersten Bananenhaine der Oase.

Konrad schlich mit ein paar Reitern vor, um einen Durchgang zu finden und den Ort auszukundschaften.

Im Schutze der hohen Stauden gelangten sie in die Nähe eines offenen Platzes, auf dem sie Stimmen hörten. Die Kameraden wurden heranbeordert. Wenige Minuten später waren alle zur Stelle.

Wie blutdürstige Leoparden sprangen sie aus dem Dickicht hervor. Ihr plötzliches Erscheinen wirkte auf die überraschten Leute am Feuer so lähmend, daß keiner an Flucht denken konnte.

Es waren nur Neger, die dort zusammenhockten, keine Weißen. Unter den Negern trug niemand die Uniform der englischen Askari.

In der spielenden Flamme des Feuers hatte Konrad sofort seinen Freund Sefu erkannt, den Dorfschulzen von Engaruka. Der Alte gab den anderen einen Wink, ihn mit dem Jumben allein zu lassen.

Der Ortsvorsteher, der mit ausgestreckten Beinen am Lagerfeuer saß,

Im Dschungel erbeuteter Leopard.

In der Steppe erlegte Geparde.

Rappenantilope (erbeutet in Kilima Mzinga).

Da die Schwarzen kein Fleisch haben, so muß leider auch die Giraffe ihr Leben lassen.

konnte unmöglich ahnen, wen er vor sich hatte. In der Annahme, durchziehende Engländer seien es, entschuldigte er sich zunächst, daß er nicht aufstehen könne, um die späten Gäste zu ehren. Er sei von üblem Rheumatismus gequält und könne sich zur Zeit nicht rühren vor Schmerzen.

Seine Angabe entsprach der Wahrheit, wie Konrad genau wußte; die eigentümliche Sitzart war ihm bereits vor Jahren aufgefallen.

Auf alle Fragen erteilte der Jumbe höflich und genau Auskunft. Er bestätigte, daß Engaruka nicht besetzt sei.

„Wärt ihr etwas eher gekommen, so hättet ihr die große Elfenbeinkarawane noch angetroffen, die unter der Führung eines Tarishi nach Aruscha geht!" sagte er. „Die Massai haben die Zähne gesammelt und als Geschenk an den Bwana Brown gesandt, den District Commissioner!"

„Ich hätte sie gern gesehen!" versetzte der Alte mit aufrichtigem Bedauern. „Sind sie weit?"

„Etwa acht Stunden Marsch haben sie jetzt hinter sich!" antwortete Sefu.

Unter diesen Umständen war an eine Verfolgung nicht zu denken; man hatte wieder einmal Pech, dachte der Alte, es wäre ein zu schöner Fang gewesen.

„Die Massai sitzen übrigens jetzt ganz in der Nähe, am Berge Kawinyiro!" fuhr Sefu fort.

„Kannst du nicht Milch für uns holen lassen, Jumbe?" fragte der Weiße.

Der Schwarze schüttelte den Kopf.

„Morgen geht es, Herr, aber in der Nacht wagt sich keiner meiner Leute zu den Massai hinaus. Es ist zu weit, und die Löwen sind schlimm hier im Pori!"

Konrad brachte die Rede auf die Behörde in Aruscha. Sefu lobte den Commissioner. Er sei streng, aber gerecht. Zum Beweise führte er einen Akt strafender Justiz aus Umbugwe an.

Im Verlaufe der Unterhaltung plauderte der Jumbe ausführlich über eine Reise, die er vor mehreren Monaten nach Nairobi, der Hauptstadt von Britisch-Ost, unternommen hatte. Er war am Longido vorbeigekommen, dem für alle deutschen und englischen Reiter gleich denkwürdigen Berge. Augenscheinlich hatten die neuen Herren des Landes den schwarzen Ortsvorstehern einen Gesamteindruck von ihrer Macht geben wollen.

„Wissen die Herren auch, daß es noch Deutsche im Pori zwischen Ussukuma und Aruscha gibt?" fuhr Sefu plötzlich fort. „Die Straße ist für alle Eingeborenen von der Behörde gesperrt worden!"

„Wir wissen es!" sagte Konrad. Nun begriff er, warum man nie auf einen Schwarzen gestoßen war; der ehemals so belebte Karawanenverkehr

zwischen dem Großen See und dem Kilimandscharogebiet mußte demnach seit langem gänzlich eingestellt sein.

„Hast du nie im Leben meine Stimme gehört, Sefu?" fragte er nach einiger Weile, als er alles erfahren hatte, was er zu wissen begehrte.

Der alte Jumbe, der augenscheinlich ganz von seinen Schmerzen in Anspruch genommen war und monoton erzählt hatte, beugte sich vor und sah dem Fremden ins Antlitz. Die Schatten der Bäume, in denen der Graubart sich verborgen hatte, verhinderten den Schwarzen, seinen Besucher zu erkennen.

„Denkst du noch manchmal an deinen Sohn Kazimoto?" fuhr der Weiße fort, ebenso unvermittelt.

Diesmal war der Jumbe völlig verblüfft. Noch einmal machte er einen vergeblichen Versuch, zu erkennen, wen er vor sich hatte.

„Dein Sohn war mein Jagdfundi!" sagte der alte Reiter. „Kennst du Kazimotos Herrn nicht mehr wieder, den Bwana Konrad?"

Sefu traute seinen Ohren nicht. Im selben Augenblick aber, in dem die Freude über das Wiedererkennen sich in seinem Gesicht ausprägte, beschlich eine namenlose Furcht sein Herz. Er dachte an die Engländer, die das Zusammentreffen übel deuten würden, wenn sie früher oder später dahinterkamen.

Der Alte erriet seine Gedanken und beruhigte ihn auf der Stelle.

„Du kannst ruhig deine Boten nach Aruscha schicken und melden, daß die Wadachi hier gewesen sind!" tröstete er ihn. „Ehe die Wengereza wissen, was sich zugetragen hat, sind wir über alle Berge!"

* * *

Der Ruhetag, den Konrad in Engaruka einlegte, war eine Wohltat für die ganze Patrouille.

Nahrungsmittel gab es in Hülle und Fülle, das war für die ausgehungerten Leute die Hauptsache. Auch die sechs überlebenden Maultiere wurden reich verpflegt.

Freilich, es war das alte Engaruka nicht mehr, das Konrad gekannt hatte. Über die herrliche Oase war der Massaisturm hinweggegangen. Die wundervollen Papayenbäume und ein Teil der Bananenhaine waren ihm ebenso zum Opfer gefallen wie die friedlichen Einwohner, die die deutsche Regierung einst hierher verpflanzt hatte. Engaruka war auf wenige Hütten zusammengeschrumpft, der größte Teil der dem Blutbad entronnenen Ansiedler in alle Winde geflohen, der blühende Wohlstand dahin.

Schweren Herzens nahm der alte Reiter von der paradiesischen Oase, die er auf der großen Jagderpedition mit seiner Frau vor dem Kriege bereits besucht hatte, Abschied. Tief erschütterte ihn das Los ihrer unglücklichen Bewohner, die die Schale des Leidens bis zur Hefe hatten leeren müssen, weil sie ganz ohne ihre Schuld in die Kriege der Europäer verstrickt worden waren.

* *
*

„Dort auf der Höhe vor uns weiden Massai ihre Herden!" rief Dehnicke in der Dämmerstunde des Abmarschtages von Engaruka.

Die Patrouille war auf dem Marsche zum Grabenaufstieg, der drei Stunden nördlich von Engaruka in der Nähe des Berges Kawinyiro lag.

„Die Kerle haben uns schon bemerkt und beginnen ihre Herden fortzutreiben, seht ihr?" sagte der Palästinenser. „Das verfluchte Gesindel hat uns keine Milch gebracht, obwohl Boten an sie geschickt wurden. Denen wollen wir aber auf das Dach steigen!"

So schnell sie laufen konnten, rannten die Reiter die Hänge hinauf. Alle Mühe wäre vergebens gewesen, wenn man nicht die seltsamerweise am Leben gebliebenen sechs Maultiere noch besessen hätte. Diese erwiesen sich für das gute Futter von Engaruka jetzt dankbar; da sie sich endlich einmal wieder an Hirse hatten sattfressen können, waren sie munter und guter Dinge.

Die Reiter galoppierten hinter den Hirten her. Die Rinder waren bereits in irgendeiner der zahlreichen Schluchten am Berge verschwunden, aber eine Herde von Schafen und Ziegen wurde in einem der Kessel überholt.

Sobald die Massai merkten, daß die Feuerwaffen der Weißen sie bedrohten, ließen sie von der Flucht ab. Ohne Widerstreben folgten sie der Anweisung, ihr Kleinvieh in einen Korongo zu treiben, in dem die Fremden übernachten wollten.

„Wir wollen euch nicht weiter schädigen, obwohl ihr die Frechheit hattet, auf unsere Bitte um Milch gar nicht zu antworten!" sagte Konrad zu den Nomaden. „Eigentlich müßten wir euch zur Strafe all euer Vieh nehmen. Wir haben aber ein gutes Herz und tun das nicht. Wir begnügen uns mit sechs Schafen, die wir zur Abendmahlzeit schlachten werden. Die Herde bekommt ihr aber erst wieder, wenn ihr uns Milch gebracht habt! Geht hin und holt uns Milch! Eine große Kalebasse verlangen wir für jeden schwarzen und jeden weißen Reiter!"

„Unser Kral ist weit, Herr! Es wird lange dauern, wenn wir die Milch holen müssen!"

„Das ist eure Sache!" lautete die Antwort. „Wir haben viel Zeit und gar keine Eile. Je länger ihr bleibt, desto mehr Hunger bekommen wir, und desto mehr Schafe müssen wir schlachten! Wenn ihr keine Milch bringt, nehmen wir eure Schafe und Ziegen mit! Die Wadachi hatten ein gutes Herz, denen konntet ihr so etwas erzählen! Die Wengereza aber sind streng! Da habt ihr zu gehorchen!"

* *
*

Ein paar Hirten wurden als Boten zum Stamme abgesandt. Die übrigen blieben bei dem Vieh in der Schlucht.

Spät in der Nacht hörten die Reiter lautes Rufen von der zweiten Schlucht her, die weiter abseits vom Grabenrande nach der Steppe zu lag. Eine halbe Stunde später geleiteten die Askari einen Zug Massaifrauen, die unter dem Schutz lanzenbewaffneter Elmorane gekommen waren, in das Lager.

„Alle Achtung, die Kalebassen sind herzerfrischend groß!" rief der Schiffszimmermann. „Da können sowohl wir wie die Askari so viel dicke Milch trinken, wie wir mögen!"

Die Schafe waren inzwischen geschlachtet worden. Der duftige Braten hatte alle Reiter in die beste Stimmung gebracht. Die dicke Milch erhöhte den Genuß der Stunde.

„Endlich einmal wieder ein menschenwürdiges Mahl!" jubelte der kleine Vizefeldwebel aus dem Schwabenlande. „Wenigstens ein Lichtblick in der allgemeinen Misere!"

An der Felswand der Schlucht kauerten die Massaikrieger und warfen finstre Blicke auf die schmausende Schar. Im Widerschein der flackernden Flamme blitzten ihre nackten Eisenlanzen. Die wilden Gesichter sahen furchterregend aus. Weniger kriegserfahrenen Weißen hätte der Anblick allen Appetit benommen.

„Wenn die Kerle bloß wollten, so hätten wir in dieser Schlucht die letzte Mahlzeit auf Erden gehalten!" sagte Dehnicke. „Tausende ihres Stammes hausen hier rund um uns in der Steppe. Hätten sie den Mut ihrer Väter, so stießen sie uns die blanken Lanzen in die Brust, und die Bergwand hallte von ihrem Schlachtruf wider. Nun aber sitzen wir ihnen gegenüber, schmausen ihr Vieh und trinken ihre Milch, ohne daß sie sich rühren!"

„Ihre Väter waren nicht besser als sie!" erklärte Konrad. „Es ist ein Volk von Feiglingen. Darüber darf uns die malerische Kriegsmaskerade nicht hinwegtäuschen. Nur im Morden und Rauben aus dem Hinterhalt heraus sind sie groß gewesen. Alle seßhaften Stämme sind besser als sie!"

26. Die Rückkehr

Der Abschied von den Massai war freundlich. Der Alte bedankte sich im Namen der englischen Behörde bei ihnen und schrieb einen Zettel, den einer der Elmorane nach Aruscha auf die Boma tragen sollte.

Die Botschaft war in gutem Englisch abgefaßt. Sie lautete etwa folgendermaßen:

„Da wir jetzt heimatlose Flüchtlinge in unserem eigenen Lande geworden sind, Mr. Brown, so sind wir auf Ihre Gastfreundschaft angewiesen. Ich habe mir daher erlaubt, einen Requisitionsschein auszuschreiben. Sie werden ihn hoffentlich einlösen, wenn nicht um unsretwillen, dann wenigstens wegen der armen Eingeborenen, deren Schafe wir schlachten mußten!"

Mit der stereotypen Höflichkeitsphrase der Söhne Albions setzte Konrad seinen Namen unter die Botschaft.

„So, Elmoran!" sagte er, als er dem Krieger den Zettel gab. „Dieser Barua verschafft dir das Silbergeld für die Schafe und außerdem ohne Zweifel auch noch einen guten Bakhshishi, wenn du so schnell wie möglich auf die Boma zu Mr. Brown gehst! Sema salaam sana kwa Bwana Mkubwa! Grüße den Großen Herrn recht herzlich!"

Der Mann nahm mit Ehrfurcht den Brief entgegen und eilte stehenden Fußes in der Richtung von Aruscha davon. In drei Tagen konnte er dort sein.

In ähnlicher Weise hatte der Alte bereits von Madakaiko aus an den britischen Distriktskommissar geschrieben und ihm die Einlösung der Papierscheine im Interesse des Goanesen empfohlen. Neben dem Scherz sollte die Botschaft den Kommissar zu einer Wanderung in den Fußtapfen der Deutschen anregen, damit er nicht auf der Etappe verschimmelte, auf alle Fälle ihn aber auf eine falsche Fährte locken ...

* * *

Nach Bewältigung des Grabenaufstiegs rastete die Patrouille an der Konrad wohlbekannten ersten Wasserstelle auf einem schmalen Bergrücken in einsamer Urwaldwildnis.

Die Schnaken waren hier eine entsetzliche Plage, wie immer; sie gönnten niemandem eine Minute Ruhe, solange das Tageslicht schien.

Die zur Nachtzeit fälligen Kulexmoskiten vertrieb der Regen, der gleich nach Sonnenuntergang einsetzte. Eine eisige Nacht folgte.

Am Morgen wurden die verfrorenen Glieder erst wieder gelenkig, als man die Höhe zu dem dreitausend Meter über dem Meeresspiegel gelegenen Elanairobikrater emporkletterte.

Der Anblick des Wunderkessels zog auch den abgestumpftesten Reiter in seinen Bann. In wortlosem Entzücken starrten alle in den von zahllosen Flamingoschwärmen belebten, in einer Tiefe von tausend Metern zu ihren Füßen liegenden, urwaldumsäumten Kratersee. Über den Abgrund vorn flogen die Blicke zu der märchenhaft schönen Landschaft am Großen Natronsee und von dort über den noch tätigen Oldonje Ngai, dessen Feuerwolke man vor kurzem am Essimingor gesehen, zum fernen Schneeberg am äußersten Horizont, dem Kilimandscharo im blitzenden Diadem. Es war eine unvergeßlich schöne, in ihrem überirdischen Zauber fast unwirklich scheinende und wie aus dem Traumreich aufsteigende Stunde.

* * *

Der Weitermarsch führte an der mächtigen Pyramide des Loolmulassin vorüber in die Almen des verwachsenen Kraters Bulbul und von dort zum Lemungubach am Fuße des Bergriesen Olmotti. Es war der Flußlauf, der den Ngoro-Ngoro-Krater in seiner östlichen Hälfte bewässerte.

Kaum hatte die Patrouille sich niedergelassen, als der Himmel seine Schleusen öffnete und Sturzbäche auf die frierenden Reiter herabdonnern ließ. Niemand klagte. Man war seit langem gewohnt, jede Laune des Himmels in Geduld zu ertragen.

„Mich soll bloß wundern, ob wir im Krater keine vor uns eingetroffenen Gäste zu begrüßen haben!" meinte Konrad, als man am nächsten Tage den Abstieg unternahm. „Vielleicht ist nur der Westrand des Kraters besetzt, da eine möglicherweise im Kessel postierte Besatzung uns sicher nicht von Aruscha her erwartet!"

Als die Reiter das Schirmakazienwäldchen am Saume des Kraters hinter sich hatten, tauchte das blaue Wellblechdach im Kessel auf.

„Schaut euch nur die Gnus in der Tiefe an!" rief der Palästinenser. „Wäre die Farm besetzt, so würden sie sich sicher nicht bis zu einer solchen Nähe heranwagen!"

„Wahrhaftig, Albert hat recht!" bestätigte der Alte. „Die Rudel sind

so vertraut geworden, daß sie sogar im Hofe der Farm äsen! Wir können ohne Bedenken den Abstieg wagen!"

* * *

„Mein Gott, wie sieht es denn hier aus?" rief Konrad, als man Adolfs Farm erreichte. „Das sollte man doch wirklich nicht für möglich halten!"

„Hier haben Vandalen gehaust!" sagte der Vizefeldwebel. „Alles ist kurz und klein geschlagen. Das hätte ich den Engländern denn doch nicht zugetraut!"

„Ob es die Engländer getan haben, läßt sich doch noch keineswegs behaupten!" wandte der Alte ein. „Es macht eher den Eindruck, daß Schwarze hier gewütet haben!"

Die Gebäude selbst standen noch, aber sie waren leer. Alle Gerätschaften hatte man aus Scheuern und Ställen herausgeschleppt; sie lagen in Trümmern umher. Man stand unter dem Eindruck, eine Brandstätte zu betreten, auf der ein Fluch lastete; keines Menschen Fuß hatte sie längere Zeit betreten. Durch den wirren Haufen von rostigem Eisen und zerbrochenen Holzgeräten schritten die Reiter zum Wohnhause des Farmers.

„Hier sind die Engländer aber sicher gewesen!" rief der Vizefeldwebel, sobald man die Schwelle betrat, und kein Mensch widersprach ihm diesmal.

Ein Chaos von Büchern und Briefschaften türmte sich gleich am Eingang auf. Systematisch waren die ganzen Korrespondenzen des Farmers sowie seine Wirtschaftsbücher und die Bibliothek durchsucht, zum Teil zerrissen und wie ein Kehrichthaufen durcheinandergeworfen worden. Rohe Hände hatten hier gehaust, sinnlose Willkür sich überall ausgetobt.

Der alte Reiter hob eins der Papiere auf, das abseits vom großen Haufen lag.

„Hallo, das Sekundanerzeugnis Adolfs!" rief der kleine Schwabe, der gleichzeitig einen Blick darauf warf. „So eine Saubande, alle Familiendokumente des Farmers brutal zu vernichten! Wahrscheinlich wollten sie ein Freudenfeuer anzünden und sind dabei gestört worden!"

„Schauen Sie her, Dehnicke! Die Wirtschaftsbücher der Hausfrau!" sagte Konrad. „Alles sauber gehalten, geradezu musterhaft! So war sie in ihrem ganzen Wesen! Sie kennen sie ja auch vom Uschutosee her! Und das ist das Ende! Es scheint Adolf Siedentopf wenig genützt zu haben, daß er den weiten Weg von der Grenze der Tatoga um Mkalama und den Nyarasasee herum nach Hause machte; man hat ihn und seine Frau mit allen ihren Herden aus dem Krater fortgeschleppt! Wo mögen sie jetzt weilen? Es ist

herzzerreißend, das Tohuwabohu hier zu sehen! Was für Briefschaften und Dokumente von unersetzlichem Wert mögen unter diesem Kehricht verlorengegangen sein!"

Ein lauter Jubelruf, der vom Speicher des Hauses her ertönte, ließ alle gespannt aufhorchen. Jemand kam die Treppe heruntergerast. Es war Albert Blankertz, der den Bodenraum durchstöbert hatte, praktisch, wie immer.

„Kinder, schnell nach oben!" rief er. „Wir haben einen Bombenduſel! Der ganze Söller liegt voll Bohnen, Saatbohnen wahrscheinlich! Das gibt aber ein Fest heute!"

Wie auf Kommando brauste die ganze Patrouille den Speicher hinauf. Jeder stopfte die Satteltaschen so voll, als ob die Maultiere sie noch trügen. In allen Erntejahren im Ngoro-Ngoro hatten Adolfs Bohnen sicher noch nie eine solche Freude verursacht.

In den zur Hälfte zerschlagenen Töpfen der Hausfrau kochte man den köstlichen Fund. In Scherben des zerschlagenen Tafelgeschirrs servierte man. Einer hatte inzwischen ein Gnu geschossen. Zusammen mit den Bohnen trug man das duftende Filet auf. Es war ein Fest des Lukullus.

Den ganzen Tag schmauste man, Schwarze und Weiße nebeneinander. Die Stimmung war golden.

* * *

Am nächsten Tage brach die Patrouille auf. „Hier war der zahme Gepard angebunden, mit dem der launige Farmer einst meine Frau zu erschrecken vermeinte!" sagte Konrad und wies auf die Verandatreppe. „Es ist ihm vorbeigelungen!"

Man marschierte durch den Kraterkessel. Die Gnus starrten erstaunt die Karawane an. Es kam nur sehr selten noch vor, daß die Zweibeine den Frieden ihres Tales störten. Die bleichen Gespenster nahmen immer mehr an Zahl ab.

Der kleine Schwabe war aus Rand und Band. Der Ngoro-Ngoro hatte in seinen Träumen eine große Rolle gespielt, jetzt endlich sah er ihn. Daß es so viele Gnus gäbe und daß sie so vertraut wären, hätte er nie für möglich gehalten.

Die Gnus merkten bald, daß ihnen von dem kleinsten Zweibein die größte Gefahr drohte, und rissen aus. Der wilde Jäger raste hinterdrein.

In der Nähe des Natronsees der Farm Friedrich Wilhelms bescherte ihm

der Himmel die reinste Freude, die er ihm an diesem Tage machen konnte: Er schoß ein Gnu! Schoß es auf sechshundert Meter Entfernung mausetot!

Man neckte den armen Kerl und gönnte ihm sein Glück nicht. Man behauptete, er habe ins Blaue hineingepfeffert, und ein Gnu sei zufällig in mutwilligem Jagen der Kugel in die Richtung gelaufen.

Der kleine Schwabe achtete nicht auf das böswillige Zischen der Neider. Triumphierend schnitt er seinem Gnu den Schwanz ab und nahm ihn als Fliegenwedel mit.

Nie hatten ihm Leber und Nieren eines Wildes so gut geschmeckt wie die des Gnus. Auf Friedrich Wilhelms Farm wurde der Festbraten verzehrt, das Filet. Mit Ausnahme des langen Dehnicke, der in den letzten Tagen nicht ganz auf dem Posten gewesen war, aßen alle mit dem größten Appetit.

„Eine solche Salala habe ich lange nicht mehr gekostet!" sagte Konrad anerkennend und warf einen freundlichen Blick auf den Vizefeldwebel.

Dieser schmunzelte seelenvergnügt; seine Freude kannte keine Grenzen mehr.

* *
*

Es war heiliger Abend. Früh am Morgen des 24. Dezember 1916 war die Patrouille die Kraterwand an Friedrich Wilhelms Farm hochgeklettert und am altvertrauten Oldeaniberge vorüber zur Farm Hartung marschiert. Sie lagerte auf der Lichtung, in der einst der Viehkral gestanden hatte. Es war die für Konrad und Dehnicke denkwürdige Stelle, an der sie in der Nacht der Heimkehr von der Ngoro-Ngoro-Patrouille von den Löwen so geängstigt worden waren wie nie zuvor.

Der Bach, der durch die Wildnis murmelte, hatte heute alle seine Reize verloren. Die Gelbrindenakazien, die früher im bräutlichen Schmuck der Sonne goldgleißend den Kral umkränzten, waren in graue Lumpen gekleidet wie die Reiter.

Statt des smaragdnen Teppichs, in dessen schwellender Polsterung der Alte und Dehnicke geruht hatten, umfing eine von Nashörnern zertrampelte, durch Losung verunreinigte, halb unter Wasser stehende Schlammfläche die vom weiten Marsch und den Unbilden der Jahreszeit erschöpften, bis auf die Haut durchnäßten Reiter. Man war mitten in der kleinen Regenzeit, die in diesem Jahre hier oben an den Ausläufern der Serengeti besonders stark auftrat. Das Idyll des Oldogombaches war zerstoben und die ganze Natur grau in grau gefärbt wie die Stimmung der Reiter. Es regnete ununterbrochen.

„Ein Glück bloß, daß wir die Elenantilope erlegt haben!" meinte Albert Blankertz. „Hätten wir die nicht, so wäre überhaupt nichts zu essen da!"

„Das ist ein schöner heiliger Abend!" brummte der Vizefeldwebel. „Ich koche nicht ab! Bei dem Schweinewetter vergeht einem nicht nur die Stimmung, sondern auch die Lust zum Essen!"

„Wir werden überhaupt kein Feuer zustandebringen!" grollte der Schiffszimmermann.

„Das wäre gelacht!" protestierte der unverwüstliche Palästinenser.

„Kein Stückchen trocknes Holz habe ich gefunden!" stieß der Seemann ärgerlich hervor. Er verlor sonst selten die gute Laune und war meist stillvergnügt, wenn er bloß ein Stückchen Negertabak zu rauchen hatte.

„Wir wollen dich eines andern belehren, mein Junge!" sagte Albert lachend.

Wenige Minuten später schlug nach mächtigen Rauch- und Qualmschwaden endlich eine dünne Flamme hoch. Albert blies die Backen auf und pustete sie zu einem kräftigen Feuer an.

„Nanu? Was sagst du jetzt, Zimmermann?" rief er triumphierend.

„Du bist ein Tausendkünstler, Mensch, ohne dich wären wir alle aufgeschmissen! Aber wer soll deine Elenantilope futtern, wenn wir kein Salz mehr haben? Das mag Konrad tun, dessen alte Buschmannshaut gesalzen genug zu sein scheint, aber kein anderer!"

„In der Not frißt der Teufel Fliegen!" tröstete Albert. „Ich werde braten, und ihr alle werdet essen, auch ohne Salz!"

„Ich rühre nichts an, ob mit oder ohne Salz!" murmelte der lange Gardereiter, dessen Beschwerden sich nicht gelegt hatten. „Weiß der Teufel, ich winde mich vor Schmerzen und finde keine Erleichterung!"

Der Palästinenser machte sich an die Arbeit, ungeachtet des strömenden Regens.

„Fleisch könnt ihr mir wenigstens klein schneiden helfen, das ist das mindeste, was ich verlangen kann!" meinte er.

Die meisten griffen zu und stellten dann ihre Kochkessel an das Feuer. Albert behielt die Leitung und hantierte unverdrossen weiter. Die Sonne seiner Unverzagtheit drang allmählich durch den grauen Nebel des Mißmuts.

Als das Essen gar war, aßen alle. Auch der lange Dehnicke rührte einen Bissen an, um seinen guten Willen zu zeigen.

„Einen Weihnachtsbaum haben wir auch!" sagte jemand und wies auf einen der grauen Leberwurstbäume, von dessen melancholischen Früchten der Regen in Strömen herunterfloß.

Die Schleusen des Himmels blieben die ganze Nacht über geöffnet. Man hatte Gras geschnitten wie gewöhnlich, um nicht auf dem nassen Erdboden zu schlafen.

„Wir liegen ganz im Wasser!" schrie jemand in der Finsternis. „Mein Gras ist weggeschwommen, ein Bach fließt unter meiner Decke dahin!"

„Halte die Luft an, Mensch!" antwortete ihm ein Griesgram. „Willst du etwa im Stockdunklen den Lagerplatz wechseln, um eine trockne Stelle zu suchen? Es ist ganz Wurst, in welchem Bach du ersäufst! Die Welt geht unter und du mit ihr!"

Der Galgenhumor tat seine Wirkung. Die Nachbarn kicherten. Jeder blieb liegen, wo er lag, und lauschte auf die sich verzweigenden Bächlein unter seinem Gras, die dem Oldogom zurieselten.

Ein grauverschleierter Morgen brach an. Es regnete noch immer.

„Es ist der erste Christtag!" sagte jemand.

„Wir feiern ihn am besten hier an Ort und Stelle!" meinte der kleine Schwabe grimmig.

„Hat jemand Lust, aufzustehen und weiterzumarschieren?" fragte der Alte.

Niemand meldete sich.

„Ich habe den Tod in den Knochen!" stöhnte der ehemalige Reiter des Regiments Gardedukorps.

Keiner sagte ein Wort. Jeder lauschte auf den Regen, der nicht aufhören wollte.

* *
*

Die Patrouille marschierte an der Kette des Nyarasa-Randgebirges entlang. Das Wetter hatte sich aufgeklärt. Die Sonne stand im Zenit, und die Reiter begannen zu dösen.

Aus einer Gruppe Grasbüschel polterte vor den vordersten Leuten ein sandiger Block los. Eine große, gelbe, wuchtige Masse war es, die weiterrollte, hochsprang und durch die Luft fuhr.

Es dauerte nicht mehr als eine Sekunde, bis der vorderste Reiter das plötzlich wie eine Vision emporblitzende Bild in allen Einzelheiten mit der Netzhaut aufgefangen hatte. Automatisch erfolgte in diesem Augenblick die Übertragung auf das dösende Hirn.

„Simba! Simba!" schrie er, und „Simba!" echote es aus der ganzen Gruppe. Sofort hatte jeder den Karabiner von der Schulter gerissen und den wie ein Ball durch die Luft fahrenden Mähnenlöwen im Visier.

Gleich hinter dem Knall des ersten Gewehrs knatterte ein Dutzend Schüsse. Alle Reiter waren aus dem Halbschlaf erwacht. Schwarze und Weiße ließen in wildem Durcheinander fliegen. Einige hatten noch nie einen Löwen erlegt. Die Gelegenheit war günstig.

„Mwanamke! Wawili! Simba watatu!" schrien zugleich mit dem Schuß in wahnsinniger Aufregung die Askari. „Eine Löwin! Zwei! Drei Löwen insgesamt!"

Rechts und links von dem dahinspringenden Mähnenlöwen waren beim Knall des ersten Schusses zwei Löwinnen hoch geworden, die ebenfalls auf der Stelle Feuer erhielten. Ohne sich umzusehen, gingen sie in hohen Fluchten ab, genau in derselben Richtung. Das gemeinschaftliche Ziel war der Einriß der Schlucht und das dahinter sich öffnende Tal.

„Der Mähnenlöwe hat eine weg!" rief der lange Tübinger. „Er wird nicht weit kommen!"

„Mwanamke moja amepata! Mwanamke moja amepata! Eine Löwin ist getroffen! Eine Löwin ist getroffen!" schrien im Chorus die Askari.

„Ich habe die Löwin! Ich habe die Löwin!" hörte man mitten durch ihren Jubel hindurch Michel Simon brüllen, den Futtermeister.

Wie ein Besessener sauste er hinter den flüchtenden Raubtieren in die Schlucht hinab.

Man mochte von Michel Simon denken, was man wollte, aber eins wußte jeder: Michel war ein mutiger Mann, der sich weder vor dem Feinde noch vor dem Löwen fürchtete; das hatte er zu allen Zeiten bewiesen. Es war ihm auch gleich, ob jemand nachkam. Heute war er nicht zu halten.

Wäre die Fluchtrichtung der Raubtiere die flache Ebene gewesen, so hätten alle Reiter ohne Unterschied die Verfolgung aufgenommen, soweit sie noch ganze Schuhe besaßen und laufen konnten. Ein Blick in die wildzerrissene Schlucht ließ jedoch die Begeisterung bei Schwarzen und Weißen auf der Stelle erkalten. Sie hatten noch einen Marsch von fünf bis sechs Stunden wenigstens vor sich, und diese Aussicht dämpfte den Eifer.

„Hole sie der Teufel! Ich renne nicht hinter den Biestern her!" rief selbst der Vizefeldwebel, der unermüdlichste Nimrod der ganzen Schar. „Hundert gegen eins, daß Michel die Löwen nicht mehr zu Gesicht bekommt! Der Korongo ist zu zerklüftet!"

„Wenn ihm nur nichts zustößt!" meinte Konrad besorgt. „Aber da war ja gar kein Bremsen mehr, und einen Menschen soll man mitten in seiner Freude nicht stören!"

Die Patrouille marschierte am Rande des wilden Taleinschnitts, ohne den Kameraden noch einmal zu sichten. Auch die Löwen waren verschwunden.

„Da fiel ein Schuß!" rief der Palästinenser. Ein zweiter erdröhnte. Alle hörten ihn.

Man wartete eine Weile, aber der Schütze kam nicht zum Vorschein.

„Wir wollen rasten, sobald wir Schatten finden!" sagte der Alte. „Michel wird uns schon einholen. Wenige sind so gut zu Fuß wie er!"

Eine Stunde später traf der Futtermeister ein. Er brachte die Krallen der Löwin. Sie war schwer angeschweißt gewesen, als er ihr die Fangschüsse gegeben hatte.

* *
*

Nach einem Gewaltmarsch, der die letzten Kräfte kostete, langte die Patrouille am Saum des Waldes an, in dem sich das Standquartier barg. Es war am Spätnachmittag des 27. Dezember, kurz bevor die Abenddämmerung hereinbrach.

„Gott sei gedankt!" sagte der alte Reiter, der noch ganz zum Schluß zusammengeklappt wäre, wenn sich Mallin nicht für ihn aufgeopfert und ihm das Tier abgetreten hätte.

„Nanu, man kennt sich ja hier gar nicht mehr aus!" rief Albert, der Palästinenser, erstaunt aus.

Er marschierte gerade an der Spitze des Zuges und blieb verblüfft stehen, da er den Pfad ins Lager nicht sofort fand.

„Hier scheint eine ganz ordentliche Regenzeit geherrscht zu haben!" bemerkte der Tübinger. „Eine neue Vegetation ist aufgekommen im Laufe des letzten Monats! Da lernt man wieder das üppige Wachstum der Tropen bewundern. Alles hat sich verändert! Auch ich könnte mich hier verlaufen!"

Man fand sich mit Mühe im Unterholz zurecht und tastete sich langsam zu den Palisaden des Lagers hin.

„Es ist eigentümlich still hier!" meinte der Vizefeldwebel. „Da sieht man doch, daß das Waldverlies zu jeder Zeit überfallen werden kann, ohne daß einer der Insassen eine Ahnung von der Gefahr hat!"

„Das Tor ist verschlossen!" stellte Mallin fest. „Merkwürdig, es ist doch noch heller Tag!"

Der hurtige Albert kletterte über die Palisaden und öffnete von innen. „Ehe die Herrschaften uns hören, haben wir das Lager genommen!" sagte er lachend.

Innerhalb der Umzäunung herrschte dieselbe Totenstille wie draußen.

„Ob die Bande am hellen Tage schläft?" brummte der kleine Schwabe. „Wundern sollte es mich nicht; zu tun haben sie ja nichts!"

Fünf Minuten später war man dahintergekommen, daß die Waldfestung keine Bewohner mehr hatte. In Kirchhofsfrieden lag sie da, verlassen und ausgestorben. Kein Hahn krähte mehr. Alle Grashütten und Höhlen waren leer.

„Das ist ja eine schöne Geschichte!" wetterte der Vizefeldwebel. „Man kommt völlig ausgehungert und todmüde nach Hause und stößt auf verschlossene Türen! Man bricht sie auf und findet in Kisten und Kasten kein Körnchen Mehl! Die Kameradschaft hole der Teufel!"

* * *

Bei näherer Durchsuchung des Lagers fanden sich im Viermännerhaus drei Rationen Mehl, die der zurückgebliebene vierte Insasse, der Schleswig-Holsteiner Nissen, für seine drei Hausgenossen vorsorglich zurückgelassen haben mochte. Alle anderen Reiter gingen leer aus.

Die Nacht brach herein. Die todmüden Leute versuchten zu schlafen, aber der Hunger und die Enttäuschung waren zu groß; die meisten wälzten sich lange ruhelos umher, ehe ihnen die Augen zufielen.

Als der Morgen kam, suchten sie erneut das Lager ab. In einem Felsen fand ein Askari eine Flasche Fett, ein wenig geröstete Hirse und etwas Mehl, das für eine Mahlzeit leider nicht ausreichte.

„Donnerwetter, seht euch einmal die Bescherung an!" rief der Vizefeldwebel, den der Somali Aden eben zu den Behausungen der Schwarzen geführt hatte. „Die Hütten der Askari stehen fast ohne Ausnahme voll Wasser! Das ist der Vorteil der unterirdischen Wohnungen!"

Man ging hin und war nicht wenig verblüfft. Kaum eins der kleinen höhlenartigen Häuser war noch bewohnbar.

Unterdessen erschienen Schmid und Mallin.

„Kommt einmal mit in unsere Höhle!" rief der lange Tübinger schon von weitem. „Wir sind jetzt Pfahldorfbewohner geworden wie die Menschen der Urzeit. Unsere Betten stehen buchstäblich wie Inseln im Wasser!"

„Das Wasser muß durch die Schießscharten von draußen eingedrungen sein!" erklärte Mallin. „Es kann nicht Grundwasser sein wie hier bei den Askari!"

Die Höhle des Patrouillenführers war halb eingestürzt.

Die größte Sehenswürdigkeit war ohne Zweifel der mit so viel Hingabe erbaute, noch nicht ganz vollendete unterirdische Pferdestall.

Alle Tiere wären bei den ersten starken Regenfällen in den niederstürzenden Fluten ersoffen, wenn die zusammenbrechenden Balken sie nicht vorher erschlagen hätten. Der Stall hatte sich in ein Schwimmbassin verwandelt, in dem sich das Wasser bis weit in die Trockenheit hinein halten mußte.

„Wenn das in der Kleinen Regenzeit geschah, was wäre aus unserer Waldfestung in der Großen Regenzeit geworden?" rief der Schiffszimmermann. „Der einzige von uns, für den es kein Leim gewesen wäre, bin ich, denn ich hätte meinen alten Beruf als Seemann wieder ergreifen können!"

„Was machen wir aber nun?" fragte der Vizefeldwebel. „Es ist heller Tag, und auch heute läßt sich kein Mensch im Lager sehen! Sonderbar, höchst sonderbar!"

„Da fällt mir eben ein, daß der Führer uns ja am Lolbossalebach angab, wo wir bei besonderen Zwischenfällen Nachricht von ihm vorfinden würden!" sagte Konrad. „Er wollte doch in einem Balken seiner Höhle einen Zettel verstecken!"

Sofort eilte jemand hin, kam aber nach kurzer Zeit unverrichteterdinge zurück. Ein Zettel sei nirgend zu finden, meldete er.

„Das wäre doch unglaublich!" rief der Alte. „Wahrscheinlich haben Sie nicht gründlich genug nachgesehen!"

Er ging selbst mit einem Teil der Kameraden in die Höhle und untersuchte aufmerksam die Balken. Infolge des Einsturzes war es allerdings nicht so einfach, das angegebene Versteck zu erkennen. Nach längerem Suchen fand sich der Zettel, jedoch an einem ganz anderen Platz, als man nach der Beschreibung hatte vermuten müssen.

In höchster Spannung umdrängten die Kameraden den alten Reiter.

„Der Patrouillenführer hat das Lager verlegt!" sagte Konrad. „Alle Kettengefangenen waren ausgerissen, als er vom Oldeani zurückkam. Da Verrat befürchtet werden mußte, so gab er dies Standquartier auf. Das neue Lager befindet sich etwa drei Stunden von hier, weiter südwestlich, tief im Busch versteckt. Eine Skizze des Weges dorthin ist beigefügt. In Anbetracht der Gefahr, die diesem alten Lager droht, hat der Führer keine Verpflegung zurückgelassen. Nahrungsmittel für uns sind in der fünften Schlucht von hier aus verborgen, etwa dreiviertel Stunden entfernt!"

„Na, nun wissen wir wenigstens, woran wir sind!" rief der Vizefeldwebel.

„Jetzt wollen wir zunächst einmal die Verpflegung hierherholen lassen!" fuhr der Alte fort. „Heute bedürfen wir alle der Erholung und können nicht daran denken, sofort auf die Suche nach dem neuen Lager zu gehen,

ohne etwas im Magen zu haben. Wir schicken morgen einen Askari los, der es ausbaldowert. Allzu schwer dürfte es ja wohl nicht sein. Das Vieh muß doch Spuren hinterlassen haben!"

* * *

Die fünfte Schlucht, die der Führer auf dem Zettel als Proviantdepot bezeichnet hatte, war bald gefunden. Der Palästinenser und der Schiffszimmermann suchten sie ab und entdeckten die Hütte.

„Das hat gottlob keine Schwierigkeiten gemacht!" meinte der Seemann. Im nächsten Augenblick riß er den Mund weit auf und starrte wie geistesabwesend um sich.

„Da hört denn doch alles auf!" rief Albert Blankertz erschrocken. In der Grashütte stand nichts weiter als zwei leere Körbe; am Boden lagen ein paar Handvoll Hirsekörner, die gekeimt hatten.

Die beiden ließen die Lippen hängen, ritten in das Lager zurück und machten Konrad Meldung.

„Es bleibt uns nichts anderes übrig, als ein Stück Wild zu schießen!" sagte dieser. „Einen anderen Rat weiß ich auch nicht!"

Dem Palästinenser war wenige Minuten später geholfen. Er erlegte eine Ente, die merkwürdigerweise auf einem der Bäume saß, die früher von Aasgeiern bevölkert gewesen waren.

Die anderen schnürten den Leibriemen enger. Keiner hatte Lust, auf die Jagd zu gehen; jeder fühlte sich noch zu schlaff und zog die Ruhe vor. Es war ein trüber Tag.

Solange die Sonne stach, rührte sich nichts. Der Abend kam, und immer noch blieb alles totenstill im Lager. Der Magen begann zu knurren. Es war die einzige Lebensäußerung. Mehr als einer bereute jetzt, daß er nicht auf die Jagd gegangen war.

* * *

Am Morgen des dritten Tages standen alle mit einem wahren Wolfshunger auf. Ein Askari, der sich freiwillig dazu erboten hatte, ritt ab, um das neue Lager zu suchen. Die anderen legten sich wieder auf die Graspolster.

Der kleine Vizefeldwebel wurde nach einigen Stunden vor Hunger wieder munter, nahm seinen Karabiner und schlich nach dem Bach hin, der jetzt wieder Wasser führte. Die Ente, die der Palästinenser tags zuvor geschossen hatte, ließ ihm keine Ruhe.

Als er in die Nähe des Schwimmbassins kam, hörte er plötzlich Huf-

Urwaldbaum im Tatogalande, unter dem die beiden Elefanten 1914 in freier Wildbahn skizziert wurden.
(Nach einem Ölbilde von Thea de Haas.)

tritte, die der schwellende Grasteppich nicht vollkommen unterdrückte. Vorsichtig bog er um die nächsten Bäume und atmete im nächsten Augenblick erleichtert auf: Der Patrouillenführer und Hassan, die Leibordonnanz, schlichen genau so behutsam, wie er selbst es getan, durch das Dickicht und spähten mit Luchsaugen über die Lichtung hin auf die Palisaden.

Wenige Minuten später traten die Reiter an, und Konrad machte seine Meldung.

* *
*

„In der fünften Schlucht haben wir aber nur eine leere Hütte gefunden und nicht die geringste Verpflegung!" sagte der Alte, nachdem er seinen Bericht beendet hatte. „Die Leute sind ausgehungert! Wir haben weder Fleisch noch Mehl. Die Unteroffiziere Schmid und Dehnicke sind außerdem an Dysenterie erkrankt, Dehnicke anscheinend sehr schwer!"

„In der Schlucht war keine Verpflegung?" fragte der Führer. „Das begreife ich aber gar nicht! Ich hatte doch den Befehl gegeben! Man kann sich auf die Europäer auch gar nicht verlassen!"

„Im Viermännerhaus lagen wenige Rationen, aber die drei Europäer, die es bewohnen, behaupten, ihr Hausgenosse, der Unteroffizier Nissen, habe die Rationen für sie zurückgelassen!" bemerkte Konrad.

„Ich selbst habe die Rationen dort bereitgelegt!" erklärte der Führer. „Übrigens war auch Trockenfleisch für Sie besorgt, Sie hätten nur gründlicher nachsuchen sollen! Ich bitte die Europäer, sich davon selbst zu überzeugen!"

Er schritt auf das unterirdische Verlies zu, in dem die Kettengefangenen untergebracht gewesen waren.

Der Raum war stark verunreinigt, da die eingesperrten Leute nachts nie hatten austreten können. Fleisch hing hier in der Tat, aber es war verdorben und voll Maden.

Der pestilenzialische Gestank in der Kerkerhöhle trieb alle sofort die Stufen hinauf ins Freie. Auf die Idee, daß hier Fleisch aufbewahrt sein könne, war allerdings niemand gekommen. Das nebenan gelegene ehemalige Magazin hatte man untersucht und leer gefunden.

„Etwas Mehl und geröstete Hirse für den Kaffee hatte ich drüben in dem Felsen verstecken lassen, ebenso eine Flasche Fett! Es sollte für den ersten Notbehelf sein!" sagte der Führer.

„Das ist gefunden worden! Ein Askari hat es aufgestöbert!" berichtete Konrad.

„Na, ich will dann gleich in das neue Lager hinüberreiten und ein paar Leute mit frischem Proviant herschicken!" sagte der Patrouillenführer, „sie werden noch heute eintreffen! Ihnen und Ihren Kameraden gönne ich gerne einige Erholungstage hier im alten Lager, nach all den Strapazen der letzten Wochen! Bleiben Sie also ruhig noch ein paar Tage hier, Konrad, und machen Sie es sich so bequem wie möglich! Morgen wird übrigens Ihr Sohn hier eintreffen! Er ist wieder ganz gesund. Ich habe ihn mit Baruti in das alte Proviantmagazin gesandt, das wir gleich nach unsrem ersten Aufstieg aus dem Nyarasabecken unter einem Felsen angelegt haben. Er hat Befehl, auf dem Rückwege über dies Lager zu reiten und nachzusehen, ob Sie nicht zurückgekommen seien. Also auf Wiedersehen! Erholen Sie sich alle recht gut!"

Er grüßte und ritt mit Hassan aus der Umzäunung.

„Ich werde den Unteroffizier Nissen fragen, wie sich die Sache mit den drei Rationen verhält!" brummte der Schiffszimmermann. „Sicher hat der Führer das Mehl nicht dort verstaut, das ist Schwindel!"

„Wir wollen uns bei den Kameraden im neuen Lager ferner erkundigen, wie sich der Fall mit dem leeren Proviantmagazin in der fünften Schlucht verhält! Der Mann schob die Schuld auf die drei Europäer. Das stimmt auf keinen Fall!" meinte der Vizefeldwebel.

„Es ist unerhört, daß er für nichts gesorgt hat!" knurrte der Seemann. „Er wußte genau, wie es mit den Verpflegungsverhältnissen hier bestellt war. Aus Oehnickes Kiste hat er Seife entnommen, wie der Kranke eben bemerkte. Von mir hat er eine Tasse geholt, wie er mir selbst sagte. Er ist oft hier gewesen, kannte die Lage und hat gar keine Entschuldigung!"

* * *

Der folgende Tag war der 30. Dezember. Der Alte freute sich auf das Wiedersehen mit seinem Sohne, das ihm heute bevorstand.

Als er aufgestanden war, galt sein erster Besuch wieder dem Gärtchen hinter dem Hause. Es war ihm schon gestern ein Sonnenstrahl in der Trübsal gewesen. Heute hatte er alle Muße, sich gründlich daran zu erfreuen, nachdem abends zuvor die Askari mit Proviant aus dem neuen Lager gekommen waren und jeder seinen Hunger hatte stillen können.

Die letzten Regenfälle hatten Wunder getan. Die Kartoffeln waren hochgeschossen und versprachen eine schöne Ernte. Nach all dem Spott, den die Kameraden über die Anpflanzung ausgegossen hatten, war es dem alten

Reiter eine große Genugtuung, die Frucht seiner Mühen zu sehen. Ein paar Zwiebeln waren ebenfalls herausgekommen. Nicht geringe Freude bereiteten ihm auch die Erdbeersträucher, die er von seiner vorletzten Patrouille aus dem Ngoro-Ngoro-Krater mitgebracht hatte, ebenso der Kapstachelbeerstrauch, der Wurzel geschlagen hatte. Er war überglücklich ...

Lauter Lärm vom Viermännerhause her trieb ihn aus dem Garten. Mit eiligen Schritten ging er um das Haus herum, in dem Glauben, Theodor sei angelangt und werde eben von den Kameraden begrüßt.

Sein Erstaunen war grenzenlos, als er statt des erwarteten Sohnes drei Schwarze ankommen sah, die eine lange Stange trugen, von der ein weißer Lappen herunterflatterte. Hinter ihnen her schritten die Kameraden, weiße und schwarze Reiter durcheinander, alle in der höchsten Aufregung und wie von einem Taumel erfaßt.

„Barua ya Wengereza!" sagte einer der Schwarzen. „Ein Brief der Engländer!"

„Woher kommt ihr?" fragte Konrad.

„Vom Bwana Mkubwa aus Mkalama!" war die Antwort.

Wieder ging eine Bewegung durch die Reiter. „Labda amani!" murmelte einer der Askari mit unterdrückter Stimme. „Friede! Hoffentlich Friede!" stimmte ein Weißer ganz laut bei. „Sicher Friede! Ganz sicher! Wir haben es ja immer gesagt, daß es eines Tages so kommen würde!" riefen mehrere Stimmen durcheinander. „Was sollte es anders sein?"

Der alte Reiter erbrach den Brief, der seltsamerweise an Kaempfe gerichtet war, den Bezirksamtmann, der vor dem Einbruch der Engländer den Bezirk Aruscha verwaltet hatte. Augenscheinlich vermuteten die Absender in ihm den Führer der Deutschen in der Serengeti.

Das Schreiben forderte die Patrouille zur Übergabe auf, da sie völlig von englischen Truppen umringt sei und Widerstand keinen Zweck mehr habe. Es erwähnte die Unternehmung nach Umbugwe und drohte mit der Internierung der jetzt noch auf freiem Fuß befindlichen deutschen Zivilisten am Meru und Kilimandscharo, wenn das Land wieder beunruhigt werde.

* * *

Nachdem die erste Enttäuschung über die vergebliche Hoffnung auf Frieden sich gelegt hatte, blieb dennoch die Aufregung aller Lagerinsassen groß. Es war das erstemal, daß die Verbindung mit der Außenwelt wiederhergestellt wurde, wenn diese Anknüpfung auch keinen erfreulichen Charakter hatte. Alle möglichen Meinungen wurden ausgetauscht.

„Darf ich den Brief einmal sehen?" fragte der Vizefeldwebel.

Konrad reichte ihm das Schreiben.

„Von einer Militärbehörde geht es nicht aus!" rief der Schwabe, nachdem er den Inhalt überflogen hatte. „Es ist unterschrieben: Captain Mundell, Political Officer, Mkalama."

„Sie haben recht!" sagte der Alte. „Offenbar ist der Political Officer der von den Engländern eingesetzte Verwaltungsbeamte von Mkalama oder vielmehr von Iramba!"

„Am meisten interessiert mich die Nachricht, daß man die Farmer und Pflanzer auf ihren Anwesen ruhig hat sitzen lassen! Das ist die Hauptsache!" meinte Albert Blankertz, der seine ganze Familie am Meru hatte. „Wer weiß, ob wir nicht nach der Übergabe auf unsere Farmen und Pflanzungen zurückkehren können!"

„Denken Sie doch so etwas nicht!" rief ein anderer. „Die Engländer werden uns ohne Ausnahme hinter den Stacheldraht bringen und einsperren!"

„Auf alle Fälle bietet der englische Brief die Möglichkeit, mit dem Feinde in Verbindung zu treten und einmal über die Gesamtlage sich zu orientieren!" erklärte Konrad. „Ich werde dem Patrouillenführer vorschlagen, Parlamentäre nach Mkalama zu schicken und freien Abzug zum Obersten zu fordern. Geht der Feind nicht darauf ein, so erfahren wir doch allerlei, was wir gern wissen möchten!"

Freudig stimmten alle zu und bestürmten den Alten, sofort in das neue Lager zu reiten und mit dem Befehlshaber die Sache zu besprechen. Die Möglichkeit, von der Außenwelt wieder etwas zu erfahren, elektrisierte jeden und brachte ein lange nicht mehr gekanntes Leben in die äußerlich so abgestumpften Herzen.

* *
*

Während man noch erregt hin und her sprach und die verschiedensten Möglichkeiten erörterte, hatte der Palästinenser ganz unabsichtlich mit einem Blick die beiden Schwarzen gestreift, die mit dem Überbringer des Briefes gekommen waren.

„Mein Gott, das sind ja die Kerle, die der Schiffszimmermann und ich seinerzeit vom Nyarasasee mitgebracht haben, die beiden Salzsucher!" rief er. „Ich habe mir schon den Kopf zerbrochen, wie die Parlamentäre das

Lager finden konnten. Da ist die Erklärung! Wahrhaftig, Muhammadi und Mirambo, ihr seid es ja!"

Die zwei Schwarzen nickten grinsend.

* * *

In dem allgemeinen Trubel war das Herannahen zweier Reiter unbemerkt geblieben, die eben durch das Palisadentor das Lager betreten hatten und nun am Viermännerhause auftauchten.

„Theodor, mein Junge!" rief der alte Reiter. „Herzlich willkommen!"

27. Maporu ya Meatu

Unter Theodors Führung ritt Konrad in das neue Lager. Noch am selben Tage waren Vater und Sohn aufgebrochen.

Zur Erhöhung der festlichen Stimmung trug nicht unwesentlich das Jagdglück bei, das der junge Reiter tags zuvor gehabt hatte. Außer einem Funo, der winzigsten Zwergantilope, und einem mächtigen Elenbullen, dessen Fett er mitbrachte, war ihm an einem Tümpel in der Steppe ein Entenbraten beschert worden.

„Die Verlegung des Lagers ist keine einfache Sache gewesen, Vater! Das kannst du mir glauben!" plauderte der junge Krieger. „Der Patrouillenführer hatte mit Friedrich Wilhelm den neuen Platz ausgesucht. Zuerst wurde dann die Ochsenherde hinübergeschafft. Der Askari, der sie trieb, verirrte sich in dem wilden Gelände und mußte erst lange gesucht werden. Durch Signalschüsse fand man ihn am nächsten Tage glücklich wieder. Den Transport der Hühner leitete ich. Die armen Tiere waren nicht wenig verdutzt, als man ihnen wieder die Füße zusammenband, einen Stock hindurchsteckte und sie dann mit nach unten hängenden Köpfen an den Tragstangen forttransportierte. Na, es waren diesmal ja nur Stunden und nicht viele, viele Tage, wie auf ihrer ersten Reise von Sekenke in die Serengeti! Schlimmer noch war die Arbeit, den Proviant hinüberzuschaffen!"

„Ich kann es mir denken!" nickte der Alte. „Diesmal fehlten die Kettengefangenen!"

„Wir mußten alles Getreide in den Packtaschen der Maultiere fortbringen!" erzählte Theodor weiter. „Sämtliche Askari gaben zu dem Behuf ihre Maultiere her, die vollbeladen wurden. Endlose Safaris kostete es, bis wir alle Hirse abtransportiert hatten. Dann begann der Bau des Lagers. Von Bequemlichkeiten könne jetzt nicht mehr die Rede sein, erklärte der Führer, wir müßten uns mit einfachen Hundehütten begnügen. Friedrich Wilhelm war die Sache gar nicht nach dem Sinn. Er hat nicht wenig gewettert, daß wir das Lager verlegten, ehe ihr wieder zurückgekehrt wäret, konnte aber mit seiner Ansicht nicht durchdringen. Nun, du wirst ja unser neues Palais bald in Augenschein nehmen!"

Die Reiter hatten vom Lager aus den Bach überschritten und die unmittelbar sich anschließende Höhe des Aufstiegs zum Nyarasagebirge erklommen.

Eine Strecke führte der Weg durch dichten Wald, dann erreichte man das Hochplateau. Es bildete nach Nordosten hin eine von Korongos durchschnittene, mit vereinzelten Felskuppen bedeckte, aber sonst übersichtliche Grassteppe, während es nach Südwesten hin allmählich in dichten Dornbusch überging.

„Der Schleier der Zukunft fällt, Vater!" sagte der junge Reiter. „Siehst du das Schuppentier dort? Nach dem Glauben der Eingeborenen bringt es ja Glück! Das größte Glück hat es uns bereits gebracht, weil wir heute endgültig das alte Lager verlassen haben, in dem wir einrosteten! Was war das für eine schreckliche Zeit!"

Der Alte warf einen Seitenblick auf das seltene Tier, dessen Schuppen die Eingeborenen mit Silber aufwogen.

„Bist du so sicher, daß das neue Lager uns bessere Tage bringen wird?" fragte er.

„Der Führer kann sich da nicht so einnisten wie drüben im Walde!" erklärte der Sohn. „Du wirst dich gleich selbst davon überzeugen, Vater! Baupläne lassen sich dort nicht durchführen! Die Dinge drängen auf eine schnellere Entscheidung hin! Er muß aus seinem Fuchsbau heraus und sich dem Feinde stellen!"

* *
*

Als wollte der Himmel selbst auf der Stelle den Beweis dafür antreten, daß der junge Reiter mit seiner Ansicht recht hatte, tat sich der Vorhang einer neuen Welt auf.

Wie Theaterkulissen, die keine Verwendung mehr fanden, versanken hinter Vater und Sohn die grünen Almen des Nyarasa-Randgebirges, der mit dem ersten, zarten, schüchternen Blumenflor sich schmückende Teppich der Serengeti und die stolzen Häupter des Oldeani und Lemagrut im fernen Osten. Durch einen Dornengürtel, der anfangs wie ein von der Erde Meatus sorgsam geschmiedeter Schutzhag anmutete, drangen die einsamen Wanderer weiter vor. Sobald der graublaue Schleier gefallen war, betraten sie die geheimnisvolle Werkstätte, in der vor Jahrmillionen die Erdgeister gehaust haben mußten, die Ussukuma aufgebaut hatten.

Soweit das Auge schaute, lagen in wildem Durcheinander die Granittrümmer umher, die nicht mehr verwendet worden waren. Zuweilen türmten

sie sich in den seltsamsten Schichtungen hoch, wenn der Zufall sich darin gefallen hatte, Werke der Menschen nachzuäffen. Dann und wann schien ein Reckengeschlecht der Vorzeit die Absicht gehegt zu haben, dieses Material zu Bauten zu verwenden, die alle Denkmäler der Erde überragen sollten; aber die Versuche waren wieder aufgegeben, die Blöcke in das Chaos, aus dem sie kamen, achtlos wieder zurückgeschleudert worden.

Über die Werkstätte der Urzeit hatten sich als ewige Sieger über Raum und Zeit die grauen Dornen hergemacht und die Trutzblöcke mit ihrem Gewinde umschlungen, das allem Leben abhold war. Es war eine Welt des Todes, in der keine Blume sproß, kein Schmetterling flatterte, kein Vogel schwirrte, keine Gazelle oder Antilope durch die Büsche schnellte.

Der Alte nickte. „Ich habe einen Vorgeschmack davon gehabt, als ich mit dem Führer nach Mkalama zog!" sagte er. „Es ist dasselbe Maporu ya Meatu, das wir auf dem Marsche quer durch das Dickicht nach Limbita kennenlernten, nur hier noch lebensfeindlicher und grausamer und giftiger! Es ist die Hölle, vor der selbst der wagemutige Fuß der Wassukuma zurückschrickt, wie Adolf Siedentopf uns erzählte, wo nur die Wanege und die Wahi hausen mögen, die Buschmänner von Deutsch-Ost, die wir selbst nie gesehen! Ja, jetzt begreife ich, wie und wo der Führer auf die Idee kam, sich in dieses Felstrümmerchaos zurückzuziehen! Hier wird ihn allerdings kein Engländer je finden noch zu suchen je Lust verspüren! Den Schlüssel zu diesem Reich besitzt keiner der Schwarzen in ihren Diensten!"

„Es wird noch unzugänglicher, Vater, noch wilder und phantastischer und unheimlicher als hier! Gedulde dich noch eine Stunde!"

Der Alte zog kopfschüttelnd durch das Labyrinth der gigantischen Blöcke, die die wunderlichsten Formen angenommen hatten. Vor seinem Auge stiegen längst entschwundene Erinnerungen wieder auf, Bilder, die er in seinem reichen Wanderleben an allen Enden der Erde hatte schauen dürfen. Steinerne Standbilder von Riesenschildkröten, die die Chinesen als Symbole des Lebens aufgerichtet, Kaisertumuli der Mandschuren, Jehols Tempelschlösser, Abbilder der Lamatrutzklöster der Tibetaner, Pagoden Buddhas, Minarette, Kuppeln, Moscheen und Kioske des Islam, Kyklopenbauten von Hellas: in buntem Wirbel blitzten sie an ihm vorüber ... Keine Ähnlichkeit der Bilder fand der suchende Blick ... Nur die kühnen Linien, die wilden Formen waren da und die unerhörten Farben der Sonne des Südens, die diese ungeheuren Steine in allen Prismenrefleren blitzen ließen ...

* *
*

„Wir sind da, Vater!" sagte der junge Reiter. „Schau dir die granitne Zitadelle drüben an! Nirgend in den Abruzzen fände ein moderner Rinaldo Rinaldini eine abenteuerlichere Feste, das wirst du eingestehen!"

Er wies auf eine der typischen Steinburgen Ussukumas, die sich, aus der Ferne betrachtet, von den ringsumher trutzenden Gebilden dieser Welt des Granits kaum zu unterscheiden schien.

„Wenn du näher kommst, wirst du sehen, daß sie ein richtiges Feudalschloß des Mittelalters ist, dessen Zugang sich ohne Mühe verteidigen läßt, schier uneinnehmbar für eine auf so etwas nicht gefaßte Truppe!"

„Und Wasser?"

„Wasser ist da! Gleich hinter den Felsen fließt tief unten ein Bach! Nun sage selbst, das neue Lager ist nicht übel ausgesucht! Wer durch diese Wildnis zieht, ahnt nicht, daß dort eine ganze Reiterpatrouille mit einer vielhundertköpfigen Rinderherde liegt, so sehr gleicht trotz aller äußeren Verschiedenheit eine Granitburg der anderen in dieser wildesten und verlassensten aller Welten!"

Der Alte nickte. „Wenn es keine Pfadfinder gäbe, hättest du recht, mein Sohn!" sagte er. „Es gibt Augen, die sehen auch dort, wo kein Stein einen Abdruck wiedergibt; wie sollten sie die Rinder und die Pferde und die Maultiere im Maporu von Meatu nicht finden? Das also ist das neue Lager? Na, Pferdeställe unter der Erde können zum Glück nicht angelegt werden! Hier hat die Natur ihr Material gebrochen; wo sie nicht weiterkonnte, werden auch die Menschen nicht fertig!"

* * *

Konrad hatte dem Führer die Meldung vom Erscheinen der Parlamentäre überbracht und ihm den Brief des Political Officer von Mkalama übersetzt.

„Und zwei der Parlamentäre sind die Salzsucher, die die Toren damals in unser Lager brachten, sagen Sie?" rief der Patrouillenführer erstaunt aus. „Dieselben, die dann wenige Tage später ausrissen, als wir auf dem Ritt nach Mkalama waren? Und die Kerle haben Sie nicht gleich aufgehängt?"

„Ich kann doch die Leute nicht aufhängen, wenn sie als Parlamentäre kommen! Sie sind im Schutze der weißen Flagge erschienen, im Auftrage der Engländer! Außerdem waren es freie Leute, die tun und lassen konnten, was sie wollten!"

„Ganz gleich, Sie mußten sie aufhängen! Die Kerle hatten es verdient. Ich hätte sie sofort baumeln lassen! Das mußten auch Sie tun! Es war

Ihre Pflicht, darüber kann kein Zweifel sein! Na, ich will mir die Sache mit dem Brief überlegen! Ich lasse Sie nachher noch einmal herbitten! Essen Sie erst und sehen Sie sich dann auch das Lager an! Sagen Sie mir später Ihre Meinung darüber! Ich denke, ich habe eine gute Wahl mit diesem Platz getroffen!"

Der alte Reiter, der gleich bei der Ankunft von den beiden anderen Kameraden begrüßt worden war, begab sich zu der Hütte, die Theodor auf dem Herwege ihm als sein zukünftiges Heim bezeichnet hatte.

Alle Vorbereitungen zu einem leckeren Mahle waren von dem jungen Reiter bereits getroffen worden. Die Ente schwamm in dem köstlichen Fett der Elenantilope.

„Nun, was sagst du zu unserem Palais, Vater?" fragte Theodor lachend.

Konrad musterte die Hütte und war nicht übel zufrieden. Wie alle anderen Notbauten bestand sie aus nicht viel mehr als Dach und Rückwand, die beide aus Gras hergestellt waren. Die Zeltwände dienten als Seitenschutz.

„Du hattest von Hundehütten geredet, mein Junge! Für eine Hundehütte ist sie reichlich groß und komfortabel. Sie gefällt mir sehr gut. Indessen sehe ich, daß nur einer von uns auf einer Kitanda schläft, der andere aber auf der Erde; wie kommt das?"

„Ich habe noch keine Zeit gehabt, mir eine Bettstelle zu bauen, Vater! Das hole ich noch nach. Die Kitanda ist für dich, denn ich bin wirklich jetzt ganz gesund!"

„Ich kann mir denken, daß ihr viel zu tun hattet, wo ihr nur drei Europäer wart, außer dem Führer, und nur über die wenigen Askari verfügtet! Dafür habt ihr allerlei geleistet!"

„Wir haben es wirklich nicht leicht gehabt, Vater! Die erste Zeit schliefen wir unter unseren Zeltbahnen. Wenn wir die nicht gehabt hätten, wäre es allerdings unerträglich gewesen; es war gerade die Zeit der schweren Regen! Als wir die Hütten gebaut hatten, wurde es besser, doch auch dann war noch viel zu tun! Ich bin bereits das zweitemal in dem alten Proviantmagazin am Abstieg zum Nyarasabecken gewesen. Das erstemal war es furchtbar anstrengend. An einem einzigen Tage bin ich mit einem Askari und zwei Packtieren hin und zurück geritten!"

„An einem einzigen Tage? Das ist doch wohl nicht gut möglich!"

„An einem einzigen Tage! Frühmorgens ritten wir ab, spätabends kamen wir wieder. Ich hatte den Felsen, unter dem das Getreide versteckt war, zuvor nie gesehen, und der Führer gab mir nur eine ungefähre Be-

schreibung. Zum Glück wußte der Askari Bescheid. Für mich als Rekonvaleszenten war der Marsch natürlich eine unglaubliche Strapaze, sieben Stunden hin und sieben Stunden zurück, über sehr schwieriges Gelände. Es war das zweitemal, daß ich wieder im Sattel saß!"

„Daß das gut ging!" sagte Konrad kopfschüttelnd.

„Es ist mir selbst ein Wunder! Ich verfiel nach der Rückkehr allerdings in einen totenähnlichen Zustand. Es war kein Schlaf und kein Wachsein, meine Nerven waren völlig fertig. In der Nacht sprangen Löwen in den neuen Ochsenkral, und ein Heidenlärm entstand. Der Führer kam mit den Weißen und den Askari gelaufen; ein wildes Schießen hub an, um die Raubtiere zu verscheuchen. Ich lag unter meiner kleinen Zeltbahn, hörte alles, hätte aber nicht hochkommen können, und wenn die Welt untergegangen wäre. In der Nacht war das furchtbarste Löwengebrüll, das ich je gehört habe!"

* *
*

„Nun muß ich dir aber noch etwas zeigen, was dich aufs höchste interessieren wird, Vater!" sagte Theodor, als die Besichtigung des Lagers sich dem Ende zuneigte.

Man war eben am Ochsenkral angekommen, dessen Anlage den Beifall des Alten in besonderem Grade fand. Er hatte eine natürliche Umwallung von hohen, steilen Felsen und dichtem, von den Askari noch verstärktem Dorngebüsch, das ganz undurchdringlich war und nicht übersprungen werden konnte. Nur auf einer Seite gab es einen Zugang, der sich leicht verbarrikadieren ließ.

„Da bin ich aber wirklich gespannt, was du für eine Überraschung bringst!" versetzte der alte Reiter. „Mehr Naturwunder, als ich hier bereits gesehen habe, kannst du doch kaum bieten?"

„Ein Naturwunder ist auch dabei, aber das ist nicht die Hauptsache. Primitivste Menschenkunst will ich dir zeigen, und zwar solche, von der du dir nicht träumen lässest! Du mußt freilich etwas klettern!"

Konrad folgte dem Sohne. Dieser schlug die Richtung auf eine Felsenwarte rechts über dem Lager ein, die dem Alten gleich bei der Ankunft aufgefallen war.

„Nun, was sagst du jetzt, Vater?" rief Theodor triumphierend, als man auf steilem Pfade nach oben gelangt war.

Der alte Reiter stand vor einer natürlichen Höhle, die durch mächtige Urblöcke gebildet war. Über die Blöcke hatte sich ein haushoher Felsen hin-

übergeneigt und bot ein Schutzdach, das für alle Ewigkeit seine Dienste tat. Vorn war die Höhle offen und ohne Schwierigkeiten zu betreten.

Theodor führte den überraschten Alten hinein. „Jetzt kommt die Hauptsache erst!" erklärte er und wies auf die Decke.

In Manneshöhe bedeckten seltsame Zeichen die überhängende Wand des Felsen, die das Dach bildete. Es waren keine Malereien, die Menschen oder Tiere darstellten, vielmehr mathematische Zeichen in weiß-grauer Farbe.

„Ich habe hier lange nachgegrübelt und auch die Knochen in dieser Höhle genau untersucht!" berichtete Theodor. „Natürlich suchte ich nach geschnitzten Gegenständen und eingekerbten Zeichen, wie ich einige im alten Serengetilager gefunden habe. Nichts davon entdeckte ich hier. Die ganze Höhle liegt voll Knochen, wie du siehst. Ob die Knochen von Menschen, die hier hausten, herrühren, oder von Opfern der Löwen und Leoparden, die diesen Unterschlupf benutzten, wer kann das sagen? Aber interessant ist die Höhle, das wirst du zugeben! Wenn man bloß wüßte, was die Zeichnungen bedeuten!"

„Sie haben mathematischen Charakter, darin hast du vollkommen recht, mein Junge!" bestätigte der Alte. „Schade, daß sich in unserer Schar kein Fachgelehrter befindet! Der würde uns über die Natur der Höhlenornamentik schnell aufklären! Vielleicht kehren wir nach dem Kriege noch einmal an diese Stelle zurück, und das Rätsel löst sich!"

Man stieg abwärts. Theodor zeigte dem Vater noch den Bach, der keine fünf Minuten vom Lager in der Richtung auf Limbita floß.

„Am Tage nach unserer Ankunft habe ich ihn mir aus nächster Nähe angesehen!" sagte er. „Infolge der starken Regen war er zu einem mächtigen Fluß angeschwollen, der ungeheure Wassermengen mit donnerähnlichem Getöse mit sich führte, gelb gefärbt vom Schlamm. Nach einigen Stunden hatte sich die Flut größtenteils wieder verlaufen; die Regenzeit über scheint er sich aber zu halten. Für uns war die Hauptsache, daß sich in den Rinnen oben auf den Felsen Regenwasser gesammelt hatte. Es war nach langer Zeit wieder einmal gutes Trinkwasser, das man unbesehen nehmen konnte, nicht grün, blau und rot schillerndes Gift, wie die faule Brühe im alten Lager!"

* *
*

Konrad hatte eine lange Beratung mit dem Führer.

Sie endete mit dem Beschluß, daß der alte Reiter sofort als Parlamentär nach Mkalama reiten sollte. Keiner von beiden hielt die englische Aufforde-

rung zur Übergabe der Erörterung für wert, aber jeder brannte darauf, bei Gelegenheit einer Verhandlung etwas über die Kriegslage in der Heimat sowohl wie in der Kolonie zu erfahren. Ob die Vorschläge, die man dem Feinde zu machen gedachte, angenommen würden, erschien zweifelhaft; daß sie in Erwägung gezogen würden, war nicht ausgeschlossen.

„Es bleibt also dabei, Sie stellen an die Engländer die Forderung, uns entweder freien Abzug zum Obersten und die Möglichkeit der Verproviantierung auf dem Marsche zu gewähren oder aber einen Waffenstillstand mit uns abzuschließen, demzufolge wir in einem bestimmten Gebiet, am liebsten im Ngoro-Ngoro-Krater, mit unsern Waffen und unsern Askari in Freiheit belassen werden, bis der Krieg beendigt ist! Außerdem bitten Sie um Aufnahme unserer Kranken! Haben Sie mich genau verstanden?"

„Ich habe genau verstanden!"

„Unter keinen Umständen lassen Sie sich zu einer Übergabe bereden, und wären die Bedingungen noch so vorteilhaft!"

„Unter keinen Umständen!"

„Gut! Also Sie reiten noch morgen nach dem alten Lager, wo Sie die schwarzen Parlamentäre abholen! Sie können die Nacht dort bleiben und brechen dann übermorgen nach Mkalama auf. Theodor geht als Ihr Begleiter mit! Der Askari Amani trägt die weiße Flagge!"

28. Im neuen Lager

Wenige Tage nach der Ankunft der Patrouille im neuen Lager ging ganz überraschend der Hengst des Führers ein, der prächtige Blauschimmel.

Jedermann trauerte um das wundervolle Tier, das der Stolz der Kompagnie gewesen war.

Der Patrouillenführer war untröstlich. Schlimmer als die Flucht der Kettengefangenen, deren Verrat er fürchtete, traf ihn dieser neue Schlag.

„Sasa nguvu yangu imekwisha!" sagte er zu seiner Leibordonnanz Hassan. „Jetzt ist meine Kraft dahin!"

Das ganze Lager griff das Wort auf. Alle Askari wiederholten es. „Kweli!" murmelten sogar die Weiber der schwarzen Söldner, „Sasa nguvu yake imekwisha! Es ist in der Tat so! Jetzt ist seine Kraft dahin!"

* * *

Der Tod des Schimmels hatte zur Folge, daß der Patrouillenführer Tag und Nacht überlegte, wie er die noch lebenden Tiere gegen das Tsetsefieber feien könne. Wie er annahm, hatte sich der Hengst in den Büschen des Oldeani oder in der Nyarasasenke infiziert. Natürlich war die Möglichkeit auch nicht ausgeschlossen, daß er im Maporu ya Meatu von der Giftfliege gestochen worden war.

„Wißt ihr, was der Befehlshaber jetzt macht?" sagte eines Abends Friedrich Wilhelm. „Er kocht die verschmutzten Bastsäcke aus, in denen die Eingeborenen aus Sekenke und die aus Meatu den Proviant brachten. Aus dem Saft hat er eine ‚Dawa' hergestellt, ein Mittel, das untrüglich gegen den Stich der Tsetse helfen soll. Bereits im alten Lager muß er Versuche damit angestellt haben; jetzt sind sie anscheinend zur Vollendung gediehen!"

„Nicht möglich!" riefen die Reiter.

„Es ist ganz gewiß! Mein Koch Juma und die Boys haben es mir erzählt! Unteroffizier Simon und die Askari kochen die Medizin!"

Man ging der Sache nach und sprach mit dem Patrouillenführer.

„Gewiß tue ich das!" gab dieser zu. „Ich habe bereits früher, als ich noch im Kompagnieverbande stand, auf einer Patrouille durch Kühlungen mit Miombosäcken bei Geschwülsten die besten Erfahrungen gemacht. Sobald der Krieg zu Ende ist, werde ich auf die von mir erprobte Heilmethode ein Patent anmelden. Ich bin sicher, daß ich Millionen damit verdienen werde!"

Die Leute waren sprachlos und sahen ihn mit Augen an, die ihm auffielen.

„Sie starren mich so an, meine Herren, aber Sie werden noch Ihr blaues Wunder an mir erleben! Es ist ein sehr einfaches Mittel, aber als Patent macht es mich mit einem Schlage zum reichen Manne. Es wird ein Bombenerfolg. Ich könnte mit dem Majorat, das ich erbe, zufrieden sein, aber ein Patent bringt, ganz abgesehen vom Gelde, auch noch Ehre und Ansehen ein!"

„Es wäre dann besser gewesen, wenn gar nicht davon geredet wäre!" meinte einer der Reiter. „Am Ende könnte da noch jemand mit der Patentanmeldung zuvorkommen!"

Der glückliche Erfinder blickte den Sprecher eine Weile verdutzt an.

„Von Ihnen wird keiner so gemein sein!" sagte er dann. „Sonst aber weiß doch niemand von der Sache! Sollte ich aber wider Erwarten um die Frucht meiner Erfindung betrogen werden, so muß man eben auch das in Kauf nehmen. Meine militärischen Erfolge sind kein schlechter Trost. Ich will gar nicht erst von meinen Bahnsprengungen reden, die der Kommandeur dadurch anerkannt hat, daß er mich zur höchsten Auszeichnung eingab. Denken Sie aber doch bloß einmal daran, was ich jetzt dem Schutztruppenkommando für einen Dienst leiste! Das ganze Gebiet zwischen dem Viktoriasee und dem Kilimandscharo halte ich mit meiner Patrouille! Konrad hat ja bekanntlich von dem Jumben in Engaruka gehört, daß dieses riesige Gebiet von den Engländern für den Verkehr gesperrt ist! Das sind 25000 Quadratkilometer oder mehr, die ich für das Deutsche Reich halte! Ich bin nicht bloß Herr von Meatu! Ich beherrsche das ganze Land zwischen Ussukuma und Aruscha, denn wer die Verbindung beherrscht, der beherrscht das Land!"

* *
*

„Ich habe früher gemeint, er litte nur an Verfolgungswahnsinn. Jetzt weiß jeder von uns, daß er auch den Größenwahnsinn hat!" brummte der Vizefeldwebel, als die Reiter unter sich waren.

„Sein Größenwahnsinn als Herr von Meatu ist jedenfalls nicht so gefährlich wie sein Größenwahnsinn als Erfinder von Medikamenten!" meinte Albert Blankertz. „Die letzten Maultiere werden wohl draufgehen, wenn er die stinkigen, verfaulten Bastsäcke auskocht und die Brühe zu Injektionen verwertet! Wie kann ein Mensch nur auf so eine verrückte Idee kommen!"

Ein paar Tage später traf der Palästinenser den kleinen Schwaben, als er gerade im Begriff war, August Dehnicke einen Krankenbesuch zu machen. Dieser lag wieder danieder und klagte über heftige Unterleibsschmerzen. Beide gingen zusammen in die Hütte.

Sie fanden den Kameraden, der die Gestalt und die Kraft eines Hünen gehabt hatte, außerordentlich elend.

„Ihr wollt mir doch nicht etwa ebenfalls mit irgendwelchen Quacksalbereien kommen?" rief ihnen der Patient entgegen.

„Was meinst du, August? Mit welchen Quacksalbereien?" fragte Albert, sein ehemaliger Budenkamerad.

„Nun, der Patrouillenführer möchte mich doch so schnell wie möglich wieder felddienstfähig machen. Er drängt mich, eine Medizin zu nehmen, die er selbst für mich zurechtbrauen will. Ich würde nach ihrem Genuß sofort meine Kraft wiederbekommen, sagt er!"

„Um Gottes willen, August, du hast das Anerbieten doch nicht angenommen?" fragte der Palästinenser besorgt. Auch der Vizefeldwebel sah den Kranken entsetzt an.

„Nein!" erklärte der Gardereiter. „Er läßt mir aber gar keine Ruhe damit und behauptet, es sei ein untrügliches Mittel!"

„Es wird das Mittel sein, mit dem er auch die tsetsekranken Maultiere kurieren will!" erwiderte der Kamerad. „Er hat ganze Kalebassen davon ausgekocht und hält sie auf Vorrat. Am Ende gießt er für dich noch einen besonderen Zaubertrank dazu!"

„Eins der Maultiere, denen er seine ‚Dawa' am Halse eingespritzt hat, zeigt schon Vergiftungserscheinungen!" sagte der Vizefeldwebel. „Es hat sich an der Stelle ein Abszeß gebildet, den Unteroffizier Simon jetzt aufschneiden muß. Ein zweites von ihm behandeltes Maultier sieht ebenfalls sehr verdächtig aus. Der Wunderdoktor wird noch Augen machen!"

„Die Tiere werden eingehen und die Menschen gleichfalls!" stöhnte der eben von einem neuen Anfall gepackte Dehnicke. „Was ist das auch für ein Zustand? Seit Juni vorigen Jahres haben wir weder Arzt noch Sanitäter gesehen; jetzt ist es bereits Mitte Januar! Bei dieser Art der Ver-

Zahlreiche Elefanten mußten im Kriege daran glauben. Besonders das Fett wurde benötigt.

Elenantilope, der leckerste Braten der Steppe. Bullen waren bis zu 20 Zentnern schwer.

Pferdeantilope.

Massai bringen Vieh zum Schlachten.

pflegung kann man nicht gesund werden. Alle Hirse ist ausgekeimt! Die Regenzeit hat es nicht gut mit uns vor!"

„Das Mehl ist muffig!" nickte der Palästinenser. „Wir alle haben von dem neugemahlenen Zeug Leibschmerzen bekommen! Für einen Kranken ist es erst recht nichts! Du dürftest es gar nicht zu dir nehmen!"

„Mit meiner Dysenterie kann ich doch aber nicht allein von Ochsenfleisch leben!" klagte der Kranke. „Es ist rein zum Verzweifeln!"

„Wenn nur Konrad mit günstigen Nachrichten von Mkalama kommt!" seufzte der Vizefeldwebel. „Sonst ist unser aller Schicksal besiegelt! Einer nach dem andern beißt ins Gras!"

„Nur der Patrouillenführer nicht!" murmelte der Kranke. „Er sieht uns wahrhaftig alle vor sich sterben! Er erntet die Lorbeeren als einziger Überlebender!"

* *
*

Am Lagerfeuer Jumas hockten Sefu, der Boy des Befehlshabers, und die beiden Boys Friedrich Wilhelms, wie immer, wenn Feierabend war, in eifriger Unterhaltung zusammen. Heute hatte nicht Juma das Wort, wie gewöhnlich, sondern Sefu.

„Wie mein Herr auch andere Schwarze behandelt haben mag, zu mir ist er immer gut gewesen!" erklärte dieser feierlich. „Was er aber heute von mir verlangt hat, tue ich auf keinen Fall, und wenn er mir noch so viel Geld gibt! Und Geld bekomme ich viel, wenn der Krieg vorüber ist, sehr viel! Mein Herr ist reich! Er hat von allen Bwana Mkubwa die größte Schamba[1]) im Lande der Wadachi! Das hat er mir oft erzählt, und nicht mir allein, sondern auch Bwana Hassan und Bwana Aden, den beiden Askari aus dem Volke der Somali!"

„Was hat er denn jetzt von dir verlangt, Sefu?"

„Ihr wißt, daß er mir für alle Boys ‚Dawa' geschenkt hat, damit wir mehr ‚Akili[2])' bekommen. Ich habe doch jedem von euch davon gegeben!"

„Gewiß wissen wir das!" sagte der kleine Boy Kidudu, ein sehr netter und gefälliger Knabe im Dienste Friedrich Wilhelms. „Ich habe Bwana Mrefu[3]) die Dawa gezeigt. Er lachte. Er kennt sie gut!"

„Und was sagte Bwana Mrefu?"

„Bwana Mrefu sagte: ‚Dawa hii haifai, lakini hapana mbaya sana. Die Medizin nutzt nichts, aber sie schadet auch nichts!'"

---

[1]) Besitzung. [2]) Verstand. [3]) Herr Lang (der lange Tübinger).

„Bwana Mrefu liebt den Bwana Mkubwa nicht!" sagte Sefu wichtig. „Bwana Mrefu liebt ihn nicht! Alle Wazungu lieben ihn nicht! Der Bwana Mkubwa liebt auch die Wazungu nicht! Der Bwana Mkubwa liebt nur die Bwana Askari! Vielleicht hat Bwana Mrefu es nur gesagt, weil er nicht will, daß wir schwarzen Leute viel Akili bekommen! Die Wazungu wollen nicht, daß die schwarzen Leute Akili haben! Wenn die schwarzen Leute Akili haben, laufen sie fort und tun die Arbeit der Weißen nicht mehr!"

„Labda! Vielleicht!" erwiderte der kleine Boy. „Aber du wolltest uns doch noch sagen, was dein Herr jetzt von dir verlangt hat. Sollst du noch andre Dawa essen?"

Sefus Gesicht wurde todernst.

„Richtig, das wollte ich euch sagen! Denkt nur, was mein Herr jetzt tun möchte! Ihr wißt doch, daß er mich nachts immer zu sich in seine Hütte ruft, wenn er nicht schlafen kann!"

„Wir wissen es, Sefu!" erwiderte einer der Boys, während die anderen beistimmend nickten. „‚Sefu, lete tupa[1])!' ruft er. ‚Lete tupa upesi!' Alle schwarzen Leute wissen es! Alle Weißen wissen es! Nach einer Weile hört man ihn ‚Hapa!' sagen, ‚Hapa, Sefu! Hapa!'"

„So ist es!" versetzte Sefu. „Mein armer Herr ist zu bedauern! Er kann fast nie schlafen! ‚Bringe die tupa her, Sefu, die Feile!' befiehlt er. ‚Hier, Sefu! Hier, hier!' sagt er. Ich muß ihn mit der Feile schaben, denn er hat große Wunden, die sehr weh tun! Am ganzen Leibe muß ich ihn mit der tupa bearbeiten! Er tut mir wirklich leid, der Große Herr, denn er ist sehr gut zu mir! Wirklich sehr gut!"

„Aber so sprich doch, Sefu! Was möchte dein Herr jetzt von dir? Du wolltest es doch schon längst sagen und kommst immer auf andere Dinge!" warf Juma ein.

„Du hast recht, Bwana Juma, ich vergaß es! Jetzt will ich es euch sagen! Als ich ihn nun in der vergangenen Nacht wieder schaben mußte, wo sonst niemand schabt, machte er ein langes Schauri![2]) mit mir und redete viel!"

„Was redete er, Sefu, nun sage es doch!" drängte Juma.

„‚Sefu,' sagte er, ‚du weißt doch, daß ich euch Medizin gegeben habe, damit ihr ‚Akili' bekommt, Verstand! Jetzt, wo die ‚Nyororo', die Kettengefangenen, weggelaufen sind, müssen die Boys ‚Akili sayidi' bekommen, mehr Verstand, damit sie den Europäern besser helfen können!

---

[1]) Bringe die Feile! [2]) Unterredung.

Sie bekommen dann mehr Bakhshishi als irgendein schwarzer Mann vorher!' — ‚Ich weiß es, Herr!' antwortete ich. — ‚Wohlan denn, Sefu,' fuhr er fort, ‚ich möchte gern, daß du mehr Akili bekommst als alle anderen Boys zusammen! Ich kann ihn dir geben! Willst du ihn haben?' — Ich freute mich sehr und sagte, daß ich alles tun würde, um den Bakhshishi und den Akili zu erhalten. — ‚Sikiliza, Sefu!' sprach er, ‚so höre denn zu, Sefu! Nitafanza kazi ya Bwana Mganga! Nitakata mapumbo yako! Ich muß die Arbeit des Herrn Doktor machen und dich schneiden! Halafu utapata akili nzuri sana! Akili safi! Akili namna Wazungu! Du wirst dann den sehr guten Verstand bekommen! Den reinen Verstand! Den Verstand wie die Europäer!'"

„Genau dasselbe hat er auch zu mir gesagt!" rief Mkumbo, der Frambamann. Es war der Schwarze, mit dem der Folterversuch angestellt worden war; jetzt lief er frei umher und tat Dienste als Boy. Eben war er herzugekommen und hatte die Erzählung Sefus gehört.

„Wirst du es tun, Sefu?" fragte Kidudu, der Knabe, und sah ihn gespannt an.

„Den Bakhshishi hätte ich gern, auch den Akili!" antwortete Sefu. „Vor dem Messer meines Herrn aber fürchte ich mich! Mein Herr meint es sicher sehr gut mit mir! Das ist ganz gewiß!"

„Ich würde es nicht tun, Sefu, wenn auch dein Herr noch so gut ist!" meinte Kidudu.

„Du darfst es auch gar nicht tun, Sefu!" sagte Juma streng. „Sefu, Sefu, du bist doch schon ein Msuaheli! Weißt du nicht, daß das Heilige Buch der Araber dir verbietet, das Messer an den von Allah geschaffenen Körper zu setzen, es sei denn zur Beschneidung? Willst du wie die Hyäne werden, die den Islam verleugnete? Vielleicht mußt du dann auch im Pori umherlaufen wie die Hyäne und, von Allah verflucht, bis an das Ende deiner Tage rufen: ‚Mapumbo makwisha! Mapumbo makwisha! Der Verstand ist fort! Der Verstand ist fort!' Wenn du für Geld an deinem Leibe herumschneiden lässest, so darfst du an meinem Lagerfeuer nicht mehr sitzen! Angalia, Sefu! Angalia sana! Sieh dich vor, Sefu! Sieh dich sehr vor!"

Durch die Stille der Nacht erklang mit einem Male ein Ruf.

„Sefu, dein Herr verlangt nach dir!" sagte Juma. „Denke an meine Worte! Angalia!"

„Nitaangalia, Bwana! Nitafuata amri yako! Ich werde mich vorsehen, Herr!" erwiderte Sefu. „Ich werde deinem Befehle folgen!"

„Njoo upesi! Lete tupa!“ ertönte es aus der Hundehütte drüben. „Komm schnell! Bringe die Feile!“

Die Stimme klang schärfer. Sefu verschwand lautlos.

Die Boys am Feuer lauschten. Auch Juma schwieg.

„Hapa!“ drang es nach einer Weile von drüben herüber. „Hapa!“

Der kleine Boy Friedrich Wilhelms schlich näher an die Hütte heran.

„Hapa! Hapa! Hapa! Hapa! Hapa!“ folgte es immer schneller. Gekicher erklang von der Kitanda her. „Hier! Hier! Hier! Hier! Hier!“

* * *

Eine halbe Stunde später kehrte Sefu mit verfärbtem Gesicht zum Feuer zurück. Mit äußerster Spannung war er erwartet worden.

„Bwana yangu mzuri, lakini akili yake inaanza kutembea!“ antwortete er auf die fragenden Blicke. „Mein Herr ist gut, aber sein Verstand fängt an zu wandern!“

Es war der schonungsvolle Ausdruck, mit dem die Schwarzen andeuteten, daß in der komplizierten Maschinerie des menschlichen Hirns eine Schraube losgegangen war, die unbedingt nicht locker werden durfte.

* * *

„Ich hatte den Patrouillenführer gebeten, mir seine Reservestiefel zu geben!“ sagte Albert Blankertz. „Da, seht euch einmal meine Fußbekleidung an! Es sind nur noch Reste, die ich zusammengeflickt habe, so gut es ging! Überall schauen die Zehen heraus. Meint ihr, ich hätte die Stiefel bekommen? Er sagte, er habe sie einem Askari geliehen und wolle sehen, was sich machen ließe. Ich habe ihn wiederholt daran erinnert, aber vergeblich. Darüber sind jetzt vierzehn Tage vergangen! So behandelt er die Europäer!“

Man saß, wie gewöhnlich, in Friedrich Wilhelms Hütte zusammen.

Schritte wurden auf den Steinen vernehmbar. Gleich darauf trat der Schausch Hamsin heran und meldete sich bei dem Vizefeldwebel, der in Konrads Abwesenheit wieder die Geschäfte führte.

„Befehl des Großen Herrn: Alle Europäer sollen sofort ihre Sättel nebst Zaumzeug und alles, was zur Reitausrüstung gehört, abliefern!“

„Nanu, was bedeutet denn das?“ fragte der Vizefeldwebel erstaunt.

„Sijui, Bwana Feldwebel! Ich weiß es nicht!“ antwortete der Schausch.

Die Europäer sprangen auf, den Befehl auszuführen. In die Hütten der Kranken sandte der Vizefeldwebel den Schausch mit der Nachricht.

Eine Stunde ſpäter kam der Paläſtinenſer aufgeregt zurück.

„Der Führer hat die Sättel nebſt Zubehör an die Askari verteilt, ebenſo die noch vorhandenen Maultiere! Es ſcheint, daß wir als Reiter nicht mehr in Betracht kommen. Was ſagt ihr dazu?"

„Es wird eine Marotte ſein, die bald wieder vorübergeht!" meinte Friedrich Wilhelm.

„Eine ſchöne Marotte!" verſetzte Albert. „Wer weiß, was er im Schilde führt!"

„Eine Marotte und nichts weiter! Genau ſo eine Marotte wie die Dawa, die er den Boys gab, damit ſie mehr Akili bekämen. Hat jemand einmal unterſucht, was es war?"

„Es war Fliedertee!" antwortete der an Dyſenterie erkrankte Tübinger, der ſich eben hereingeſchleppt hatte. „Ihr Boy Kidudu zeigte ihn mir. Er wollte ihn eſſen, ließ mich aber vorſichtshalber eine Probe davon ſehen!"

„Was der Menſch in den ſchlafloſen Nächten nicht alles ausheckt!" ſagte Friedrich Wilhelm. „Seit er keine Veronaltabletten mehr hat, iſt es immer toller mit ihm geworden! Wohin ſoll das führen? Von uns hat er ſich ja längſt abgeſondert und verkehrt ausſchließlich mit den Boys und den Askari. Was iſt das übrigens für eine merkwürdige Geſchichte mit Sefu in der Nacht? Was treibt der Mann eigentlich immer mit dem Boy? Weiß das jemand?"

„Alle Schwarzen necken Sefu, wo ſie ihn ſehen!" rief der lange Tübinger. „‚Lete tupa, Sefu!' rufen ihm ſogar die Askariweiber nach. ‚Hapa! Hapa! Hapa!' ſchreien ſie hinter ihm her und grinſen dazu ganz unflätig!"

„Es heißt, der Große Herr habe Furunkeln an den Lenden!" bemerkte der Vizefeldwebel. „Sicher hat er auch einige unter der Schädeldecke."

„Erinnert ihr euch noch des kleinen Mtaturujungen, deſſen Bruder vor unſeren Augen geſpeert wurde? Wißt ihr noch, wie der Führer den Bengel immer mit ſich führte, tagelang untätig im Lager mit ihm koſte und ihn an ſeiner Seite ſchlafen ließ? Der Junge hat ihm ſogar einmal die Decke verſaut! Das Verhältnis war harmlos, aber unverſtändlich. Nun wiederholt ſich anſcheinend ſo etwas mit Sefu!"

* * *

Das vom Patrouillenführer geſpritzte Maultier war an dem Abſzeß, der ſich an der Schnittwunde gebildet hatte, eingegangen. Das ebenfalls er-

krankte zweite Tier befand sich in einem äußerst bedenklichen Zustande; alle Anzeichen deuteten auf Blutvergiftung infolge der Impfung hin. Die Spritzungen wurden darauf vorläufig eingestellt.

Um den Zustand des Befehlshabers begannen sich alle Reiter die größte Sorge zu machen. Schon äußerlich war die Veränderung, die mit ihm vorging, auf den ersten Blick bemerkbar. Das einst so blühende, von Gesundheit strotzende Gesicht war kalkfarbig geworden. Der eiserne Körper, der alle Strapazen der Expeditionen nach der Ugandabahn einst spielend überwunden hatte, drohte völlig zu versagen. Das unstet flackernde Licht in den ruhelosen Augen verriet den inneren Zustand.

„Wenn nur Konrad bald zurückkommt!" sagte eines Tages der Vizefeldwebel zu dem kranken Gardereiter. „Der Führer ist für das, was er tut, vielleicht gar nicht mehr verantwortlich zu machen! Ich bin der Ansicht, daß ein völliger Nervenzusammenbruch vorliegt!"

„Ich habe das schon lange angenommen!" versetzte Dehnicke. „Denken Sie doch bloß an die Patrouille zum Oldeani und die Szene in der Lolbossaleschlucht! Man hätte bereits früher eingreifen sollen, als einzelne Vorkommnisse den ersten Verdacht erregten. Sie hätten die Sache in die Hand nehmen müssen! Sie waren, bis Konrad die Geschäfte bekam, der stellvertretende Patrouillenführer!"

„Bin ich ein Arzt?" widersprach der kleine Schwabe. „Wie kann ich eine solche Verantwortung übernehmen, die mich Kopf und Kragen kosten kann, wenn später die Sachverständigen anderer Ansicht sein sollten? Ich gebe zu, daß ich mehr als einmal ernstlich daran gedacht habe; immer aber hat mich der Gedanke an meine eigene Zukunft wieder davon abgebracht! Gottlob, kann ich nur sagen!"

„Sie haben Tanga und Jassini in Ehren mitgemacht! Sie sind zu hoher militärischer Auszeichnung wegen Tapferkeit vor dem Feinde eingegeben! Sie sind Vizefeldwebel und Offizieraspirant! Wer sollte bei Ihnen schlechte Gesinnung annehmen? Sie hätten gar nichts zu befürchten gehabt!"

„Sagen Sie das nicht, Dehnicke! Ein solcher Fall ist schwieriger, als Sie denken! Ja, wenn wir einen Arzt oder Sanitäter hier hätten, dann lägen die Dinge einfach! Aber so? Pfui Teufel!"

Der Kranke warf sich ungeduldig auf seinem Lager hin und her.

„Wenn nur Konrad nichts passiert ist!" sagte er nach einer längeren Pause. „Er müßte doch längst hier sein! Drei Wochen sind ja nahezu verstrichen, seit er abgeritten ist! Man wird ihn doch nicht versehentlich erschossen haben, trotz seiner weißen Flagge?"

„Das ist nicht anzunehmen!“ erklärte der lange Tübinger, der den Leidensgefährten gerade besuchen kam und die letzten Worte gehört hatte.

„Es wird ihm doch kein Unfall im Busch zugestoßen sein?“ fuhr Dehnicke fort. „Sollten ihn am Ende die Eingeborenen von Meatu hinterrücks erschlagen oder mit Giftpfeilen erledigt haben? In Uluvira war er ja bekannt! Dort hat er sich doch als Engländer aufgespielt! Was weiß die Bande von der weißen Flagge!“

Der Tübinger schüttelte den Kopf. „Die beiden Parlamentäre in seiner Begleitung sind ja Meatuleute, die werden schon aufpassen!“ sagte er. „Wären die nicht mit ihm, so würde ich allerdings auch die Rache der Wassukuma fürchten, denn damals wurde auf die Ausreißer geschossen! Ich war ja selbst dabei!“

„Ein Löwe wird ihn doch nicht überfallen haben?“ murmelte Dehnicke, „ein Leopard? Ein Nashorn? Ich mache mir trübe Gedanken!“

Der Vizefeldwebel lachte. „Dann wären doch wenigstens die beiden anderen heimgekehrt!“ entgegnete er. „Es ist nur denkbar, daß die Engländer ihn unter irgendeinem Vorwande einfach dabehalten haben und nicht mehr zurückkehren lassen! Das ist meine einzige Befürchtung!“

Friedrich Wilhelm trat herein, um sich nach dem bei allen beliebten Kameraden zu erkundigen.

„Habt ihr übrigens schon erfahren, was die drei Steindeckungen bedeuten, die der Patrouillenführer hoch oben auf der Felsenbastion neben dem Lagereingang erbaut?“ fragte er, nachdem er den Patienten begrüßt hatte. „Praktisch scheinen sie mir nicht angelegt zu sein! Sie müssen von außen auffallen und ein recht gutes Ziel abgeben!“

„Da geht gerade der Ombascha Osman vorüber!“ sagte der Vizefeldwebel. „Den können wir ja einmal befragen! He, Osman!“

Der Gerufene grüßte und trat näher.

„Was baut ihr denn da oben eigentlich, Osman?“ fragte der kleine Schwabe und wies auf die von Dehnickes Hütte sichtbare Stelle. „Ihr seid ja den ganzen Tag am Schanzen! Erwartet der Bwana Mkubwa einen Angriff des Feindes?“

„Nein!“ erwiderte der Gefreite lächelnd. „Der Bwana Mkubwa hat uns gesagt, warum wir diese Schanzen da oben bauen müssen! Der Bwana Mkubwa fürchtet, die Wengereza könnten mit der weißen Flagge ankommen und auf diese Weise das Lager auskundschaften wollen! Wenn sie kommen, sollen wir aus den Schanzen da oben auf sie schießen!“

Die Weißen sahen sich überrascht an und waren einen Moment sprachlos.

„Wenn die Wengereza mit der weißen Flagge kommen, kommt Bwana Konrad mit ihnen!“ fuhr der Vizefeldwebel fort. „Dann könnt ihr doch nicht schießen!“

„Doch, Bwana Feldwebel! Der Bwana Mkubwa hat Befehl gegeben, daß wir auch dann auf die Wengereza schießen sollen, wenn Bwana Konrad mit ihnen kommt!“

„Dann könntet ihr ja den Bwana Konrad totschießen, Osman!“

„Der Bwana Mkubwa hat gesagt, wenn der Bwana Konrad die Wengereza hierherbringt, so sollen wir auch auf Bwana Konrad schießen, selbst wenn die weiße Flagge weht!“

„Und werdet ihr das tun, Osman?“

„Befehl ist Befehl, Bwana Feldwebel! Wir müssen es tun! Aber ich glaube, daß die Askari nur auf die Wengereza schießen werden und nicht auf den Herrn Konrad!“

29. Der Parlamentärritt nach Mkalama

Januar 1917

„Was untersuchtest du da eben an der Gelbrindenakazie, Tarischi?" fragte Konrad erstaunt, als er nach mehrstündigem Ritt den Mann, der den Brief aus Mkalama gebracht hatte, einen Einschnitt in einen Stamm prüfend betrachten und dann den beiden mit ihm gekommenen Schwarzen zeigen sah.

Es war der 1. Januar 1917. Die drei deutschen Parlamentäre befanden sich mit den drei Boten der Engländer in dem dichten Urwalde, der sich vom Standquartier der Patrouille bis an den Saum der bewohnten Landschaft hinzog. Der alte Reiter hatte beschlossen, über Meatu nach Mkalama zu reiten, da die Schwarzen den bequemsten Weg wußten und die Deutschen ein Interesse daran hatten, ihn kennenzulernen. Zudem konnten sie sich in Uluvira verpflegen, während der Weg durch das Nyarasabecken über die Felsentränke von Limbita wenig verlockend war.

Den Schwarzen berührte die Frage sichtlich unangenehm; offenbar hatte er eben einem plötzlichen Impuls nachgegeben, ohne sich über die Tragweite seiner Handlung klar gewesen zu sein.

Unter Konrads scharfem Blick bequemte er sich dazu, die Wahrheit zu sagen.

„Auf dem Herwege habe ich mir Kerben in die Bäume geschlagen, um den Heimweg aus diesem unübersichtlichen Pori wiederzufinden!" bekannte er, während er sich verfärbte.

„Weißt du, daß ein anderer Weißer an meiner Stelle dich vielleicht erschießen würde, Tarischi?" sagte der alte Reiter streng. „Am Ende kerbst du die Bäume ein, um die englischen Truppen zu führen, falls wir keinen Frieden mit den Wengereza in Mkalama machen!"

„Hapana, Bwana! Nein, Herr!" protestierte der Mann. „Daran habe ich wirklich nicht gedacht, sonst hätte ich mir nicht vor deinen Augen die Einschnitte wieder angesehen! So etwas würde ich nie tun, denn ich bin früher in deutschen Diensten gewesen!"

Man brachte die Nacht im Walde zu und ritt am nächsten Tage auf dem Konrad wohlbekannten Wege über den Steinfluß nach Uluvira in Meatu.

Die ersten Eingeborenen rissen auf der Stelle aus, sobald sie die Weißen erblickten, beruhigten sich aber, sobald die schwarzen Begleiter Konrads ihnen ein paar Worte zugerufen hatten. Von der Bedeutung der Parlamentärflagge wußten sie nichts.

In der alten Karawanserei, in der das letztemal die dreihundert Träger entflohen waren, lagerte man. Die Leute von Uluvira waren nicht wenig erstaunt, als sie Mirambo und Muhammadi mit den Deutschen ankommen und friedlich neben ihnen rasten sahen.

„Es freut mich, daß ich einmal nach Meatu komme, Vater!" sagte Theodor. „Aus den Büchern des Dr. Peters weiß ich, daß sich in dieser Landschaft früher die Niederlassung des Elfenbeinjägers Munyi Heme-dii befand!"

„Peters' Bücher kannst du jetzt wohl beinahe auswendig?"

„Ich habe Muße genug gehabt, sie mehr als einmal durchzulesen. Übrigens fand ich in ihnen auch unseren alten Gastfreund Kurt Hoffmann rühmend erwähnt. Dieser begeisterte Kolonialpionier hat ja selbst eine große Expedition unternommen, um uns die Somalikküste zu gewinnen. Wie kurzsichtig ist man doch in jener Gründungsperiode in Berlin gewesen! Wie wenig hat man die Leute unterstützt, die unsrem Volke Afrika erschließen wollten! Allen wurde mit Undank gelohnt. Neid und Mißgunst haben eine betrübende Rolle gespielt, dahinter bin ich eigentlich erst jetzt in der Serengeti gekommen!"

„Du hast deine Zeit ausgenutzt, mein Junge, das freut mich!"

„Eine große Zerstreuung sind mir auch die Gedichte unsres Freundes vom Pangani gewesen!" fuhr Theodor fort. „Was für launige Verse sind doch darunter! Wieviel Witz und Humor sprühen aus ihnen! Eine tiefe Liebe zu Afrika durchweht sie! Ich werde sie stets in Ehren halten."

Vater und Sohn saßen noch bis tief in die Nacht am Feuer im Hofe von Uluvira und redeten von den glücklichen Tagen am Pangani, von der Hängebrücke, die sie anfangs erschreckt, von Kurt Hoffmanns Liedern und von der gütigen Herrin, die ihnen die Wunder der Tropen erschlossen hatte.

* * *

Der Führer der Boten aus Mkalama wurde unterwegs gesprächig. Als man den großen Urwald hinter Meatu durchquerte, begann er von dem

schweren Frondienst zu reden, unter dem Iramba seit dem Abzug der Deutschen schmachtete.

„Sasa Wairamba wanakombuka Wadachi!" sagte er unvermittelt. „Jetzt erinnern sich die Leute von Iramba wieder der Deutschen!"

„Wie meinst du das, Tarischi?" forschte der alte Reiter.

„Die Wairamba waren früher frech, als ihr noch die Herren waret!" plauderte er. „Die Steuern und die Trägerdienste paßten ihnen nicht! Sie sehnten sich nach Veränderung! Da kamen die Wengereza ins Land. Mit einem Schlage ist alles anders geworden, aber gar nicht, wie die Wairamba es wünschten! Sehr streng sind die Wengereza! Sie quetschen durch hohe Strafen das Geld aus den Wairamba heraus! Sie schleppen alle jungen Männer aus dem Lande über den Großen See zum Frondienst! Kweli, Bwana! In der Tat, Herr, Sasa Wairamba wanakombuka Wadachi!"

Sein Herz war voll von dem, was er gehört und gesehen hatte. Ununterbrochen plätscherte der Strom seiner Worte dahin.

Die Rede kam auf Meatu und die gute Bewirtung in Uluvira. Man hatte Lebensmittel in ausreichender Menge mit auf den Weg genommen und auch Träger erhalten.

„Du hast ja Muhammadi und Mirambo zurückgelassen!" sagte der alte Reiter erstaunt. „Waren sie nicht mit dir zusammen von Mkalama gekommen?"

„Nein, Herr!" antwortete der Mann. „Sie haben mir nur als Wegweiser von Meatu bis zu eurem Lager gedient. Mit dem Briefe bin ich allein von Mkalama gekommen. Als ich mich in Uluvira nach Führern zu euch erkundigte, wurden die beiden mir zur Verfügung gestellt! Ich bedarf ihrer jetzt nicht mehr, darum habe ich sie entlassen!"

Er begann dann von Konrads erstem Besuch in Meatu zu reden und von der großen Requisition. Über alles war er bis ins einzelne unterrichtet.

„Die Träger sind dir damals in der Karawanserei in Uluvira ausgerissen!" sagte er lachend.

„Ich habe das nie verstehen können!" versetzte Konrad. „Alles hatte bis dahin so vorzüglich geklappt!"

„Kweli, Bwana, akili yako safi kabisa kabisa! Du bist wirklich klug, Herr!" meinte der Schwarze in aufrichtiger Anerkennung. „Alles war sehr gut eingefädelt von dir und deinen Leuten! Die Buschneger von Meatu mit ihrem alten Sultan an der Spitze glaubten in der Tat, ihr wäret Engländer, obwohl Magome selbst in Muanza gewesen war und

richtige Engländer gesehen hatte! Da kannst du sehen, wie wenig Verstand die Wassukuma und alle Buschneger hier im Lande haben! Du hättest die fünfhundert Träger behalten, sie wären dir ohne Widerstreben in die Serengeti mit den Lasten gefolgt, wenn du nicht im letzten Augenblick erkannt worden wärest!"

„Erkannt?" rief der Alte.

„Jawohl, wiedererkannt!" lachte der Tarischi. „Mitten in der Nacht kamen Muhammadi und Mirambo an, die eben aus eurem Lager geflohen waren. Sie sahen euch und warnten die Wassukuma! So ist es gekommen!"

„Muhammadi und Mirambo, deine Führer?"

„Jawohl, Herr! Die beiden!"

Konrad verstummte. Welch eine einfache Erklärung, und weder er noch irgendeiner der anderen war darauf verfallen!

Im nächsten Augenblick dachte er an den Patrouillenführer, der die beiden hatte aufhängen wollen, auch jetzt noch, wo sie als „Parlamentäre" gekommen waren.

* *
*

Am folgenden Tage überschritten die Reiter den altvertrauten Simbiti. Da der Abend bereits hereinbrach, mußten sie am Fluß das Lager beziehen.

Infolge der schweren Regen waren die Ufer überschwemmt. Nirgend fanden sie eine trockne Stelle. Es war eine üble Nacht im Wasser. Sie wollte kein Ende nehmen.

Früh brach man wieder auf, als der Morgen kaum graute.

Die Träger wollten geradeaus auf dem kürzesten Wege nach Mkalama marschieren. Dieser war tsetseverseucht, wie der Alte gelegentlich seines früheren Aufenthalts in Iramba gehört zu haben glaubte.

„Dort hinten, weit am Horizont, läuft die große Straße, die der Patrouillenführer und ich in der denkwürdigen Oktobernacht zogen, als wir die Besetzung Mkalamas erfuhren und vor seinen Toren umkehrten!" sagte Konrad, indem er nach rechts in die Richtung von Sekenke wies. „Wir wollen die Träger nur ruhig auf dem kurzen Wege voranschicken und selbst die große Straße wählen! Ich will ihnen schnell noch einen Zettel mitgeben, damit die Engländer wissen, aus welcher Richtung wir kommen!"

Bereits von Uluvira aus hatte er eine Meldung über sein bevorstehendes Erscheinen durch Sonderboten nach Mkalama gesandt und diesem Schreiben

Privatbriefe beigefügt, die im Dezember vor Umbugwe in der Post des Kuriers erbeutet worden waren. Da er einen Rasttag in Uluvira eingelegt hatte, mußte Mkalama jetzt ausreichend orientiert sein.

Die Träger marschierten der Anweisung entsprechend geradeaus, während Konrad nur den Tarischi bei sich behielt und mit ihm und seinen beiden Reitern nach rechts abbog.

Eine halbe Stunde später staken der Alte und seine Leute bei dem Versuch, quer durch die überschwemmte Ufersteppe die große Straße zu erreichen, bis an die Hüften im Wasser. Längst hatten sie absteigen müssen. Das starke Maultier, das Konrad für seinen verlorenen Abessinier eingetauscht hatte, wurde von Amani geführt, der es unter unendlicher Mühsal mit seinem eigenen Tiere zusammen durch die Niederung hinter sich her zerrte.

Bald geriet man in tiefen Schlamm, aus dem der alte Reiter sich stellenweise nur unter äußerster Kraftanstrengung herauszuziehen vermochte.

„Du hast dir zuviel zugemutet, Vater!" jammerte Theodor. „Kaum bist du von der vierwöchigen Umbugwepatrouille daheim, da nimmst du diese neuen Strapazen auf dich! Der Krug geht solange zu Wasser, bis er bricht! Du ruinierst dich noch ganz und gar! Einer der jüngeren Kameraden hätte den Ritt machen sollen!"

„Wer konnte ahnen, daß die Überschwemmung der Wembäresteppe schon so weit vorgeschritten war?" gab der Alte zurück. „Im übrigen stimmt deine Logik nicht ganz. Den Brief hätte natürlich irgendein anderer überbringen können. Da aber keiner außer mir die englische Sprache spricht, so wären die Parlamentäre heimgekommen, ohne irgendwelche Nachrichten über die Außenwelt erfahren zu haben, und das möchtest du so wenig wie irgendein anderer der Kameraden!"

Mühsam schleppte er sich weiter. Dann und wann sank er bis an die Schultern in Sumpfwasser mit morastigem Untergrund. Mehrere Male glaubten alle, umkehren zu müssen, weil die Überschwemmung vor ihnen ein allzu hoffnungsloses Bild bot.

„Vorwärts, koste es was es wolle!" knurrte der Alte und biß immer wieder die Zähne zusammen. „Sollten wir nicht durchkommen, so verlieren wir die Reittiere! Wenn wir nicht die letzte Energie aus den Lungen herausholen, stecken wir am Abend auch noch hier, und dann sind wir verloren! Übernachten können wir nirgend, die ganze Ebene steht unter Wasser!"

Nach vier bis fünf Stunden wurde der Boden fester. Konrad dankte

dem Himmel, als man die von hohen Bäumen umsäumte Straße endlich vor sich hatte.

Er machte halt und sandte den Tarischi nach Mkalama voraus.

* *
*

Zwanzig Minuten vor der wohlbekannten Boma sahen die Parlamentäre einige Reiter in der Ferne auftauchen.

Im Trabe näherten sie sich. Bald erkannte man an der Spitze einen britischen Offizier, dem ein paar Inder folgten.

„Wir sehen aus wie die Schweine!" seufzte Konrad, der sich und seine Begleiter musterte. „Der Engländer wird entsetzt zurücktaumeln, wenn er uns in Augenschein nimmt!"

„Captain Mundell, Political Officer of Mkalama!" stellte sich einige Minuten später der Ankömmling vor.

Der Deutsche nannte seinen Namen und gab auf Ersuchen die Waffen ab; dasselbe taten seine beiden Gefährten.

„Sie müssen unser Aussehen schon entschuldigen!" begann der Alte. „Wir kommen geradeswegs aus dem Schlamm des Simbiti und sind nicht ganz salonfähig!"

Der Brite erwiderte ein paar höfliche Worte.

„Ich habe Sie von einer anderen Seite her erwartet!" meinte er dann. „Im letzten Moment hörte ich erst, daß Sie auf dieser Straße nahten! Ich habe keinen geringen Schreck bekommen, als ich mir vorstellte, was sich ereignet haben könnte, wenn meine indische Wache am Bomator Sie plötzlich hätte daherkommen sehen! Über Ihr Kommen war sie nicht unterrichtet. Sie sind früher schon einmal hier gewesen, vermute ich!"

„Gewiß, in der deutschen Zeit! Ich erinnere mich, daß die Boma gleich am Eingang von Mkalama ist! Na, wir wären ruhig geblieben!" antwortete Konrad und wies auf die weiße Flagge. „Der Posten würde schon beizeiten Klarheit erhalten haben!"

„Sie müssen gestatten, daß ich Ihnen aus militärischen Gründen kurz vor der Boma die Augen verbinde, ebenso Ihren Begleitern!" fuhr der Brite fort.

„Ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung!" erwiderte der alte Reiter.

Man ritt noch eine kurze Strecke auf Mkalama zu.

„So, jetzt ist der Augenblick gekommen!" erklärte der Brite. „Wollen Sie also bitte so freundlich sein, die Manipulation über sich ergehen zu lassen!"

Er nahm ein seidenes Tuch in geschmackvollen Farben und verband dem Alten die Augen, ebenso Theodor, während der nächste Inder es mit dem Askari ebenso machte.

„Jetzt darf ich wohl bitten, daß Sie meinen Arm nehmen und sich von mir führen lassen, ebenso der andere Herr meinen anderen Arm!" fuhr der Captain fort. „Es ist keine sehr weite Strecke, wenn Sie sich bis dahin gedulden wollen!"

Der Alte erwog, welche Überwindung es den tadellos und schick gekleideten Engländer kosten mußte, die schlammbespritzten Deutschen in ihrem zerfetzten und zerlumpten Khaki an den Armen nach Mkalama hineinzugeleiten. Theodor dachte an die Schützengräben, an denen man wahrscheinlich in diesem Augenblick vorübergeführt wurde. Amani, der Askari, der die Parlamentärflagge getragen hatte, war, wie er später gestand, in unbeschreibliche Bestürzung geraten, als ihm plötzlich die Augen verbunden wurden. „Wataninjonga!" sagte er sich. „Sie werden mich erwürgen!" Noch lange nachher redete er von dem Schreck; die Augen hatte er bisher nur immer denen verbinden sehen, die zur Hinrichtung geführt wurden.

„Was gibt es Neues auf dem Kriegsschauplatz in Europa?" fragte Konrad. „Ist Verdun gefallen?"

Eben hatte der Brite ihm die Binde abgenommen. Man war in Mkalama.

„Verdun ist nicht gefallen! Auch ist sonst wohl nicht alles so gegangen, wie Sie es sich vorgestellt haben mögen. Dagegen hat Ihre Armee mehr als die Hälfte von Rumänien erobert!"

„Was, Rumänien ist auch im Kriege mit uns?"

„Das wissen Sie noch nicht? Jawohl, Rumänien hat Deutschland ebenfalls vor längerer Zeit den Krieg erklärt!"

* * *

Man gelangte auf den weiten, freien, wohlbekannten Platz mitten in Mkalama. Der Captain führte die Parlamentäre in das Haus, das der Tierarzt bewohnt hatte, als der Ort noch deutsch war.

„Was kann ich Ihnen für eine Erfrischung anbieten?" fragte der Brite. „Vielleicht eine Tasse Tee? Es ist gerade fünf Uhr!"

Konrad nahm dankend das liebenswürdige Angebot an.

„Ich darf dann wohl um Ihren Ausweis bitten!" fuhr der andere fort. „Wir wollen zunächst die dienstliche Seite erledigen!"

Er sah den Brief des Deutschen ein und vernahm die Vorschläge.

„So?" sagte er dann. „Die Sache liegt anders, als ich glaubte. An Übergabe denken Sie nicht, wie ich sehe! Natürlich hört hier meine Zuständigkeit auf. Ich muß Ihre Forderungen sofort an das Oberkommando nach Daressalam weitergeben. Die Antwort wird einige Zeit auf sich warten lassen, sie muß durch Kuriere besorgt werden. Lassen Sie sehen: Von hier nach Singidda laufen die Boten zwei Tage, ebenso lang von dort nach Kondoa Irangi. Dieses hat telegraphische Verbindung. Die Erledigung in Daressalam wird ebenfalls noch einen Tag mindestens in Anspruch nehmen. Vier Tage gehen die Kuriere zurück. Im ganzen wird es also neun Tage dauern, bis die Antwort von Daressalam hier ist, falls unterwegs alles klappt. Über die Entscheidung des Oberkommandos vermag ich nichts zu sagen, halte es aber nicht für unmöglich, daß General Smuts, dem doch an einer schnellen Beendigung der Feindseligkeiten gelegen ist, einen Ihrer Vorschläge annimmt. Der dritte Punkt betreffs der Kranken erledigt sich ohne weiteres von selbst; die Kranken nehmen wir auf, das haben wir immer getan!"

„Neun Tage!" sagte Konrad nachdenklich. „Das ist eine lange Zeit!"

„Ich muß es Ihnen überlassen, ob Sie wieder in Ihr Lager zurückgehen und nach neun Tagen wiederkommen, oder ob Sie hierbleiben möchten!" entgegnete der Brite.

„An eine Rückkehr ins Lager kann ich kaum denken!" versetzte der Deutsche. „Sie würde fünf bis sechs Tage in Anspruch nehmen, und ich müßte dann sofort nach der Ankunft wieder hierher reiten. Das beansprucht insgesamt zehn bis zwölf Tage. Es ist weiterhin die Frage, ob ich noch einmal über das Überschwemmungsgebiet des Simbiti käme. Die kleine Regenzeit scheint diesmal länger zu dauern als anderswo, wenigstens habe ich unterwegs diesen Eindruck bekommen. Ich muß also schon um die Erlaubnis bitten, hier in Mkalama oder in der Nähe des Ortes die Entscheidung abwarten zu dürfen!"

„In diesem Falle bitte ich Sie, sich während dieser neun Tage als meinen Gast zu betrachten!" versetzte der Captain liebenswürdig. „Es wird mir eine Freude sein, Sie zu beherbergen. Sie können in diesem Hause wohnen bleiben. Ich selbst habe die Boma bezogen, in der ich Sie unter den obwaltenden Umständen nicht gut aufnehmen kann. Natürlich muß ich mich auf Ihre Loyalität verlassen und erwarten, daß Sie jeden Verkehr mit den Eingeborenen ohne meine Erlaubnis meiden und auch sonst nichts unternehmen, was uns schaden könnte. Sie selbst und Ihr weißer Begleiter

Busch-Einöde.

Skat auf Patrouille. Farm Olmolog.

Zebras in Uſſandaui, Boma Lincke.

Zwergantilopen in Uſſandaui, Boma Lincke.

sind frei, dürfen aber ohne meine Genehmigung dieses Haus nicht verlassen. Ihren Askari muß ich bewachen lassen. Auf einen Schwarzen kann ich mich in diesem Ehrenpunkte natürlich nicht verlassen wie auf Weiße!"

* * *

Die Behandlung, die Captain Mundell seinen Gästen zuteil werden ließ, war ausgezeichnet.

Der Political Officer, ein Schotte, war selbst Frontsoldat gewesen, und zwar bei den „Mounted Rifles", den Konrad wohlbekannten berittenen Schützen im britischen Besillager, gegen das die deutschen Reiter so manche Patrouille in den Jahren 1915 und 1916 unternommen hatten. Mundells Kameraden waren zumeist Kolonisten aus Nairobi und Umgegend, die mit den Achten und Neunten deutschen Reitern durch die Streiche, die man sich wechselseitig gespielt, gemeinschaftliche Beziehungen im Kugelregen geschmiedet hatten, ohne sich zu kennen. So wußte der Captain über jede einzelne Tat der Deutschen Bescheid, während Konrad alle Einzelheiten der englischen Überfälle kannte. In den neun Tagen hatte man alle Muße, in alten Erinnerungen herumzukramen.

Der Schotte war ein ritterlicher Mann, der im Gespräch alles vermied, was seinen Gast irgendwie hätte verletzen können.

Jeden Abend kam er gegen Sonnenuntergang zu einer Plauderstunde. Immer brachte er zu Konrads Freude einen „Sundowner" mit, einen guten Tropfen, der die Stimmung belebte.

Die Vertreter der beiden feindlichen Völker wurden nicht müde, sich allerlei lustige Stückchen wieder in das Gedächtnis zurückzurufen. Dazwischen forschten sie nach dem Schicksal gefallener, gefangener oder vermißter Kameraden, die von den wechselseitigen Überfällen nicht wiedergekommen waren.

Der Zufall wollte es, daß Konrad sich zweier näherer Kameraden des Schotten hatte annehmen können, die nach einem Gefechte in die Hand der Achten Reiter gefallen waren. Der eine der beiden war später wieder zu seinem britischen Truppenteil gestoßen, da er als Schwerverwundeter bei einem schnellen Rückzug der Deutschen nicht in die Gefangenschaft abtransportiert worden war; er hatte seinen Kameraden und besonders Mundell von Konrad erzählt.

„Sie sind der alte Herr gewesen, der Lemay damals beistand?" rief der Captain überrascht aus. „Er hat uns alle Einzelheiten der verhängnis-

vollen Stunden berichtet und nur bedauert, daß er Ihren Namen vergessen hatte! Das ist mir aber hochinteressant!"

Er ergriff die Flasche und füllte die Gläser wieder.

„Lemay, der damals mit schwerverletztem Arm in Ihre Hände fiel, ist seither befördert worden und steht als Leutnant bei den ‚African Rifles', unseren schwarzen Truppen!" berichtete er. „Battersby, der andere, den Ihre Kameraden in der Nacht des 10. März vom Pferde rissen, war einer unserer kühnsten und verwegensten Patrouillengänger, der oft als Späher nach Aruscha ging. Als Sie ihn fingen, war er gerade zu den ‚African Rifles' versetzt worden. Denken Sie doch nur, es war immer seine Ahnung, daß er noch einmal in die Hände der Deutschen fallen würde. Der Gedanke war ihm, dem erfahrenen Scout[1]), der allerlei Streiche verübt hatte, natürlich sehr fatal! Um ein Haar hätten Ihre Leute mich selbst auch einmal geschnappt! Es war am Berge Longido, als wir schon den endgültigen Vormarsch antreten wollten!"

Und er erzählte den Konrad wohlbekannten Überfall, bei dem die Neunten Reiter zur Nachtzeit die Briten belauert und ihre Spitze beschossen hatten.

„Ich erinnere mich genau!" nickte Konrad. „Es war die Patrouille Freund im Januar 1916! Sie haben damals ja wohl neun Reiter verloren?"

„Kein Gedanke!" versetzte Mundell. „Zwei Tote und einen Schwerverwundeten! Wir haben nicht wenig auf Ihre Leute geflucht, daß sie nach dem Überfall gleich abritten und den Schwerverwundeten hilflos liegen ließen! Der arme Kerl hat die ganze Nacht gewimmert und ist erst am nächsten Tage von uns aufgefunden worden!"

„Unsere Leute haben ihn wohl nicht gesehen, sonst hätte man ihm sicher jeden Beistand gewährt!" entgegnete der Deutsche. „Was Sie von der Zahl der Toten berichten, ist mir übrigens sehr interessant. Da sieht man einmal wieder, welche Übertreibungen herauskommen, wenn die heimkehrenden Reiter Erklärungen über die feindlichen Verluste abgeben! Was mögen da für Berichte auf beiden Seiten zustandegekommen sein, die das Zwerchfell der Gegner erschütterten, wenn sie je davon erführen!"

Man plauderte von dem Gefecht am Schwarzen Stein vom 23. September 1915, das Oberleutnant Bauers ewiges Ruhmesblatt bildete. Alle Engländer waren damals rasend vor Wut gewesen, als ihr Kommandeur den Befehl zum Abzug vom Longido gegeben hatte. Daß dem helden-

[1]) Patrouillengänger.

mütigen deutschen Offizier nur eine winzige Schar zur Verfügung stand, war von den britischen Reitern in ihrer überwiegenden Mehrzahl richtig erkannt worden.

Auch auf Taveta kam die Rede, den britischen Grenzort am Kilimandscharoberge; hier war am 15. August 1914 der erste Schuß im ostafrikanischen Kriege gefallen.

„Unser Distriktskommissar Lafontaine hat gleich mit der ersten Kugel den deutschen Führer erschossen, sich dann sofort auf sein bereitstehendes Maultier geworfen und die Flucht durch die wasserlose Steppe nach Voi unternommen!" erzählte Mundell. „Er erreichte glücklich die Ugandabahn."

„Zufällig bin ich da besser unterrichtet, Captain!" widersprach Konrad. „Ich war selbst dabei, und zwar unmittelbar persönlich beteiligt. Die Kugel strich haarscharf über meinen Kopf und fuhr in die Brust meines Hintermannes, der als mein Pferdehalter mitgekommen war. Der Erschossene, ein Gefreiter, saß auf dem für mich bestimmten Tiere, das ich eben hatte besteigen sollen; es war der Förster von Aruscha. Der eigentliche Führer, ein Oberstleutnant Freiherr v. Bock, blieb unverletzt. Wir waren gerade im Begriff, Lafontaine zur Übergabe Tavetas aufzufordern, als der Schuß fiel!"

„Was Sie sagen!" rief der Schotte erstaunt aus.

„Just in dem Augenblick, als ich mein Taschentuch ziehen wollte, das als weiße Flagge dienen sollte, knallte es!" fuhr Konrad fort. „Der erste Schuß im Kriege bleibt einem natürlich mit all seinen Einzelheiten besonders gut im Gedächtnis haften!"

* * *

Der Genuß englischer Marmelade — es war der Orange Jam der Firma Grosse & Blackwell —, die der schwarze Diener zum Tee servierte, wurde für Konrad und Theodor ein Ereignis von Bedeutung. In der Serengeti hatte ein geradezu krankhaftes Verlangen nach etwas Süßem alle Reiter erfüllt; selbst Leute litten darunter, die in normalen Zeiten derartige Gelüste niemals verspürten. Den beiden Deutschen wurde es schwer, dem Schotten zu verbergen, daß sie durch diesen Genuß in einer ihnen selbst unfaßbaren Weise fast zu Tränen gerührt wurden. Jam, Kakao mit Milch und Zucker sowie Tee nebst Backwerk waren Vorstellungen geworden, die die Phantasie der rauhsten Reiter geradezu marterten.

In Mkalama gab es mit Ausnahme von Kakao, den der Captain selbst

nicht hatte, jeden Tag alles, was nur das Herz der Deutschen begehrte. Sie fanden sich in das Schlaraffenland versetzt.

Sobald sich der Schotte nach einigen Tagen davon überzeugt hatte, welcherart Leute seine Gäste waren, zog er auch den Posten zurück, der den Askari bewachte. Seine Liebenswürdigkeit ging sogar so weit, daß er den beiden Weißen gestattete, auf dem Platze von Mkalama frei umherzugehen.

Einmal kam Mundell mit einem eingeborenen indischen Offizier wieder. Dieser hatte in Umbulu gestanden. Im Laufe des Gesprächs ergab sich, daß er gerade zu der Zeit dort gewesen war, als die deutsche Patrouille kurz vor ihrem Abzug nach Sekenke den großen Beutezug in das Land der Tatoga gemacht hatte. Der Vater des Inders stand ebenfalls in der britischen Truppe und hatte einen höheren Rang inne. Er selbst kommandierte als militärischer Befehlshaber die Besatzung, die dem Political Officer von Mkalama zugeteilt war.

* * *

Eines Tages bemerkte der alte Reiter unter den zur Gerichtssitzung auf der Boma vorüberziehenden Eingebornen den ausgerissenen Akiden aus Sekenke, der mit den übrigen Kettengefangenen vom deutschen Patrouillenführer in der Serengeti in Eisen gelegt worden war. An seiner Seite schritten einige der mit ihm geflüchteten Leidensgefährten, die die furchtbaren Male ihrer Bestrafung in entstellenden, daumengroßen Furchen an ihren Leibern trugen.

Dicht an der Veranda gingen die ehemaligen Kettengefangenen vorüber, alle jetzt wieder freie Männer. Sie sahen den alten Reiter mit einem Blick an, der ihm durch das Herz ging. Kein Hohn und kein Triumph lag in dem Blick, nur eine stille, ruhige, wunderbare Freude. Langsam gingen sie vorüber, ohne ein Wort zu sagen, die Augen fest auf den Deutschen gerichtet. Alle gingen den Weg zur Boma hinauf.

Als um die Zeit der Dämmerung zur gewohnten Stunde der Captain nicht erschien, war für Konrad seine Annahme, daß der Schotte alle Einzelheiten in Erfahrung gebracht habe, zur Gewißheit geworden.

* * *

„Die Wengereza sind anständige Leute wie die Wadachi!" sagte am nächsten Tage der Boy des Schotten zu Konrad. „Die Wabeligi aber haben keine Scham!"

Erstaunt schaute Konrad auf, als der Schwarze diese Worte fallen ließ, während er das Frühstück aufsetzte.

„Warum hältst du die Belgier für schlechter als die Engländer und die Deutschen?" fragte er.

„Die Wabeligi haben doch die Manyema ins Land gebracht, die Menschenfresser aus dem Kongostaate, die Feinde Allahs!" antwortete der Boy. „Alle schwarzen Askari der Wabeligi sind Feinde Allahs, niemand unter ihnen hat den Islam angenommen. Wie konnten die Wabeligi Askari ins Land bringen, die Menschen fressen? Sie haben keine Scham!"

„Hast du gesehen, daß sie Menschen fraßen?" forschte Konrad.

„Nein, Herr, aber ich habe es von glaubwürdigen Leuten gehört, die es mir erzählten! Ich bin aus Unyamwezi, wie ich dir schon sagte, aus Tabora in Unyanyembe. Dorthin kehre ich in kürzester Zeit zurück. Ich mache mir schwere Sorge um meine Angehörigen. Ich fürchte, daß einer von ihnen gefressen sein könnte. Die Manyema fressen am liebsten die Frauen und Mädchen, hat man mir erzählt. Ich habe Angst um meine Mutter in Tabora!"

„Vielleicht ist deine Mutter schon alt! Die Manyema fressen sicher nur junge Frauen und Mädchen!" tröstete Konrad.

„Sie fressen auch alte, hat man mir erzählt!" entgegnete der Boy. „Ich habe Angst, große Angst, alle Tage! Ich werde die Angst erst verlieren, wenn ich in Tabora bin und meine Mutter mit meinen Augen sehe! Die Wabeligi sind zu schlimm! Sie haben keine Scham, sonst hätten sie keine Manyema mitgebracht! Kweli, Bwana Mkubwa!"

* *
*

Abends erschien der Captain wieder zur gewohnten Stunde. Diesmal brachte er zwei Flaschen zum „Sundowner" mit, Gin und Angostura, deren Inhalt er im Glase mischte.

Sein Gesicht war heute ungewöhnlich ernst.

Nach einer Weile brachte er das Gespräch auf Dinge, die ihn heute offenbar ganz erfüllten.

„Ihre Behörde hat die britischen Internierten in Tabora und zum Teil in Morogoro in Gewahrsam gehalten!" begann er. „Diese meine Landsleute sind von den Deutschen übel behandelt worden, sogar unsere Missionare, wie ich eben erfahre. Die Feder sträubt sich und die Zunge, die Dinge alle wiederzugeben, die sich ereignet haben. Sie müssen unter Ihren Landsleuten un-

menschliche Aufseher gehabt haben. Unser Oberkommando untersucht die einzelnen Fälle genau und wird die Übeltäter streng bestrafen, wenn sie in unsere Hände fallen. Ich hätte nie für möglich gehalten, was ich da gehört habe!"

Konrad errötete. „Unter allen Nationen gibt es einzelne üble Charaktere!" versetzte er. „Sie werden auch bei uns nicht fehlen. Wenn solche Leute unter uns sind, so sind es sicher keine Frontsoldaten, wenigstens nur in ganz seltenen Fällen. Mir ist über das, was Sie erzählen, nie etwas zu Ohren gekommen. Sollten aber Ihre Untersuchungen ergeben, daß Übergriffe stattgefunden haben, so wird Ihnen kein Deutscher verargen, wenn Sie die Verbrecher streng bestrafen. Derartige Dinge, zumal an wehrlosen Gefangenen begangen, sind verabscheuungswürdig und werden von uns Deutschen genau so verurteilt und geahndet wie von Ihnen!"

Mundell sah den alten Reiter mit einem eigenartigen Gesichtsausdruck an, als ob er noch etwas auf dem Herzen habe, brach dann aber den Faden der Unterhaltung ab und ging auf ein anderes Thema über.

Er stand heute früher auf als sonst und nahm die beiden Flaschen, aus denen man im Gegensatz zu anderen Abenden nur wenig gekostet hatte, mit sich, wie immer.

„Sie fragten mich übrigens neulich, ob Sie für sich persönlich und ebenso für Ihren Sohn einen Anzug und etwas Wäsche kaufen könnten!" sagte er zwischen Tür und Angel. „Ich habe nichts dagegen! Ich glaube es mit meinem Gewissen verantworten zu können, wenn ich das gestatte. Die Widerstandskraft Ihrer kleinen Abteilung dürfte durch dieses Zugeständnis auch nicht besonders verlängert werden! Schließlich kann ich es nicht gut mit ansehen, daß Europäer so umherlaufen müssen wie Sie. Schon wegen der Schwarzen ist mir das unsympathisch. Auch habe ich nichts dagegen, wenn Sie eine Traglast Konserven für sich selbst und Ihren Sohn mitnehmen, wie ich schon sagte. Zeigen Sie mir aber bitte alles, ehe Sie abreiten!"

Die Hochherzigkeit des Schotten machte auf Konrad und seinen Sohn einen tiefen Eindruck. Beide wußten nicht, wie sie ihm danken sollten.

Tags darauf kam er und sah sich die eingekauften Konserven an, die der arabische Kaufmann jenseits des Platzes zögernd und erst nach nochmaliger Anfrage auf der Boma ausgehändigt hatte.

„Der Mann wollte unser Papiergeld nicht zu voller Höhe nehmen!" sagte der alte Reiter. „Dabei ist es noch eine gute, alte Fünfzigrupiennote und kein Interimsnotgeld!"

„Er hat recht!“ erwiderte der Captain. „Das deutsche Papiergeld hat bei uns nur noch die Hälfte seines Nennwertes!“

„Unter diesen Umständen kann ich auch die Konserven nicht alle kaufen!“ sagte Konrad enttäuscht. „Außer der Note haben wir nur wenige Silberrupien!“

„Wieviel ist es?“

Der Alte zählte und nannte die Summe.

„Das Fehlende lege ich drauf!“ erklärte Mundell. „Ich habe diesen Fall schon vorhergesehen! Von der Entwertung Ihres Geldes konnten Sie ja nichts ahnen, und wie sollten Sie überhaupt an Geld kommen?“

„Ich muß die Hälfte der Sachen zurückgeben! Ihr hochherziges Anerbieten darf ich nicht annehmen!“ sprach der Alte.

„Davon kann gar keine Rede sein!“ meinte der Schotte und sandte einen Inder nach der Boma, der mit einem Säckchen voll Silberrupien zurückkam. Dem Araber wurde sein Geld in Gegenwart des Captain ausbezahlt.

Konrad wühlte in seinen Taschen umher. Nach längerem Herumkramen brachte er zwei Goldstücke zum Vorschein. Es waren die während des Krieges aus dem in der Kolonie geförderten Edelmetall hergestellten Taboragoldstücke mit dem Elefanten und dem Kilimandscharo und der Jahreszahl 1915.

„So bitte ich Sie wenigstens, diese beiden Goldstücke als eine Erinnerung anzunehmen, Captain!“ sagte er. „Es würde mir eine besondere Freude sein!“

„Es sind seltene Stücke!“ erwiderte der Schotte, der sie mit großem Interesse betrachtete. „Wollen Sie sie nicht lieber selbst behalten?“

„Nein!“ erklärte Konrad aufs bestimmteste. „Ich bitte Sie dringend, sie als eine Erinnerung anzunehmen!“

„Nun denn, es sei!“ sagte Mundell. „Ich kann nicht leugnen, daß Sie mir mit den beiden Stücken eine große Freude machen!“

* * *

Der Somali, der die Khakianzüge und die Hemden anfertigen sollte, ein hochgewachsener Mann in bereits weißem Haar, brachte einen seiner Leute mit, der Maß nahm. Er sandte den Mann fort, sobald er fertig war.

„Habe Mut, Herr!“ flüsterte er. „Um eure Sache steht es gut! Die Wengereza sind nicht bloß mit euch, sondern auch mit den Abessiniern und mit den Somali im Kriege. Der Mullah hat sie wieder angegriffen! Auch die Sache des Sultans von Stambul triumphiert!“

Am nächsten Tage kam er wieder und brachte die Sachen.

„Der Jumbe von Mkalama ist in diesen Wochen gestorben!" berichtete er. „Er starb im Gefängnis, in das ihn die Wengereza warfen. Die europäischen Stiefel, die er sich hatte machen lassen, habe ich nach seinem Tode gekauft. Ich will sie dir verkaufen, denn du brauchst neue Stiefel! Die deinen sind zerrissen und halten nicht mehr lange aus!"

„Ich habe kein Geld, dir die Stiefel zu bezahlen, Ali!"

„Du brauchst mir kein Geld zu geben, Herr!" versetzte der Somali mit edler Würde. „Auch das Khaki und die Hemden, die ich für dich und deinen Sohn habe machen lassen, brauchst du nicht zu bezahlen. Ist der Krieg zu Ende, so kannst du es tun! Wenn nicht, so macht es auch nichts!"

Konrad blickte dem weißbärtigen Manne tief in die Augen und drückte ihm die Hand.

„Ich kann die Stiefel nicht nehmen, Ali!" sagte er.

„Du mußt sie nehmen, Herr! Es ist deine Pflicht, deinem Volke und auch uns gegenüber! Mit diesen neuen Stiefeln bist du in der Lage, länger gegen die Wengereza Krieg zu führen als ohne diese Stiefel. Daher ist es deine Pflicht, diese Stiefel zu nehmen, wenn du dein Volk liebst und wenn du uns liebst!"

„Bringe die Stiefel, Ali!" stammelte Konrad ergriffen.

Der Händler brachte die Stiefel.

„Grüße meine Volksgenossen unter deinen Kriegern, Herr, wenn du in den Wald von Meatu zurückkehrst, den fröhlichen Hassan und den ernsten Aden, auch alle die anderen Reiter, die mit dir zuvor hier in Mkalama waren, als die Deutschen noch auf der Boma saßen! Dein Volk hat die Somali nicht immer so behandelt, wie wir es gewünscht hätten. Wir sind mehr eure Freunde gewesen, als ihr gedacht habt! Der Segen Allahs komme über dein Haupt!"

Er wandte sich und ging. Lange sah der alte deutsche Reiter ihm nach. In die dunkle Gegenwart fiel ein Lichtstrahl. Sein Volk hatte noch Freunde in diesem verlorenen Lande ...

* * *

„Sie müssen mich einmal besuchen, wenn der Krieg vorüber ist!" sagte Captain Mundell. „Meine Farm liegt etwa drei Tage von Nairobi entfernt. Ich habe Kolonel Kitchener zum Partner, jetzt Lord Kitchener of Khartoum; er ist Bruder und Erbe des berühmten Kitchener. Der alte Herr ist bereits siebzig Jahre alt und besitzt noch eine bewundernswerte

Frische. Er hat das Kommando in Kondoa Irangi und ist mein Vorgesetzter!"

„Wenn ich je nach Britisch-Ost komme, so werde ich das herzlich gern tun!" antwortete Konrad. „Meinen gehorsamsten Dank für Ihre liebenswürdige Einladung. Ich habe unter dem britischen Volke zur Friedenszeit sehr viele Freunde gehabt. Mein Leben führte mich nicht nur in Ihre Kolonien. Ich bin auch in London ansässig gewesen, ein Jahr oder länger, und später noch mehrmals nach England gekommen. Mit einer Delegation bin ich sogar eines Tages im Buckingham Palace von Ihrem Könige Edward VII. empfangen worden. In China stand ich mit Ihren Offizieren in sehr freundschaftlichen Beziehungen; ich war dort einige Jahre gleich nach den Boxerunruhen. Unsere durch den Krieg auseinandergerissenen Völker werden ja wohl im Laufe der Zeit wieder den Weg zu ihren früheren besseren Beziehungen zurückfinden! Dann komme auch ich eines Tages sehr gern zu meinem Gastfreund von Mkalama!"

* * *

Es war der Abend des neunten Tages, den die Parlamentäre in Mkalama zugebracht hatten.

Eben war die Antwort vom britischen Oberkommando aus Daressalam gekommen. Sie lehnte die deutschen Vorschläge rundweg ab und forderte bedingungslose Unterwerfung. Die Kranken aufzunehmen war man bereit, wie der Schotte vorausgesagt hatte.

Man trank den letzten Sundowner. Der Captain erzählte von Aruscha, wo er einige Zeit stationiert gewesen war. Konrad hörte interessiert zu, als er über die dortigen Deutschen sprach, die als Zivilisten noch auf ihren Pflanzungen belassen waren. Auch von Adolf Siedentopf berichtete er, der Tränen in den Augen gehabt habe, als er eines Tages auf höheren Befehl nach Indien in die Verbannung gehen mußte ...

* * *

Der Abschied am nächsten Tage war geradezu freundschaftlich.

Der Captain ließ die Maultiere der Parlamentäre heranführen.

„Überzeugen Sie sich bitte, daß sie nicht krank sind!" bat er. „Sie haben dasselbe Futter wie mein Tier gehabt und sind in meinem eigenen Stall untergebracht gewesen!"

Der Deutsche dankte dem wackren Schotten mit herzlichen Worten.

Dieser wehrte ab.

„Ich tat nur, was ein Gentleman für den anderen tun mußte!" sagte er. „Jetzt stehen wir wieder auf Reichweite der Kanonen voneinander entfernt!"

„Ich werde dafür sorgen, daß wir beide uns jedenfalls nicht persönlich als Feinde gegenüberstehen!" versetzte Konrad. „Die Besil- und Engare-Nairobi-Erinnerungen genügen! Niemals reite ich eine feindliche Patrouille gegen Mkalama, dessen dürfen Sie sicher sein!"

Der Schotte protestierte energisch.

„Das wäre verkehrt!" sagte er. „Ich bitte darum, daß Sie es doch tun!"

„Ich könnte es nicht!" erklärte Konrad. „Good-bye!"

* *
*

Die indische Begleitmannschaft, die der Captain den Parlamentären für eine Stunde Wegs mitgegeben hatte, händigte den Deutschen beim Auseinandergehen die Gewehre und die Patronengurte wieder aus. Mit einem besonders bedeutungsvollen Blick überreichte ihr Führer dem deutschen Reiter die Zündschnur zu einer Handgranate, die dieser im Patronengurt gehabt hatte.

„Jambo!" sagten die Inder beim Abschied und reichten den Deutschen treuherzig die Hand.

„Kwa heri! Lebt wohl!" sagten diese und ritten davon, während die Inder noch eine Weile stehen blieben und ihnen nachsahen.

* *
*

Amani, Konrads Askari, wollte sich über das „Jambo" der Inder totlachen.

„Die Leute meinten ‚Kwa heri! Lebe wohl!'" wieherte er. „Statt dessen sagten sie ‚Jambo! Guten Tag!'. Was sind das für komische Kerle, die nicht einmal die Kisuahelisprache können und von den Gebräuchen der Wasuaheli nichts wissen! Wie wollen die das Land der Deutschen erobern?"

Der Weitermarsch erfolgte langsam, da die Meatuleute und der Tarischi zu Fuß nebenher gingen, außerdem ein Eingeborener, der, wie er behauptete, Konrad vom Captain als Koch für die Reise mitgegeben sei. Es war ein unternehmender, zurzeit offenbar arbeitsloser Schwarzer, den die Lust zu Abenteuern vielleicht verlockte, sich den deutschen Reitern anzuschließen, wenn er nicht gar ein Spion war. Er trug die Kiste Lebensmittel, die Konrad nicht vergessen hatte.

„Weißt du, wen ich oben im Bomahofe von Mkalama getroffen habe? Du rätst es nicht, Herr!" sagte plötzlich der Tarischi, der die Parlamentäre noch einmal in die Serengeti begleiten wollte, für den Fall, daß der deutsche Befehlshaber irgendeine Botschaft an die Engländer auszurichten wünschte.

„Nun?" fragte Konrad zerstreut.

„Jua Kali, deinen früheren Askari, der dir einst hinter Umbugwe desertiert ist, als du den Weg zum Manyarasee eingeschlagen hattest! Er sitzt in Mkalama auf der Boma gefangen; du wirst dich erinnern, daß er in Iramba daheim ist!"

„Und warum ist er desertiert? Hat er dir das erzählt?"

„Nimechoka!" sagte er mir. „Ich war kriegsmüde!"

„War das der einzige Grund?"

„Weiter sagte er nichts! Als er hörte, daß du gekommen seist, bekam er eine mächtige Angst. ‚Bwana Mzee amefika Mkalama?' rief er. ‚Der alte Herr ist nach Mkalama gekommen? Anafanya shauri na Wengereza? Er verhandelt mit den Engländern? Kweli wataninjonga! Wahrlich, man wird mich aufhängen!'"

Sinnend ritt Konrad seines Weges. Vor seiner Erinnerung stand wieder die kritische Stunde im Ngoro-Ngoro-Kessel, in der der Schausch und Jua kali in die hoffnungslose Schlucht hatten flüchten wollen. Vielleicht waren sie beide schon damals kriegsmüde. Freilich, der Schausch wohl nur in einer vorübergehenden Stimmung; der war doch ein zu kreuzbraver Kerl, um solche Gedanken lange zu hegen.

Auch über das Abenteuer im Ngoro-Ngoro-Krater hatte Mundell seinen Gast aufgeklärt. Ein Stelldichein von drei verschiedenen Himmelsrichtungen her hatten sich damals britische Machthaber im Kessel gegeben: Von Nairobi aus Britisch-Ost der Oberkommissar für die Massaigebiete, von Umbulu der dortige Verwaltungsoffizier, und aus Aruscha Mr. Brown, der Political Officer am Meru.

Es war ein seltsamer Zufall gewesen, daß die beiden Deutschen und ihre zwei Askari entkommen waren ...

* * *

Vierundzwanzig Stunden nach dem Abschied von Mundell sprengten Vater und Sohn einen Löwen von einem frisch geschlagenen Gnu auf. Sie waren in der Wembäresteppe angelangt, jenseits des Simbiti.

Das Leben der Wildnis umfing sie wieder. Mkalama lag hinter ihnen wie ein Traum.

30. Konrads Heimkehr

23. Januar 1917.

„Sind Sie es wirklich oder ist es Ihr Geist?" rief der Vizefeldwebel Haus, als am Eingange der Zyklopenburg Konrad urplötzlich vor ihm auftauchte, gefolgt von seinen Begleitern; kein Posten hatte die Heimkehr der Parlamentäre wahrgenommen.

„Teufel auch!" brummte der Alte. „Schläft denn die ganze Besatzung der Felsenfeste? Ohne daß auch nur eine Gans schnatterte, hätten die Gallier heute das Kapitol eingenommen! Was ist denn das für eine Wirtschaft?"

„Sie haben recht!" lachte der Schwabe. „Hier döst alles! Dabei bildete Ihre Rückkehr den Brennpunkt der wildesten Vermutungen und Befürchtungen. Nun sagen Sie aber, wo haben Sie die ganze Zeit gesteckt, Menschenskind? Heute ist der 23. Januar, und am 1. Januar ritten Sie ab! Wir haben geglaubt, Sie seien alle miteinander von Löwen gefressen, wenn Sie nicht bereits hinter dem englischen Stacheldraht säßen! Mehr als einer dachte, Sie kämen nie wieder!"

Konrad klärte ihn mit wenigen Worten auf. „Ist der Patrouillenführer daheim?" fragte er dann. „Ich will ihm sofort Meldung machen!"

„Er ist daheim, wenn Sie so wollen, und auch nicht daheim, wie man es nimmt! Gehen Sie zu ihm und überzeugen Sie sich zunächst einmal selbst! Nachher möchte ich Sie gleich sehen, wir haben die allerernstesten Dinge miteinander zu besprechen!"

„Oho!" sagte der alte Reiter verblüfft. „Hat sich etwas Außerordentliches zugetragen, während ich fort war?"

„Allerlei!" antwortete der Vizefeldwebel. „Der Führer ist mit den Nerven völlig zusammengebrochen, darüber ist die ganze Patrouille einer Meinung! Wir werden dazu Stellung nehmen müssen, ob wir wollen oder nicht! Aber gehen Sie jetzt zu ihm, ich suche Sie nachher auf!"

* * *

Der Führer empfing Konrad auf der Stelle. Im ersten Augenblick schien er nicht wesentlich verändert; nur sein Äußeres war gegen sonst stark vernachlässigt. Bei näherer Betrachtung fiel dem alten Reiter etwas Unsicheres und Unstetes im Blick auf, das aber auf vorübergehende Eindrücke zurückzuführen sein mochte. Zu seinen Füßen saßen mit aufgelöstem Haar, einer für Mohammedaner höchst auffälligen Erscheinung, die beiden Somali Hassan und Aden, seine Lieblingsaskari. Wie sie in einem derartigen Aufzuge in die Hütte des Patrouillenführers gekommen waren, war Konrad ein Rätsel.

„Sie finden mich nicht ganz auf der Höhe!" sagte der Befehlshaber nach der ersten Begrüßung. „Sie haben vielleicht schon gehört, daß mein braver Schimmel eingegangen ist; es war der härteste Schlag, der mich treffen konnte. Außerdem leide ich an entsetzlicher Schlaflosigkeit. Ich weiß gar nicht, was ich anfangen soll, seit ich kein Veronal mehr habe. Doch nun erzählen Sie, wie war es in Mkalama?"

Der alte Reiter machte seine Meldung und berichtete ganz ausführlich. Der Patrouillenführer hörte zerstreut zu, nachdem er die Haupttatsachen erfahren hatte; dann und wann warf er belanglose Fragen ein.

„Ich will noch einmal an die Engländer schreiben und sie um eine persönliche Unterredung mit mir bitten!" erklärte er dann ganz unvermittelt. „Ich werde sie auffordern, nach Meatu zu kommen!"

Erstaunt sah Konrad ihn an. „Sie wollen sich auf keinen Fall ergeben, wie Sie mir wiederholt auf das bestimmteste erklärt haben; was soll dann die neue Unterredung für einen Zweck haben? Die Engländer lassen sich sonst auf nichts ein!"

„Man muß sich doch ein Hintertürchen aufhalten!" entgegnete der Patrouillenführer. „Das ist der Zweck, den ich verfolge! Sie sagen, der englische Tarischi sei noch einmal mitgekommen, um meine Antwort zu vernehmen? Er wartet im alten Lager? Gut, so kann er gleich ein Schreiben nach Mkalama mitnehmen. Setzen Sie mir bitte einen Brief auf, der zu nichts verpflichtet, aber den Engländern nicht jede Illusion benimmt! Ich unterschreibe ihn nachher sofort!"

* *
*

Im Auftrage des Führers schrieb Konrad an den Political Officer in Mkalama und schlug eine zweite Zusammenkunft vor. Der Treffpunkt sollte Uluvira sein; vom 3. bis 6. Februar würden sich der deutsche Befehlshaber, Konrad und Theodor in Begleitung eines Askari dort zur Verfügung halten.

Der Brief ging sofort mit dem englischen Boten vom alten Lager ab.

„Ich habe die ganze Nacht überlegt, was ich machen soll!“ sagte der Patrouillenführer am nächsten Tage zu Konrad. „Schließlich bin ich zu dem Entschluß gekommen, das Nyarasa-Randgebirge zu verlassen. Meine eigentliche Aufgabe, den Feind festzuhalten, ist erfüllt. Die Engländer haben Ihnen ja nun erklärt, daß sie eine große Truppenmacht konzentrieren und gegen uns heranrücken werden. Sie kommen mit Kanonen, das steht fest. Das alte Lager ist bereits verraten. Es ist nur eine Frage der Zeit, wann sie uns auch hier aufgestöbert haben. Wir müssen fort!“

„Und wohin, wenn ich fragen darf?“

„Ich werde mitten in die Serengetisteppe ziehen, an den Lgaryasee oder den Berg Olduwai! Das Vieh gebe ich preis, in dieser Beziehung erwachsen keine Schwierigkeiten mehr! Von jetzt an werden wir keine Hütten mehr bauen, sondern auf den Sätteln schlafen und von Wildfleisch leben! Für unsere Maultiere finden wir überall Gras und Wasser. Lassen Sie die Patrouille in militärischer Ordnung antreten, ich werde meine Befehle geben und den neuen Plan entwickeln!“

* * *

Der Patrouillenführer hatte seine Auseinandersetzung beendet. Erwartungsvoll sah er die Reiter an.

Unteroffizier Nissen wies darauf hin, daß das Getreide schlecht geworden sei; die in der kleinen Regenzeit gekeimte Hirse könne man nicht mehr genießen.

„Sie haben bei jeder Gelegenheit etwas zu nörgeln!“ brauste der Patrouillenführer auf. „Ich weiß schon von der Kompagnie her, wie ich mit Ihnen dran bin! Nun haben Sie sich erst neulich aus Anlaß des Falles Mkumbo so unglaublich benommen! Achtungsverletzung und Bedrohung eines Offiziers vor der Front erfordern die schonungsloseste Ahndung, und Sie wissen, was Ihnen bevorsteht! Heute kommen Sie dessenungeachtet schon wieder mit ihren Widerspenstigkeiten! Das Kriegsgericht wird Ihnen diese Mucken austreiben! Sie werden jahrelang Zeit haben, darüber nachzudenken, wie man einem Offizier gegenübertritt!“

Der stiernackige Schleswig-Holsteiner wurde dunkelrot. Einen Augenblick glaubte man, er werde sich auf den Führer stürzen. In der nächsten Sekunde brach er in ein höhnisches Lachen aus.

„Das wollen wir erst noch einmal abwarten, wer vor ein Kriegsgericht kommt, Sie oder ich!“ stieß er hervor. „Ich sehe dem Kriegsgericht mit Ruhe entgegen. Vor das Kriegsgericht gehören andere Leute als ich!“

Starr vor Staunen hörten alle Reiter die Worte an.

In atemloser Spannung blickte jeder auf den Patrouillenführer. Einen Säbel hatte er nicht, mit dem er sofort seinem Widersacher auf den Leib rücken konnte, aber mehr als einer glaubte, er werde nach seinem Gewehr springen und den Unteroffizier niederschießen.

Keiner unter diesen zum größten Teil altgedienten Soldaten hatte in seinem Leben eine ähnliche Szene mitgemacht.

Zur Verwunderung der ganzen Patrouille geschah nichts. Der Führer verfärbte sich, stammelte einige Drohungen, ließ dann aber die Reiter abtreten und verschwand in seiner Hütte ...

* * *

„Wegen Ihres Vortrags bin ich gestern nicht mehr dazu gekommen, Sie aufzusuchen und Ihnen Meldung über die Vorkommnisse im Lager zu machen!" sagte der Vizefeldwebel zu Konrad. „Gestatten Sie, daß ich es jetzt tue. Wie Sie selbst gesehen haben, ist hier jede Disziplin längst zum Teufel!"

„Ich muß gestehen, ich war sprachlos!" gestand der Alte. „Das geht auf keinen Fall so weiter. Es ist ein Zustand, der deutscher Soldaten unwürdig ist!"

„Der Mann genießt keine Achtung mehr, weder bei den Europäern noch bei den Askari!" sagte der Schwabe. „Nicht nur der Offizierstand wird durch ihn blamiert, nein, auch der ganze Soldatenstand! Daß er diese Sache auf sich sitzen ließ, ist die Höhe! Sie werden über den Fall Mkumbo bereits durch Theodor unterrichtet sein?"

„Ich habe etwas läuten gehört!" versetzte Konrad. „Mein Sohn bat mich, mir die Sache erst einmal von anderen erzählen zu lassen!"

„Die Einzelheiten sind die Hauptsache!" erklärte der Vizefeldwebel. „Doch nun kommen Sie bitte mit mir, ich möchte Ihnen zwei historische Plätzchen zeigen, die für Sie persönlich Interesse haben!"

Der Schwabe führte den alten Reiter an eine Stelle der Felswand, von der aus man die auf der Steinbastion zur Linken hoch über dem Lager errichteten Deckungen sah.

„Schauen Sie sich bitte die drei Brustwehren dort auf der Höhe an!" sagte er. „Von da aus wollte der Patrouillenführer Sie unter Feuer nehmen, falls Sie mit englischen Parlamentären vor dem Lager erschienen!"

Der Graubart stand einen Augenblick wie versteinert. „Was wollte er? Mich unter Feuer nehmen? Unter Feuer nehmen, wenn ich mit englischen

Parlamentären ankäme? Sie gestatten, daß ich in dieser Angelegenheit sofort den Führer zur Rede stelle!"

„Wir waren auf alles gefaßt!" fuhr der andere fort. „Doch nun sehen Sie sich diesen Fleck hier an, es ist das zweite historische Plätzchen! Hätte er wirklich auf Sie geschossen, so wäre er im nächsten Augenblick von dieser Stelle aus durch uns niedergeknallt worden! In unser aller Augen ist er ein gemeingefährlicher Kranker oder Verbrecher! Ich teilte Ihnen bereits gestern mit, daß ich Ihnen allerlei Vorfälle zu melden habe, die ein grelles Schlaglicht auf die Situation werfen! Sie müssen ein Protokoll für das Schutztruppenkommando aufnehmen!"

Und der Vizefeldwebel begann zu erzählen ...

* * *

Ein paar Stunden später wurde Konrad zum Patrouillenführer gerufen und erhielt Anweisungen für die Europäer.

Im Anschluß an die Entgegennahme der Befehle brachte der alte Reiter die Angelegenheit zur Sprache, die er von dem Vizefeldwebel erfahren hatte.

„Das ist ja alles Quatsch!" entgegnete der Befehlshaber. „Ich habe Strecker gegenüber eine Bemerkung gemacht, die gar nicht ernst gemeint sein konnte!"

Gleich darauf traten die Weißen ein zweites Mal zum Appell an, diesmal ohne den Patrouillenführer. In erwartungsvoller Spannung blickten sie auf den alten Reiter.

„Ich habe einen Befehl zu übermitteln, der mir eben erteilt ist!" hub dieser an. „Der Führer läßt der Patrouille sagen, daß er alle unangenehmen Vorfälle der letzten Zeit, auch den Auftritt mit Unteroffizier Nissen, mit Rücksicht auf die geschwächte Gesundheit und Nervosität der Truppe übersehen will. Alles soll vergeben und vergessen sein! Von den Europäern erwartet der Führer dasselbe ihm gegenüber. Ein neuer Abschnitt in den Beziehungen zwischen Befehlshaber und Patrouille wird beginnen.

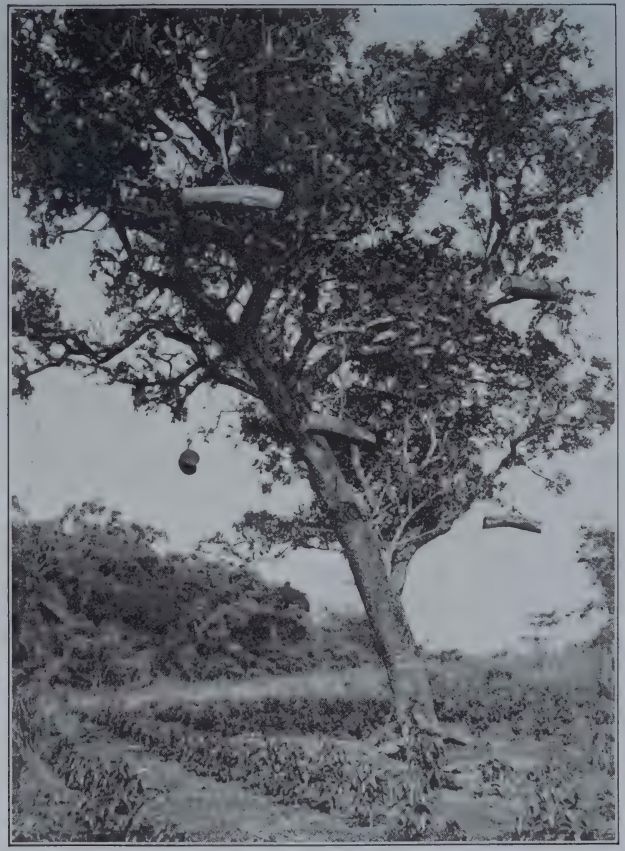
Was nun die Lage anbetrifft, so will der Patrouillenführer die Entscheidung über alle weiteren Schritte uns selbst überlassen und unterbreitet uns zu dem Behufe drei Vorschläge, von denen wir einen auswählen sollen:

1. Die Patrouille zieht weiter in die Serengeti hinein und bezieht etwa in der Gegend des Berges Olduwai Lager. Der Befehlshaber reitet mit den Gesunden nach der Landschaft Magalla und holt neue Verpflegung.

Rappen- oder Säbelantilope.

Der König der Wälder, den nur Afrika in seiner Majestät offenbart.

„Baum des Wanderers".



Bienenkörbe der Eingeborenen.

2. Die Patrouille versucht unter Zurücklassung der Kranken zum Kommandeur durchzubrechen und kehrt erst um, falls dieser Versuch fehlschlägt.
3. Der dritte Vorschlag, den der Führer als den rigorosen bezeichnet, lautet: Die Patrouille sucht die Engländer auf, wo sie sie findet, und kämpft mit ihnen bis zum letzten Mann auf Tod und Leben. Dabei wird freilich, meint der Führer, kaum einer mit dem Leben davonkommen.

Der Patrouillenführer erwartet unsere Entscheidung in vier Stunden!"

Aufmerksam hatten die Europäer zugehört. Schon bei dem ersten Vorschlag waren einzelne nicht in der Lage gewesen, ein geringschätziges Lächeln zu unterdrücken. Der zweite Vorschlag erweckte bei jedermann stille Heiterkeit. Der dritte hätte lautes, schallendes Gelächter ausgelöst, wenn die Wohnung des Führers nicht ganz in der Nähe gewesen wäre; so sah nur einer den anderen an und grinste.

Sofort erfolgte ein lebhafter Meinungsaustausch.

„Er will noch weiter in die Serengeti hinein sich verkriechen?" rief einer. „Sind wir nicht schon am Ende der Welt?"

„Er will zum Kommandeur durchbrechen?" höhnte ein anderer. „Am Simbitifluß kehrt er um, wenn er die erste Staubwolke einer Zebraherde sieht! Der Abdruck eines Hufes genügt schon!"

„Er will auf Tod und Leben kämpfen? Hahaha! Hahaha! Hahaha! Spiegelberg, wir kennen dich! Wohlan, laßt uns den dritten Vorschlag annehmen, dann bekommt der Hund wenigstens eine ehrliche Kugel!" kicherte ein dritter.

„Bewahre Gott uns davor!" brummte ein vierter. „Auf den Leim kriechen wir nicht! Es wird eine unnütze Strapaze, die damit endet, daß der Fuchs wieder heimeilt und sich in seinem Bau verkriecht! Die Canaille schießt nicht! Sie kann kein Pulver riechen!"

Eine Weile wogten die Meinungen hin und her. Man wußte mit den Vorschlägen nichts anzufangen. Alle sahen Konrad an, als ob sie von ihm eine Entscheidung erwarteten. Dieser hüllte sich in ehernes Schweigen.

„So wird also dieses Lager hier definitiv aufgegeben?" fragte Friedrich Wilhelm endlich.

„Dieses Lager hier wird unter allen Umständen geräumt!"

„Und das Vieh?"

„Das Vieh wird preisgegeben!"

„Und was wird aus den Kranken?" fragte Dehnicke, der todkranke

Gardereiter, der sich von seiner nahen Hütte hergeschleppt hatte. „Wir sollen zurückgelassen werden, wenn ich recht verstanden habe?"

„In Fall 2 und 3 können die Kranken entweder hier im Lager bleiben und die Engländer erwarten oder nach Uluvira in Meatu marschieren und sich dort in Stellung legen. Sie sollen sich aber nicht sofort ergeben, sondern sich erst noch eine Weile mit den Engländern herumschießen, damit die Übergabe ehrenvoller ist, läßt der Patrouillenführer sagen!"

* *
*

Die Reiter hatten keine vier Stunden nötig, um ihre Entscheidung zu treffen. Es war kein einziger unter ihnen, der dem Führer glaubte, er werde ernsthaft versuchen, sich zum Kommandeur durchzuschlagen oder gar entschlossen die Engländer anzugreifen. „Er flieht und sucht eine noch entlegenere Wildnis auf!" war der allgemeine Eindruck.

Eine halbe Stunde später begab sich Konrad in die Hütte des Patrouillenführers und meldete, die Europäer hätten ihren Entschluß gefaßt und erwarteten sein Erscheinen. Er kam sofort mit.

Sobald die militärische Ehrenbezeigung erwiesen war, nahm der alte Reiter das Wort zur Meldung.

„Uns ist die Wahl zwischen drei Vorschlägen gelassen!" erklärte er. „Die Patrouille befindet sich in einer schwierigen Lage, da außer Fleisch keine nennenswerte Verpflegung mehr vorhanden ist. Die Europäer haben aber keinen Augenblick geschwankt und sind einstimmig zu ihrem Entschluß gekommen. Getreu dem Fahneneide wollen sie um der Ehre ihres Volkes willen und zur Wahrung ihres eigenen Namens auch unter diesen schwierigen Verhältnissen bis zum Ende ausharren, Gesunde wie Kranke. Von den Vorschlägen halten sie die beiden ersten nicht für ausführbar. Dagegen sind sie alle mit dem Vorschlag, der als der rigorose bezeichnet wurde, einverstanden, und willens, auf Tod und Leben zu kämpfen. Dies kann am besten ausgeführt werden, wenn die Patrouille die Engländer hier im Lager erwartet. Alle ohne Ausnahme sind mit dem Herrn Patrouillenführer davon überzeugt, daß die Engländer hierher kommen und uns angreifen werden. In diesen Felsenklüften und Einöden, die die Patrouille kennt, kann sie dem Feinde am meisten Abbruch tun und einen ehrenvollen und erfolgreichen Kampf kämpfen. Außerdem brauchen wir uns dann nicht von unseren kranken Kameraden zu trennen. Wir haben unter unseren elf Mann fünf Kranke, von denen einige sich vielleicht wieder erholen!"

Der Blick des Patrouillenführers, der erst voll Spannung gewesen war,

glitt ins Leere. Einen Augenblick schwieg er und starrte nachdenklich zu Boden. Dann wandte er sich wieder seinen Leuten zu.

„Ich muß offen gestehen, daß ich auf diesen Vorschlag nicht gefaßt gewesen bin!" sagte er. „Ich muß ihn mir erst überlegen und auch mit den Askari darüber Rücksprache nehmen!"

Er entließ die Reiter und begab sich wieder in seine Hütte. Alles lachte.

Nach einigen Stunden wurde Konrad zum Patrouillenführer beordert.

„Teilen Sie den Europäern mit, daß ich einen Brief an sie schreiben werde!" sagte der Befehlshaber. „Ich will schriftlich auseinandersetzen, was ich vorhabe. Vor der Front kann ich das nicht so gut. Außerdem mag ich vor der Front keine Pläne mehr erörtern!"

Es war bereits Abend, als der Alte mit diesem Bescheid bei den Kameraden ankam.

In nicht geringer Spannung erwarteten alle Reiter den Brief ...

* * *

Der 25. Januar verging, ohne daß das Schreiben kam.

Der Führer blieb in seiner Wohnung und ließ sich nicht mehr blicken. Auch der alte Reiter wurde nicht mehr zu ihm befohlen.

Am Vormittage des 26. Januar traten plötzlich die Askari an.

Konrad hatte keine Mitteilung darüber erhalten. Der Befehlshaber war unmittelbar mit dem Schausch in Verbindung getreten. Für die Schwarzen fand Appell mit ihren Tieren in feldmarschmäßiger Ausrüstung statt.

Die Askari standen den ganzen Vormittag herum und warteten mehr als vier Stunden, aber der Patrouillenführer erschien nicht. Dann kam der Befehl, daß sie abtreten sollten.

„Was ist denn eigentlich los, Hassan?" fragte Konrad die Leibordonnanz, die gerade vorüberging.

„Bwana Mkubwa wazimu kweli! Der Große Herr ist nicht mehr ganz bei Verstand!" antwortete der Somali. „Ich befürchte, er geht mit den Askari fort und läßt die Europäer hier allein!"

Daß die Askari in der letzten Zeit dazu gekommen waren, den Führer für „wazimu" zu halten, hatte Konrad bereits von dem Vizefeldwebel erfahren; daß aber auch die Leibordonnanz ganz verstört war und diesen Ausdruck gebrauchte, gab ihm zu denken.

* * *

Der nächste Tag war der 27. Januar, der Geburtstag des Kaisers.

Konrad saß gerade mit einigen Kameraden vor der Hütte Friedrich Wilhelms, als der Patrouillenführer unerwartet auftauchte.

„Lassen sich die Herren bitte nicht stören!" sagte er höflich. „Ist nicht heute der 27. Januar?"

„Jawohl, heute ist der 27. Januar!" riefen alle. Man hatte noch vor zwei Tagen von dem bevorstehenden Festtag gesprochen. Jeden Augenblick erwartete die Patrouille den Befehl zum Antreten, aber kein Befehl kam, ebensowenig ein Brief. In dieser Erwartung verging der Tag, ohne daß etwas geschah.

* *
*

Am Morgen des 28. Januars sah man die Askari wieder feldmarschmäßig mit ihren Tieren zum Appellplatz kommen. Einige Europäer hatten bereits von ihnen vernommen, daß sie heute abrücken würden.

„Ist das Tatsache, daß ihr heute fortreitet?" fragte Konrad den Ombascha Osman, der gerade vorüberging.

Rund um den alten Reiter standen und saßen die anderen Europäer, mit Ausnahme von Unteroffizier Simon.

„Es ist Tatsache! Wir haben den Befehl bekommen! Wir reiten ohne euch ab!" erwiderte der Schwarze.

„Ja, was ist denn eigentlich passiert?" fragte Konrad. „Ich weiß von nichts und habe auch keine Mitteilung erhalten!"

„Der Bwana Mkubwa ist ‚wazimu!'" lachte Osman. „Jeder Askari sagt es! Wir haben uns schon alle verabredet und wissen, was wir tun werden. Sobald wir merken, daß er nicht zu euch zurückkommen will, lassen wir ihn in der Wildnis sitzen und kehren allein zu euch zurück! Der Bwana Mkubwa hat den Sheitani! Er ist besessen!"

„Hat er nicht gesagt, wohin er mit euch reitet?" forschte der Alte.

„Er will nach Meatu reiten und die Boten der Engländer abschießen, wenn sie mit der weißen Fahne kommen!" erklärte der Ombascha.

„Unsinn!" rief der Alte. „Wie kommt ihr zu dem dummen Geschwätz?"

„Alle Boys sagen es, alle Askari auch!" erwiderte Osman.

„Ich habe es auch gehört!" warf Unteroffizier Schmid ein, der lange Tübinger. „Wahrscheinlich hat er es nicht nur auf die beiden Salzsucher, sondern auch auf den Tarischi abgesehen, die ja alle drei wohl wiederkommen

werden. Unteroffizier Simon will in dem Tarischi den Mwanangwa aus Meatu wiedererkannt haben, den der Vizefeldwebel damals am Steinfluß aufhängen sollte! Ich halte den Patrouillenführer für fähig, die drei Schwarzen niederzuschießen, wenn sie mit der weißen Flagge kommen! Zurechnungsfähig ist er doch nicht mehr!"

„Ich werde gleich Klarheit schaffen!" erklärte der alte Reiter. „Sobald der Führer erscheint und mit den Askari abreiten will, treten alle Weißen an! Das beste ist, Sie bleiben gleich alle hier in der Nähe, es wird ja heute wohl keine vier Stunden mehr dauern, bis sich entscheidet, ob er abreitet oder nicht. Ich frage den Patrouillenführer vor der Front, was er beabsichtigt! Dann habe ich wenigstens Gewißheit; auf das Gerede gebe ich nichts!"

* *
*

Im Laufe des Vormittags trat der Befehlshaber aus seiner Hütte. Einer der Askari führte sein gesatteltes Tier vor. Am Flügel der Askari entdeckte Konrad plötzlich den Unteroffizier Simon, der ebenfalls feldmarschmäßig ausgerüstet war und sein Maultier am Zügel neben sich hatte.

Der alte Reiter ließ die Weißen sofort antreten, schritt nach der üblichen Ehrenbezeigung auf den Führer zu und bat ihn, der Patrouille doch wenn möglich vor seinem Abritt die in Aussicht gestellte Entscheidung über die Zukunft bekanntzugeben, da der versprochene Brief nicht gekommen sei.

„Ich werde den versprochenen Brief vom Steinfluß aus senden!" lautete die Antwort. „Aus diesem Briefe wird die Patrouille die gewünschte Klarheit über meine Pläne erhalten!"

„Darf ich fragen, ob es dabei bleibt, daß ich am 2. Februar mit Theodor und dem Askari Amani am Steinfluß sein soll und wir dann zusammen nach Uluvira zu der Besprechung mit den englischen Parlamentären reiten?" fuhr der Alte fort.

„Dabei bleibt es!" war die Antwort.

„Darf ich noch darauf aufmerksam machen, daß wir nicht mit allen Askari nach Uluvira reiten dürfen?" sagte Konrad. „Wir haben den Engländern geschrieben, daß wir nur mit einem Askari nach Meatu kommen! Sollten nicht nur schwarze, sondern auch weiße britische Parlamentäre nach Meatu kommen, so könnte das zu einem Konflikt führen!"

„Was fällt Ihnen ein?" schrie der Patrouillenführer den alten Reiter an. „Ich kann tun und lassen, was ich will, und brauche niemanden zu fragen!

Ich bin Herr von Meatu und kann dort schalten und walten, wie es mir beliebt! Ich nehme so viele Askari mit, wie ich für richtig halte!"

Konrad traute seinen Ohren nicht.

„Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich widerspreche!" sagte er mit fester Stimme, „allein wir müssen uns an die internationalen Abmachungen halten und können durchaus nicht als Herren von Meatu alles beliebige tun! Mit sämtlichen Askari nach Uluvira zu reiten ist ein Akt, der von den Engländern als Verräterei ausgelegt wird!"

Der Führer sann einen Augenblick nach.

„Gut, ich werde mir die Sache noch einmal überlegen!" erklärte er. „Ich kann doch auch einmal ‚kosern'[1]), ich meine: einen Fehler machen! Das passiert einem jeden! Zunächst verlege ich ein Proviantmagazin! Über alles Weitere können wir uns am Steinfluß besprechen!"

Der kranke Gardereiter gab Konrad einen Wink. Dieser verstand ihn und wandte sich nochmals an den Führer.

„Die Kranken möchten wissen, ob der Herr Patrouillenführer bestimmt in dieses Lager zurückkehrt!"

„Jawohl, ich komme wieder!" versetzte der Führer. In seinen Augen flackerte es unheimlich. Der Alte gewahrte es und wurde von Unruhe gepackt. Sein Blick streifte den Unteroffizier Simon, dessen Zustand sich verschlechtert hatte.

„Warum soll gerade Simon mitreiten?" fragte er. „Simons Verfassung gibt uns allen zu Befürchtungen Veranlassung!"

Der Patrouillenführer war mittlerweile in den Sattel gestiegen. „Ich nehme mit, wen ich will!" entgegnete er. „Darein hat sich niemand einzumischen!"

Vizefeldwebel Strecker trat an Konrad heran und raunte ihm etwas zu.

„Eben wird mir mitgeteilt, daß so gut wie gar kein Proviant mehr im Lager ist!" rief er dem bereits davonreitenden Führer nach. „Wovon soll die Patrouille leben? Nur die Askari wissen, wo der Proviant im Busch versteckt ist! Nur die Askari, die jetzt fortreiten!"

Der Patrouillenführer parierte sein Maultier und wandte sich um.

„In der Felsenhöhle hier oben rechts über dem Lager ist noch ausreichender Proviant!" antwortete er. „Nicht wahr, Hassan?"

Die Leibordonnanz bestätigte es.

„Der Proviant soll verdorben sein!"

---

[1]) Kisuaheli: kosa = sündigen.

„Unsinn! Der Proviant ist einwandfrei!“ schrie der Befehlshaber, gab seinem Tier die Sporen und verschwand hinter den Büschen.

* *
*

Konrad ließ sich sofort von dem Vizefeldwebel in die Höhle führen.

Der Boden war in einer Ausdehnung von 1½ qm etwa 10 cm hoch mit Hirse bedeckt, aber diese Hirse war grün wie ein Teppich; sie hatte ausgeschlagen und kam als Nahrung nicht mehr in Betracht.

„Jetzt weiß ich, woran ich bin!“ murmelte der alte Reiter.

31. Das Protokoll

29. Januar 1917.

Sobald der Alte von der Felsenhöhle herunterkam, ließ er alle Reiter antreten.

„Ich kann mich der Überzeugung nicht länger verschließen, daß triftige Gründe für einen völligen Nervenzusammenbruch des Patrouillenführers sprechen!" begann er. „Da ich selbst in den letzten Monaten wenig im Lager anwesend gewesen bin, so komme ich persönlich als Zeuge für die meisten Vorgänge kaum in Betracht. Ich halte es aber für meine Pflicht, eine genaue Untersuchung anzustellen. Morgen werde ich daher sämtliche Europäer über ihre Beobachtungen protokollarisch vernehmen und diese Aussagen unter Eid machen lassen. Da es so gut wie sicher ist, daß später alle Angaben vor einem Kriegsgericht wiederholt werden müssen, so bitte ich jeden, sich gewissenhaft zu überlegen, was er aussagt. Es ist eine Angelegenheit von der größten Tragweite!"

* * *

Es war der Abend des 29. Januar. Konrad hatte den ganzen Tag damit zugebracht, die Reiter über alle Vorkommnisse zu verhören und sie auf ihre Aussagen zu vereidigen.

Die Patrouille hatte eine Kopfzahl von zwölf Weißen. Nach dem Abmarsch des Führers und des Unteroffiziers Simon befanden sich noch zehn Mann im Lager. Neun hatte der Graubart selbst vernommen. Nachdem das Verhör dieser Leute beendet war, ließ Konrad sich selbst als Zehnten von dem Vizefeldwebel Strecker vernehmen und vereidigen.

„Der Fall liegt sonnenklar!" sagte der Alte zu seinem Sohne, als beide wieder allein waren. „Sämtliche zehn Reiter haben unter Eid ausgesagt, daß sie der Ansicht sind, der Patrouillenführer dürfe infolge seiner geistigen Verfassung nicht mehr bei der Truppe bleiben! Ob er geisteskrank ist oder als Verbrecher betrachtet werden muß, ist hierbei ganz gleichgültig und

mag später von anderen untersucht werden. Ohne Ausnahme sind sie der Überzeugung, daß er um der Ehre des deutschen Namens willen des Kommandos enthoben werden muß!"

„Und was wirst du nun tun, Vater?"

„Ich werde ihn bei der ersten Gelegenheit, wo er sich zeigt, veranlassen, das Kommando niederzulegen!" erklärte Konrad. „Es ist möglich, daß er in den nächsten Tagen noch einmal hierher zurückkehrt! Sollte das nicht der Fall sein, so treffe ich ihn ja am Steinfluß am 2. Februar! Ich versuche es zunächst im guten!"

„Und wenn er es nicht gutwillig tut?"

„So wende ich Gewalt an!" erklärte der Alte.

„‚Mönchlein, Mönchlein, du gehst einen schweren Gang!' Das alte Wort möchte ich auf dich anwenden, Vater!" rief der junge Reiter. „Denkst du auch daran, was der Kommandeur dazu sagen wird?"

„In erster Linie kommt es hier darauf an, was mein Gewissen dazu sagt!" antwortete der Alte. „Meine Soldatenehre ist mir stets wichtiger gewesen als die Meinung eines Vorgesetzten, auch wenn dieser Vorgesetzte der Kommandeur war! Im übrigen bin ich überzeugt, daß der Kommandeur in meinem Falle nicht anders handeln würde!"

„Vater, Vater! Du mußtest ohne Verhör ausscheiden, weil du den Tavetaschwindel aufdecktest! Was wird dein Los sein, wenn du jetzt als Gemeiner deinen Vorgesetzten, einen Offizier und Adligen obendrein, absetzest! Du wirst wieder gerichtet werden und wieder ohne Verhör, aber wie es dir diesmal ergehen wird, mag der Himmel wissen!"

„Alea jacta est! Ich kann nicht anders handeln! Ich habe mein Gesetz in mir selbst!"

„Und das Kriegsgericht? Es kommt sicher, wie du selbst sagst!"

„Auch der Gedanke an das Kriegsgericht kann mich nicht schrecken! Es kommt darauf an, ob es sich aus Männern zusammensetzt oder nicht!... Es gibt auch in Afrika genug anständige und vornehme Offiziere, die das Recht nicht beugen, und gerade unter dem Adel! Denke an den Oberstleutnant Freiherrn v. Bock, meinen alten Vorgesetzten! Denke an unsren ehemaligen Kompagnieführer, den alten Südwester, an v. Boemcken! Denke an unsren braven Oberleutnant Freiherrn v. Schroetter! Die letzte Instanz wird übrigens immer die Heimatbehörde sein! Ich habe Vertrauen zu ihr! Ich bin daheim Reserveoffizier geworden und bin es bis zu dieser Stunde geblieben, wenn ich auch als gemeiner Kriegsfreiwilliger in der Schutztruppe stehe! Daheim werden unparteiische Männer den Fall gründlich

untersuchen! Vergiß nicht, daß ein vornehmes Kavallerieregiment dem Manne, der unsre Patrouille führt, den Laufpaß gegeben hatte, ehe er in die Kolonie herauskam! Offenbar wollte man ihn in jenen Kreisen nicht mehr dulden! Ich werde nachweisen, warum wir ihn nicht mehr dulden wollten und dulden durften! Man wird einsehen, daß ich nicht aus Indisziplin, sondern im Interesse der Disziplin gehandelt habe!"

* * *

Am Morgen des 30. Januars standen die Reiter in Reih und Glied zum Appell angetreten. Konrad setzte die Lage auseinander.

„Die zehn hier im Lager anwesenden Reiter haben einstimmig unter Eid ausgesagt, daß sie es nicht mehr verantworten zu können glauben, wenn der bisherige Führer bei der Truppe bleibt. Sie haben Dinge zu Protokoll gegeben, die es ungewiß erscheinen lassen, ob wir es mit einem Geisteskranken oder einem Verbrecher zu tun haben. Ich halte es für meine Pflicht, die Protokolle hier vorzulesen, damit niemand über die Lage im Zweifel ist!"

Nach Verlesung der Protokolle fuhr der alte Reiter fort:

„Auf Grund dieser eidlichen Aussagen von zehn unbescholtenen Reitern, unter denen ein Vizefeldwebel und Offiziersaspirant sowie vier Unteroffiziere sich befinden, erkläre ich als stellvertretender Patrouillenführer, daß ich es nicht mehr verantworten kann, den bisherigen Befehlshaber im Besitz seiner Kommandogewalt zu belassen. Ich habe die begründete Befürchtung, daß er weitere Dinge begeht, die den guten Ruf der deutschen Truppe schänden. Eine solche Tat würde es sein, wenn er aus Rache die schwarzen Parlamentäre des Feindes niederschösse, wie er es nach unverdächtigen Aussagen von Askari plant, eine Tat, die wir ihm ohne weiteres zutrauen. Zu meiner Befürchtung komme ich besonders durch die übereinstimmenden Aussagen über sadistische Ausschweifungen des bisherigen Führers.

Grausamkeit ist in der Regel mit Feigheit verbunden. Über seine Feigheit herrscht ebenfalls nur eine Meinung. Sie ist in folgendem Satze der Protokolle am treffendsten ausgedrückt: ‚Sobald der Führer die Nähe des Feindes wittert, nimmt er Reißaus.' Über seine Feigheit hätte ich kein Urteil abgegeben, da sie ihm von wohlwollenden Vorgesetzten als Vorsicht ausgelegt werden könnte. Feigheit in Verbindung mit sadistischer Grausamkeit ist aber das Zeichen eines Geisteskranken oder Verbrechers, jeden-

falls eines Menschen, den wir im Interesse unserer Ehre nicht mehr an der Spitze der Patrouille dulden können.

Von vielen Fällen habe ich jetzt erst gehört. Was ich gehört habe, läßt mich befürchten, daß weitere Exzesse bevorstehen. Diese müssen unter allen Umständen verhindert werden.

Der Führer hat sich mit seinem Ansehen bei dem Kommandeur gebrüstet, wie aus den Protokollen hervorgeht, und dadurch die Patrouille in Schach zu halten gesucht. Auch durch den Hinweis auf seine Freundschaft mit dem Adjutanten des Kommandeurs wollte er wiederholt einen Druck auf die Reiter ausüben. Alle diese Versuche psychologischer Beeinflussung haben im Verein mit den jedem im Blut sitzenden Begriffen der Unterordnung unter den Vorgesetzten eine Zeitlang ihre Wirkung getan, auf die Dauer aber versagt. Da der Kommandeur unsren Führer zum Eisernen Kreuze Erster Klasse eingegeben hat, so werden wir einen schweren Stand haben, die Richtigkeit unseres Vorgehens zu erweisen. Der Kommandeur und mancher andere werden anfangs geneigt sein, in uns Meuterer zu sehen. Uns aber wird, das hoffe ich zu Gott, früher oder später der Nachweis gelingen, daß nicht wir die Meuterer sind, sondern der Mann, der sich mitten im Kriege von seiner Truppe entfernte und mit der ihm anvertrauten Patrouille in die äußerste Finsternis ging, um im Schutz der dichten Wälder seinen sadistischen Gelüsten zu frönen, ein Meuterer gegen den Kommandeur und ein Deserteur an seinem Volke!

Von dieser Anschauung gehen wir aus, von diesem Gesichtspunkte aus scheuen wir keine Konsequenzen unseres Handelns. Ich ziehe daraus persönlich die Folgerung:

‚Ich erkläre hiermit dienstlich, daß ich unsren bisherigen Führer wegen des Verdachtes, entweder ein Geisteskranker oder ein Verbrecher zu sein, des Kommandos über die Truppe enthebe und von heute an die Kommandogewalt selbst übernehme. Nach dem hier vorliegenden „Kohlstock", Ratgeber für die Tropen, ist der Untergebene in gewissen Fällen und unter gewissen Voraussetzungen berechtigt, den vom Tropenkoller befallenen Vorgesetzten seiner Befehlsgewalt zu entheben. Ich bin daher im Rechte, wenn ich diesen Schritt tue. Nur meine Befehle werden von jetzt an ausgeführt! Sobald der bisherige Führer sich im Lager blicken läßt, werde ich ihn auffordern, in Anbetracht seines Nervenzusammenbruchs gutwillig das Kommando niederzulegen. Falls er das nicht tut, werde ich seine Festnahme mit Gewalt vornehmen und seine Überführung in ärztliche Beobachtung veranlassen!'

Da die Patrouille übereinstimmend der Ansicht ist, daß sich auch der Gemütszustand des Unteroffiziers Michel Simon erheblich verschlechtert hat, so werde ich ihn ebenfalls überführen lassen.

In Anbetracht der Tatsache, daß verstümmelte Kettengefangene nach Mkalama geflohen und den Engländern unter die Augen gekommen sind, habe ich nach reiflicher Erwägung aller Umstände im Einverständnisse mit dem Vizefeldwebel und Offiziersaspiranten Strecker und den vier Unteroffizieren beschlossen: ‚Den Engländern wird Mitteilung davon gemacht, daß der bisherige Führer Dinge begangen hat, wegen deren er, falls er nicht geisteskrank sein sollte, später nach unseren Strafgesetzen zur Verantwortung gezogen werden wird. Wir wollen verhüten, daß die Engländer die Taten eines einzelnen Geisteskranken oder sadistischen Verbrechers verallgemeinern und uns und unserem Volke auf das Schuldkonto schreiben!‘“

32. Der 2. Februar 1917

Am 2. Februar 1917 lagerte Konrad mit sechs weißen Reitern und dem Askari Amani nachmittags gegen vier Uhr am Steinfluß, auf der westlichen, Meatu zugekehrten Uferseite.

Der Fluß führte kein Regenwasser mehr und war leicht zu passieren.

Der Saumpfad vom Viktoriasee nach dem Kilimandscharogebiet lief an dieser Stelle durch dichten Galeriewald, der sich gegen Uluvira hin lichtete.

Der Patrouillenführer war im Lager nicht mehr erschienen. Die einzige Möglichkeit, ihn zu treffen, bot sich am Steinfluß anläßlich des Stelldicheins, das er mit den zum Parlamentärritt kommandierten Reitern verabredet hatte.

Die Gesunden und die weniger schwer Erkrankten waren tags zuvor von Konrad mobil gemacht worden. Mit ihnen hatte der Alte unter abwechselnder Benutzung der drei für ihn selbst, Theodor und Amani zurückgelassenen Maultiere und einiger halblahmer Vierfüßler den Marsch unternommen, um die Entscheidung herbeizuführen. —

„Jetzt muß er kommen!" sagte Mallin. „Passen Sie auf, Konrad, der Kerl ist mit den Askari auf und davon und läßt sich nicht mehr blicken! Wir sind ihn auf die bequemste Manier von der Welt losgeworden und haben keine Verdrießlichkeiten weiter mit der Sache!"

„Ich glaube das nicht!" versetzte der Alte. „Außerdem würde ich es bedauern. Er darf nicht mehr auf die Menschheit losgelassen werden. Lugen Sie scharf aus, damit wir ihn sofort sehen, wenn er kommt! Wenn er ahnt, daß wir unter Umständen Gewalt anwenden, kommt es zweifelsohne zum Kampfe, denn er ist ja von den Askari begleitet; in ihrem Schutz wagt er am Ende trotz seiner Feigheit etwas, sobald er sieht, was auf dem Spiele steht. Gibt er den Askari sofort den Befehl zum Feuern, so gehorchen diese, ohne mit der Wimper zu zucken, obwohl sie ihn für ‚wazimu' halten! Sie haben jede seiner Grausamkeiten blindlings ausgeführt und würden auch in diesem Falle keine Bedenken hegen. Ich möchte nach Möglichkeit Blutvergießen vermeiden, es sind unsere Kameraden!"

„Auch Unteroffizier Simon schießt sofort, wenn er den Befehl bekommt! Denken Sie daran!" warnte Mallin.

„Ich bin darauf gefaßt!" erklärte Konrad. „Der Vizefeldwebel hat den Befehl, ihn beiseitezunehmen und ein Unglück zu verhüten. Er wird auch die Askari abseits führen!"

Der Alte begab sich von dem Posten, der das gegenüberliegende Serengetiufer im Auge behalten sollte, wieder zu den Kameraden zurück. Sie hatten eben die Kochgeschirre über das Feuer gehängt und bereiteten die Abendmahlzeit zu.

Theodor kam dem Vater entgegen.

„Du wirst es erst in Güte versuchen, wie du sagtest?" fragte er.

„Gewiß, mein Junge! Wenn es eben geht, werde ich natürlich jede Gewalt vermeiden. Du wirst dir aber wohl selbst sagen, daß ich nicht lange fackeln kann, nachdem ich ihm den Vorschlag gemacht habe, sein Kommando niederzulegen. Im nächsten Augenblick nähme er mich selbst fest, falls er auf meine Zumutung nicht eingeht!"

„Das sehe ich ein!" nickte der junge Reiter. „Hoffentlich wird keiner der Kameraden umfallen, wenn es zum Äußersten kommt! Der Führer wird losbrüllen wie gewöhnlich und könnte am Ende dem einen oder anderen Angst machen!"

„Auf einen solchen Fall bin ich vorbereitet!" erwiderte der Alte. „Der Kadavergehorsam wird jedoch in diesem Falle nicht verfangen, sie halten ihn alle für gemeingefährlich und klappen nicht um. Sollte das Unerwartete trotzdem eintreten, so weiß ich, was ich zu tun habe. Ich bin der rechtmäßige Führer der Patrouille und werde mit Gewalt erzwingen, daß man meinen Befehl ausführt. Ich schrecke vor nichts zurück. Ich denke, du wirst mich nicht verlassen, auch dann nicht, wenn es zum Äußersten kommt!"

Der junge Reiter drückte dem Vater die Hand und sah ihm in die Augen. Der Graubart war beruhigt.

„Ich werde Herr der Situation bleiben!" murmelte er und ging zu den Kochtöpfen.

* *
*

Die Verabredung mit dem Führer hatte auf vier Uhr gelautet. Jetzt war es fünf, und kein Laut ließ sich hören. In einer Stunde mußte die Dämmerung hereinbrechen.

Konrad wurde ungeduldig.

„Ich möchte nicht bei Nacht und Nebel seinen Rücktritt erzwingen!" sagte er zu dem Vizefeldwebel. „In der Klarheit des Sonnenlichts habe ich mir die Entscheidung gedacht! Es ist schade, wenn es doch anders kommt!"

Er hatte den Satz eben ausgesprochen, als Mallin herbeistürzte.

„Da ist er!" flüsterte der Niedersachse. „Er kommt den Steinfluß entlang und wird gleich an der Furt sein!"

Konrad stand auf und kam hinter den Büschen hervor.

Sobald er den Saumpfad erreichte, sah er den Führer vor sich.

Eben war dieser durch den Bach geritten. Hassan und Aden, die beiden Somali, tauchten hinter ihm auf.

Im selben Augenblick hatte der Ankömmling die übrigen Reiter bemerkt.

„Sind alle Europäer hier?" fragte er erstaunt, während er vom Tiere stieg und Konrad seinen Karabiner abgab. „Auch die Kranken?"

„Die Kranken nicht, wenigstens nicht die Schwerkranken!" antwortete der Alte, während er den Karabiner weitergab.

„Und was bedeutet das?" fragte der Patrouillenführer. „Ich habe doch nur Sie, Theodor und Amani herbestellt!"

„Die Europäer haben einen Vorschlag zu machen, der sich auf die Vorkommnisse der letzten Zeit bezieht!" versetzte der Graubart. „Antreten, die Europäer!"

Die Weißen gehorchten dem Kommando, während der Vizefeldwebel die beiden Askari nach rückwärts führte.

„Darf ich bitten, dort hinüberzutreten!" sagte Konrad, als der Führer Miene machte, gleich an den Kochtöpfen stehenzubleiben. Die Möglichkeit, daß es am Feuer zum Kampfe kam, mußte vermieden werden.

„Na, und was ist nun los?" fragte der Führer, während er auf den ihm bezeichneten freien Platz vor die Europäer trat.

„Die Vorkommnisse der letzten Zeit haben sämtliche Europäer der Patrouille zu der Überzeugung gebracht, daß unser Patrouillenführer schwer krank und mit den Nerven völlig zusammengebrochen ist!" begann Konrad. „Beschwerden über Beschwerden haben sich gehäuft, aus denen diese Ansicht erwachsen ist. Ich möchte daher den Herrn Patrouillenführer bitten, aus gesundheitlichen Gründen das Kommando über die Patrouille niederzulegen. Nach dem übereinstimmenden Urteil der Europäer ist das eine unumgängliche Notwendigkeit! Wollen der Herr Patrouillenführer diese Bitte erfüllen?"

Der Angeredete war offenbar aufs höchste überrascht. Er sah zu Boden

und dachte eine Weile nach. In äußerster Spannung blickten alle Europäer auf ihn hin.

Plötzlich hob er den Kopf hoch. „Nein!" sagte er energisch und schickte sich an, zu einer weiteren Ausführung überzugehen, als ihm Konrad das Wort abschnitt.

„Dann gebe ich den Europäern den dienstlichen Befehl, den Herrn Patrouillenführer wegen dringenden Verdachts der Geisteskrankheit festzunehmen!" rief der alte Reiter und trat an ihn heran, während von der anderen Seite der lange Tübinger Schmid ihm die Hand auf die Schulter legte.

Im nächsten Augenblick entspann sich ein Handgemenge, da der Festgenommene sich wehrte. Für diesen Fall waren alle Vorbereitungen getroffen. Da man es mit einem Menschen zu tun hatte, der vor keinem Mittel zurückschrak, um sich durchzusetzen, trat der von Konrad bereits vorher für diese Möglichkeit erlassene Befehl in Kraft, ihn zu überwältigen und zu binden. Blieb er frei, so war keiner seines Lebens sicher; vor Meuchelmord mußte die Patrouille geschützt werden. Zudem war die Gefahr, die von den Askari drohte, keineswegs beseitigt. Jeden Augenblick konnte der Unteroffizier Simon mit seinen Leuten anrücken.

* * *

Abseits vom Feuer wurde ein kleiner Unterschlupf aus Askarizeltbahnen errichtet und dem Gefangenen als Obdach angewiesen. Als Posten stellte der alte Reiter nur Europäer auf, die sich stündlich ablösen mußten.

Der Gefangene versuchte trotz des an ihn ergangenen Verbots fortwährend auf die Posten einzureden, namentlich auf die jüngeren Weißen, Theodor und Albert Blankertz. Der Graubart ließ ihm sagen, daß er auf keine Erleichterung seiner Lage zu hoffen habe, wenn er sich nicht den getroffenen Anordnungen füge. Nach der Ansicht sämtlicher Europäer sei er gemeingefährlich und werde dementsprechend behandelt.

Inzwischen hatte der Vizefeldwebel die beiden Somali abseits geführt und ihnen die Gewehre abgenommen. Da sie dem Gefangenen von allen Askari am nächsten standen, schien ein von ihrer Seite unternommener Befreiungsversuch nicht außerhalb der Möglichkeit zu liegen.

Die Nacht brach herein, ohne daß Unteroffizier Simon und die übrigen Askari erschienen. Die Mitteilung der Somali, sie seien in das Lager geschickt worden, gewann an Wahrscheinlichkeit.

Der Gefangene war ohne Rock angeritten gekommen. Von dem auf

Marſch durch Sumpf.

Kampfſpiel der Wangoni.
(Ihr mit Zulublut vermiſchter Stamm ſtellte der Achten ſehr viele Träger.)

Akazie.

Abgebrannte Baumsteppe.

dem Sattel befestigten Waffenrock des Kranken wurden zur Vorsicht die Offiziersachselstücke entfernt. Konrad hielt es nicht für angängig, sie dem Gefangenen zu belassen, da er am nächsten Tage durch die Landschaft Meatu transportiert werden mußte; es hätte eine Herabsetzung der Uniform bedeutet. Jedermann pflichtete ihm bei.

Auf seinen Wunsch bekam der Gefangene zum Essen Kuchen aus Hirsemehl; auch kochte man ihm Kaffee aus geröstetem Hirsekorn, obwohl dieses Genußmittel bereits sehr rar geworden war.

„Es wundert mich, daß es ihm schmeckt!" sagte der Vizefeldwebel. „Ein anderer in seiner Lage könnte keinen Bissen anrühren!"

„Gewiß!" meinte der alte Reiter. „Es ist erstaunlich! Sollte man daraus aber nicht auch den Schluß ziehen müssen, daß er eher ein Geisteskranker als ein Verbrecher ist?"

* * *

Der Gefangene, der sich bereits am Abend in seine Lage gefunden zu haben schien, verhielt sich auch weiterhin ruhig. Die Nacht verlief ohne Störung. Weder er selbst noch die Askari machten irgendwie Bewegungen, die auf einen Fluchtversuch hätten abzielen können.

Als der Morgen anbrach, wiederholte der alte Reiter sein bereits tags zuvor gemachtes Angebot, dem Gefangenen die Fesseln abzunehmen, wenn er sich völlig in seine Lage finden und keinen Widerstand mehr leisten wolle. Der Seemannsknoten, mit dem ihn der Schiffszimmermann gefesselt hatte, war bereits kurz nach der Festnahme gelockert worden, als der Gefangene sich darüber beklagt hatte, daß er zu fest säße.

Unteroffizier Simon und die Askari kamen auch im Laufe des Vormittags nicht.

Konrad beschloß, den Vizefeldwebel Strecker zur Übernahme des Kommandos in das Lager am Nyarasa-Randgebirge zurückzuschicken. Unteroffizier Schmid, dessen Dysenterieleiden wieder schlimmer geworden war, sollte ihn begleiten, ebenso Aden, der eine der beiden Somali.

Mit den übrigen Reitern wollte Konrad den Gefangenen nach Meatu bringen und von dort aus seinen Abtransport in ein englisches Lazarett veranlassen.

Vizefeldwebel Strecker erinnerte daran, daß noch keine Bestimmung über den Unteroffizier Simon getroffen sei, dessen Abtransport ja ebenfalls in die Wege geleitet werden müsse.

„Richtig!" sagte der Alte. „Unter diesen Umständen übergeben Sie dem

ältesten Unteroffzier im Lager das Kommando und kommen selbst mit Unteroffizier Simon nach Meatu, nachdem Sie die Kameraden über die Geschehnisse am Steinfluß aufgeklärt haben! Simon scheint ja tatsächlich mit den Askari heimgekehrt zu sein, sonst wäre er hier. Jedenfalls warten wir hier nicht länger, in einer Stunde brechen wir gemeinschaftlich auf! Vorher will ich nur noch eben zur Klarstellung der Lage in Gegenwart des Gefangenen einen Appell abhalten!"

* *
*

Als die Zeit des Abmarsches gekommen war, ließ der alte Reiter die Patrouille antreten, die weißen sowohl wie die drei schwarzen Reiter, Hassan, Aden und Amani; dann gab er Befehl, den Gefangenen herbeizuschaffen.

Zunächst begann er in deutscher Sprache. Er wandte sich an den zu seinen Füßen in Fesseln hockenden Gefangenen.

„Vor den hier am Steinfluß versammelten deutschen Soldaten will ich Ihnen im einzelnen kurz auseinandersetzen, was uns zu diesem Schritt veranlaßt hat, damit Sie völlige Klarheit haben.

Wir sind keine sachverständigen Ärzte und daher nicht in der Lage, festzustellen, ob Sie geisteskrank sind oder ein gemeiner Verbrecher. Wenn Sie geisteskrank sind, so verstehen Sie nicht in vollem Umfange, was Sie getan haben. Sie verstehen dann auch unsere Handlungsweise nicht. Wenn Sie aber ein Verbrecher sind, so schadet es nicht, wenn Sie unsere Ansicht hören.

Ich will in Ihr Tun und Treiben bei der Schutztruppe einmal hineinleuchten.

Ihre Vergangenheit bei der 13. Feldkompagnie ist mir bekannt. Durch Sie wurde die katholische Mission Rombo, die den Oberstleutnant Freiherrn v. Bock sowie mich und meine Kameraden gastfreundlich aufgenommen hatte, gleich in den ersten Kriegswochen aufs schwerste gekränkt und sogar ihres Messeweins mit Gewalt beraubt, damit einige Lüstlinge Orgien feiern konnten; das nannte man ‚Requisition'. Ob die Verhaftung der unschuldigen Missionare nicht auch auf Ihr Konto zu setzen ist, muß späteren Feststellungen überlassen bleiben.

Während Ihre Kameraden 1914 in der Schlacht von Tanga ihr Blut verspritzten, waren Sie bereits reif für Ihr Schicksal. Sie fielen über wehrlose schwarze Weiber her, Ehefrauen friedlicher Eingeborenen, um sie zu mißbrauchen. Der Polizeiwachtmeister Gerhardt von Rombo verfaßte

ein dienstliches Protokoll über Ihre Schandtaten und sandte es der Behörde. Warum Sie geschont wurden, weiß der Himmel. Der Kommandeur mag es verantworten, oder, falls ihm der Bericht unterschlagen sein sollte, die verantwortliche Stelle.

Als Sie zur Achten Reiterkompagnie kamen, lernten wir Ihre Feigheit kennen. Mag der Kommandeur Sie zum Eisernen Erster eingegeben haben, wir kennen Sie besser. Die ganze Kompagnie hat Sie wegen Ihrer Feigheit verachtet. Der Kommandeur, bei dem Sie so viel gelten, ist ein großer Mann, aber kein Menschenkenner, sonst hätte er Sie erkannt; immer wieder bekamen Sie ehrenvolle Aufträge, und andere mußten zurückstehen. Die von Ihnen berichteten Taten hatten andere ausgeführt; nach deren Aussagen war Ihr Verhalten bei diesen Gelegenheiten eines Offiziers unwürdig. Ich nenne als Zeugen nur Pallaß, einen Soldaten, auf dessen Leistungen die ganze Kompagnie stolz ist. Dieser warnte mich, mit Ihnen auf Patrouille zu gehen. Leider tat ich es doch.

Seit wir von Kwa Handu vor Kondoa Irangi mit Ihnen abritten, war Ihre ganze Tätigkeit ein blutiges Gewebe von Lüge, Feigheit und Menschenquälerei, von dem Moment an, wo Sie dem Jumben sein Haus verbrannten und sein Weib vor Ihrem trabenden Schimmel her hetzten, bis auf diese Stunde. Sie sind nicht allein nicht wert, deutscher Offizier zu sein, Sie verdienen es auch nicht, deutscher Soldat zu sein.

Trotzdem hätten Sie noch Ihrem Schicksal entgehen können, wenn Sie Ihr Wort gehalten hätten, das Sie mir in Meatu gaben, als ich Ihnen meine Unterstützung anbot. Sie versprachen, die Grausamkeiten zu lassen. Sie haben es nicht getan. Sie haben weitere Menschenquälereien betrieben, während ich abwesend war.

Wir haben auch jetzt keine Gewähr, daß Sie Ihr blutiges Handwerk aufgeben. Darum habe ich Sie festnehmen lassen. Ich will nicht, daß den Verleumdungen unserer Feinde Nahrung gegeben wird. Die Deutschen haben die Schwarzen in der Kolonie hervorragend gut behandelt. Diesen Ruhm können ihnen auch vereinzelte Geisteskranke oder Sadisten Ihrer Kategorie nicht nehmen.

Um Ihretwillen stürzen wir uns in die größten Unannehmlichkeiten und müssen kriegsgerichtliche Verhöre über uns ergehen lassen, wenn wir heimkehren. Alles nehmen wir auf uns, um nur die afrikanische Erde von einem Wüterich zu befreien, der unserem Volke schadet.

Wir werden Sie den Engländern zur ärztlichen Untersuchung übergeben, da deutsche Truppen nicht mehr erreichbar sind. Wir werden dem Feinde,

der die Opfer Ihres Sadismus gesehen hat, nicht verschweigen, daß Sie, wenn Sie nicht geisteskrank sind, später nach unseren Gesetzen bestraft werden!"

* *
*

Die Askari verstanden die deutsche Sprache nicht, wenn sie auch hier oder da ein Wort aufgeschnappt haben mochten. Damit sie keinen falschen Eindruck von den Geschehnissen bekämen, fuhr der alte Reiter in der Kisuahelisprache fort:

„Hört zu, ihr Soldaten des Deutschen Kaisers, dem Gott Segen und Gnade verleihen möge!

Dieser Mann, den ihr hier gefesselt vor euch seht, ein Bwana Mkubwa der Wadachi, ist schwer krank geworden. Tausende und aber Tausende von Sheitani sind über ihn hergefallen und haben ihn krank gemacht. Darum hat er seine Kommandogewalt an mich abgeben müssen!

Hassan und Aden, ihr beiden Somali, bezeugt mir, daß ihr von ihm als einem ‚kule' geredet habt! Es ist das schlimmste Wort für einen Feigling in der Sprache der Somali, eurer Muttersprache. Das Wort ‚Mwoga' in der Kisuahelisprache schien euch für ihn zu milde. Ich frage euch, kennt ihr deutsche Soldaten, die feige sind? Nein, ihr kennt sie nicht! Auch dieser Mann war es nicht, er ist es erst geworden, als die Sheitani über ihn herfielen.

Ihr alle drei wißt, daß die Wadachi gegen alle schwarzen Leute sehr gut sind. Die schwarzen Leute lieben die Wadachi, weil sie gut sind.

Dieser Mann ist der einzige unter dem Volke der Wadachi, der böse gegen die schwarzen Leute war und sie geschlagen und totgeschossen hat. Das hat nicht er getan, das tut kein Mann aus dem Volke der Wadachi. Das haben die bösen Geister getan, die Sheitani, die über ihn gekommen sind.

Jetzt bringen wir ihn zu einem Hospital, damit die bösen Geister vertrieben werden. Es gibt keinen Arzt und kein Hospital der Wadachi mehr in dieser Gegend, darum müssen wir ihn in ein Krankenhaus der Wengereza bringen! Vielleicht wird er geheilt und wieder mutig und auch gut gegen die schwarzen Leute!"

Mit dem Gesichtsausdruck einer Hyäne hörte der Gefangene die Worte des alten Reiters an.

33. Die Reise nach Magalla

Vor dem Abritt wurde der Gefangene von den Fesseln befreit. Die Stiefel hatte man ihm genommen, um ihm ein Entkommen unmöglich zu machen.

In einem Hohlweg hinter dem Steinfluß sah der alte Reiter plötzlich, daß der Gefangene sich absichtlich hintenüberfallen und zu Boden stürzen ließ. Augenscheinlich hatte ihn einen Moment die Scham überwältigt, so daß er den Tod suchte.

Man hob ihn vom Boden auf. Er war unverletzt. Wunderbarerweise.

Sofort mußte er wieder in den Sattel steigen. Ohne Unfall erfolgte der Weitermarsch.

* * *

Im Hofe der Karawanserei von Uluvira am Saume des Urwaldes von Meatu loderten die Lagerfeuer der Deutschen und warfen ihre gespenstigen Schatten in irrem Geflacker auf die Rundhütten der Wassukuma.

Zu Füßen der mächtigen Felsen, die im Hintergrunde aufragten, war ein kleines Askarizelt aufgeschlagen. Rings im Umkreise hockten Eingeborene und warfen immer wieder neue Baumäste in die Glut. Der Weiße, für den sie zu sorgen hatten, sollte von einer unheimlichen Krankheit befallen sein. Sie fürchteten die bösen Geister, die von Zeit zu Zeit die Menschen peinigten, mehr als irgend etwas sonst auf der Welt. Im Angesicht von hundert Löwen hätten sie nicht so sorgsam zur Abwehr die Flammen geschürt, wie sie es heute taten.

In einiger Entfernung von dem Gefangenen saß Konrad mit seinen Kameraden bei der Abendmahlzeit. Sie war überreich ausgefallen, wie immer in Uluvira; Eier, Hühner und Milch gab es in Überfluß.

„Daß die Engländer keine zweite Zusammenkunft wünschten, habe ich mir gedacht!" sagte der Alte. „Mich wundert nur, daß sie nicht einmal eine Antwort schickten; die hätte ich doch erwartet!"

Während er noch redete, kam der Europäer, der gerade die Wache hatte.

„Der Gefangene bittet, man möge ihm einen letzten Wunsch erfüllen!" meldete er.

„Warum nicht? Was ist es, Mallin?"

„Er möchte gerne mit seiner Leibordonnanz die Hose tauschen!"

„Was möchte er?"

„Er sagt, Hassan, der Somali, trage seine Hose und er die Hose Hassans; jetzt möchte er wieder seine eigene Hose eintauschen!"

Konrad hatte dem Gefangenen als einen letzten Dienst seinen Lieblingsaskari Hassan bisher zur persönlichen Bedienung belassen; dieser hing an seinem bisherigen Herrn, obwohl er ihn als Soldaten verachtete.

„Gut!" antwortete der alte Reiter. „Sein Wunsch ist ihm gewährt! Sie können die Hosen tauschen!"

Gleich darauf näherten sich durch das Eingangstor der Palisaden mehrere Gestalten.

„Nani?" rief der Posten. „Wer da?"

„Ich, der Jumbe!" war die Antwort.

Einen Augenblick später stand der Ortsvorsteher vor dem alten Reiter. Er wies auf drei Schwarze, die mit ihm kamen.

„Herr, diese Leute kommen eben vom Simbiti her. Sie melden, daß der Fluß infolge der letzten Regen aus seinen Ufern getreten und die Wembäresteppe weithin überschwemmt ist. Der Weg nach Mkalama ist nicht mehr passierbar!"

„Ich danke dir, Jumbe!" antwortete der Weiße. „Nach meinen eigenen Erfahrungen neulich hatte ich mir das bereits gedacht. Unter diesen Umständen werde ich die Richtung zum Viktoriasee einschlagen und nach Magalla reiten. Besorge mir noch in dieser Nacht Führer, die mich zum Sultan nach Kitaganda geleiten. In aller Frühe breche ich auf!"

„Die Leute werden pünktlich zur Stelle sein!" antwortete der Dorfälteste und verschwand wieder in der Finsternis.

„Da haben wir die Erklärung dafür, warum die Engländer weder gekommen sind noch geschrieben haben!" sagte der Alte.

Eine Weile überlegte er die Einzelheiten aller Vorkehrungen, die zu treffen waren. Sobald er mit sich im klaren war, wandte er sich an den Schiffszimmermann, der neben ihm am Feuer saß und gerade eine Schaflende briet.

„Ich bitte Sie, hier in Meatu zu bleiben, Zimmermann!" sagte er. „Mallin, Blankertz und Theodor werden mit mir reiten! Der Marsch nach Magalla soll ja nur zwei Tage in Anspruch nehmen. Ich hoffe, in fünf

oder sechs Tagen wieder zurück zu sein, wenn alles klappt. Lassen Sie während meiner Abwesenheit so viel Lebensmittel wie möglich heranschaffen! In den nächsten Tagen dürften Strecker und Simon ja auch eintreffen! Die Engländer werden nicht mehr kommen können, andrenfalls klären Sie sie auf, warum ich hier nicht länger wartete. Sagen Sie, daß ich unsren krankgewordenen ehemaligen Führer nach Magalla brachte, da Mkalama den Meldungen zufolge nicht mehr zu erreichen gewesen sei!

* * *

Ohne Zwischenfall erreichten die Reiter mit dem Gefangenen Kitaganda, den Wohnsitz des Sultans.

Die Wassukuma, die bei dem Anblick der Weißen mitten aus ihrer Feldarbeit ausreißen wollten, beruhigten sich, als die Führer von Uluwira ihnen ein paar beschwichtigende Worte zuriefen.

Magome, der Sultan von Meatu, war nicht geflohen. Er erkannte Konrad von seinem letzten Besuch in Kitaganda her natürlich wieder, verlor aber kein Wort darüber, daß der Deutsche sich damals als Engländer ausgegeben hatte.

„Herr, wir schwarzen Leute können euch Weiße niemals verstehen!" begann er. „Ich habe erfahren, daß du in Mkalama bei den Engländern gewesen bist. Sie haben dich nicht gefangengehalten. Du erscheinst in Waffen wieder hier in Meatu. Wie soll ich mir das erklären?"

„Die Sache ist ganz einfach zu erklären, Sultan!" erwiderte Konrad. „Die Wengereza und die Wadachi werden nicht ewig Krieg miteinander führen. Eines Tages machen sie Frieden. Vielleicht kommt diese Stunde eher, als du denkst. Dann sind die Wengereza und die Wadachi wieder ganz gute Freunde, denn sie waren ursprünglich ein Volk, wie ich dir bereits früher sagte. Die Wadachi werden eines Tages hier wieder die Herren sein, denke an meine Worte. Die Wassukuma müßten es bitter bereuen, wenn sie gegen uns, ihre alten Herren, schlecht handelten. Du bist ja zu klug dazu, Magome, aber warne auch die anderen Sultane!"

Der Sultan wiegte bedächtig das greise Haupt.

„Es ist eine seltsame Kunde, die du mir da bringst, Herr!" versetzte er. „Sie geht in meine Ohren, aber mein Verstand begreift sie nicht! Außer dir und deinen paar Reitern im Maporu ya Meatu gibt es keine Wadachi mehr in Ussukuma. In Mkalama und Sekenke herrschen die Wengereza ebenfalls, ganz Iramba gehört ihnen. Die Boma von Singidda und das Land der Wanjaturu haben sie erobert, Iraku ebenfalls, ja sogar Tabora

und Muanza. Alle Stämme der Wanyamwezi und Wassukuma bezahlen ihnen die Steuer. Nun kommst du und sagst, die Wadachi kehren wieder!"

„Die Wadachi haben nur wenige Krieger im Lande der schwarzen Leute!" erklärte der Alte. „Die Wengereza sind zahlreich wie die Heuschrecken und haben trotzdem die wenigen Wadachi nicht fangen können. Im Lande der weißen Leute haben die Wadachi viele Krieger und werden die Wengereza überwinden. Dann kommen sie hierher und vertreiben die Feinde auch aus Ussukuma! Du wirst es mit deinen eigenen Augen sehen!"

„Daß die Wadachi große Krieger sind, wissen alle Wassukuma!" sagte der Sultan sinnend. „Ich habe nichts gegen die Wadachi. Den Wengereza habe ich Treue schwören müssen, weil sie sagten, die Wadachi kämen nie wieder, jetzt seien sie die Herren. Die Wengereza haben nicht die Wahrheit gesprochen, denn du bist da mit deinen Leuten! Du versteckst dich nicht mehr im Walde am Saume der Serengeti! Du reitest nach Mkalama! Du kommst nach Meatu! Du ziehst jetzt nach Magalla! Für meinen Kopf ist das alles zu schwer! Ich begreife es nicht! Ich bin ein schwarzer Mann, der den Weißen gehorchen muß, weil sie größere Kraft haben als wir! Du sollst die Führer haben, die du begehrst! Sie werden dich nach Dugandega bringen, jenseits des Semuflusses. Dort wirst du neue Leute erhalten!"

„Ich danke dir, Sultan!" erwiderte der alte Reiter. „Deine Worte sind weise, wie es deinem Alter entspricht. Dein Herz ist gut. Du hast deine alten Herren noch nicht vergessen. Sorge, daß deine Leute Lebensmittel nach Uluvira bringen, denn ich bedarf ihrer. Schärfe deinen Untertanen ein, daß sie nicht wieder die Flucht ergreifen, wie sie es das letztemal taten. Die Deutschen werden es dir danken, wenn sie wiederkehren!"

„Ich werde deinen Befehl ausführen!" versprach Magome. „Die Leute von Meatu sind damals nur geflohen, weil sie die Rache der Wengereza fürchteten. Für die schwarzen Leute ist dieser Krieg, den die Weißen gegeneinander führen, nicht leicht, denn sie wissen nicht, wem sie gehorchen sollen. Von beiden Seiten bekommen sie Befehle, von beiden Seiten werden sie mit dem Tode bedroht, wenn sie nicht gehorchen. Kein Wunder, daß sie dem gehorchen, der die meiste Kraft hat, sie zu strafen. Darum sind die Sultane der Wassukuma alle nach Muansa gegangen und haben den Befehl der Wengereza angenommen. Sie fürchteten sich vor der Strafe, wenn sie es nicht täten!"

Der Weiße nickte. „Ihr seid wirklich in einer schwierigen Lage! Ich sehe das ein, Magome, ihr tut mir leid!"

Er reichte dem Sultan die Hand zum Abschied. Eben wollte er sich in den Sattel schwingen, als ihm noch ein Gedanke durch den Kopf schoß.

„Wie ist es mit der Tsetse, Magome? Ich möchte die Tiere nicht durch den Stich der Giftfliege verlieren. Irgendwo gibt es doch eine gefährliche Strecke unterwegs! Ich weiß es von früher her, als die Viehherden noch von Ussukuma auf diesem Wege nach Aruscha und Moschi getrieben wurden!"

„Bis Dugandega hast du nichts zu besorgen, Herr! Von dort aus führt dich der Weg durch einen tsetseverseuchten Wald nach Magalla. Ich würde dir raten, diese Strecke in der Nacht zu durchreiten, du läufst dann die geringste Gefahr!"

„Ich danke dir, Magome! Ich werde mich danach richten!"

„Und nun noch ein guter Rat, Herr! Sieh dich vor Massassi vor, dem Sultan von Magalla! Ihr seid nur vier Reiter gegen das große Volk von Magalla! Traue Massassi nicht!"

„Wie kommst du darauf, Magome? Ich habe nie etwas Schlechtes über den Sultan von Magalla gehört!"

„Was sagst du da, Herr? Weißt du denn nicht, daß Massassi deine Landsleute in Magalla ermordet hat, als die Wengereza Muanza einnahmen? Wer anders hat den Tod des Bwana Wunsch und des anderen Bwana verschuldet als der Sultan Magallas? Ich warne dich, Herr! Du darfst ihm nicht trauen!"

* *
*

Der Gefangene versuchte im Laufe des Transports verschiedentlich, mit seiner Eskorte eine Unterhaltung über gleichgültige Gegenstände anzuknüpfen. In allen Gesichtern las er kalte Ablehnung, selbst dann, als er eine zweckmäßige Änderung beim Satteln des Packtiers vorschlug.

„Kann der Bwana Mkubwa nicht als einfacher Reiter wieder bei der Patrouille eintreten?" fragte Hassan den Graubart eines Tages. „Du warst doch auch früher Leutnant, Bwana Konrad, und bist dann Kriegsfreiwilliger geworden. Geht das nicht mit ihm? Es wäre doch besser! Er tut mir leid, denn er war mein Herr und ist jetzt weniger als ich!"

„Wenn er gesund wäre, ginge es, Hassan!" antwortete der alte Reiter und sah ihm tief in die Augen. „Er tut uns allen leid, nicht nur dir! Leider stecken die Sheitani in ihm, wie ich dir sagte, und wir können sie nicht vertreiben! Das kann nur der Bwana Mganga, der Arzt! So ist es mir unmöglich, deinen Wunsch zu erfüllen!"

Gerührt über die Treue des Somali ritt Konrad weiter. Ob die Idee mit dem Eintritt des Gefangenen als Kriegsfreiwilliger dem Hirn der Leibordonnanz entsprang, war nicht festzustellen.

* * *

Durch den breiten, Hochwasser führenden Semu gelangten die Reiter nach Dugandega, der Grenzlandschaft Meatus gegen Magalla hin.

Die charakteristischen Granitfelsen Ussukumas türmten sich auch hier vor ihnen auf, wie sie in der hereinbrechenden Abenddämmerung noch gerade erkennen konnten. Sie lagerten ohne jede Bequemlichkeit auf dem Hofe einer Karawanserei, der Reihe nach nebeneinander ausgestreckt.

Konrad ermaß an dem Grade seiner eigenen Müdigkeit, daß er seinen drei erschöpften Begleitern unmöglich zutrauen durfte, die Nacht auf Posten zu stehen; niemand konnte sich nach dem anstrengenden Marsch mehr auf den Beinen halten. Die Gefahr lag auf der Hand, daß der Gefangene den Schlaf seiner Wächter benutzen konnte, um mit oder ohne Unterstützung seiner Leibordonnanz einen Befreiungsversuch zu wagen; es wäre nicht schwierig gewesen, einem der schlafenden Reiter das Gewehr aus dem Arm zu nehmen und ihn und andere in der Dunkelheit niederzuschießen. Die einzige Garantie gegen eine derartige Überrumpelung war die wohlbekannte Feigheit des Gefangenen, wenn man von der auch über ihn gekommenen Erschöpfung absah. Er wird es nicht wagen! sagte sich der Alte. In diesem Bewußtsein schlief er ein, nachdem er einen letzten prüfenden Blick auf den am rechten Flügel ruhenden Gefangenen geworfen hatte.

Seine Annahme erwies sich als richtig. Die Nacht verstrich, ohne daß der seit Uluvira auch wieder in den Besitz seiner Stiefel gelangte und in seinen Bewegungen völlig freie Gefangene Gewalt angewendet oder einen Fluchtversuch unternommen hätte.

Im Schatten mächtiger Granitbastionen verbrachte man den folgenden Tag, da eine Rast dringend geboten schien. Die Eingeborenen lieferten Hühner, Erdnüsse und Mehl zur Verpflegung.

Sobald die Sonne untergegangen war, sattelten die Reiter die Tiere. Die Führer aus Kitaganda waren bereits entlassen worden, neue aus Dugandega standen zur Verfügung.

Der Nachtmarsch führte durch einen ungeheuren Wald, der zum größten Teil unter Wasser stand. Der Kranke ritt an der Spitze in Begleitung seiner Leibordonnanz, unmittelbar hinter den Schwarzen, die den Weg wiesen. Zuweilen nickte ein Reiter ein und erwachte nur dann, wenn ihm die Zweige

der Büsche ins Gesicht schlugen. Manchmal streifte man die Tsetse von dem peitschenden Laub herunter; glücklicherweise zeigten die Giftfliegen nicht die geringste Neigung zu stechen.

Nach Mitternacht ging der Mond auf und enthüllte ein fremdartiges Bild. In dem ungeheuren Waldesdom, der sich über den schweigenden Fluten wölbte, zog die kleine Karawane über die silberne Brücke, die das strahlende Gestirn schlug, wie ein Geisterzug nach Magalla.

Gegen drei Uhr früh versank die Brücke in der Flut. Der Mond verkroch sich hinter dem schmutzigen Vorhang schwerer Wolkenmassen, die den Wald abriegelten. Alle Poesie entfloh. Gleich darauf begann es zu regnen. Unwirsch klatschten die Hufe der Maultiere durch das Wasser. Die Reiter ließen die Köpfe hängen. Nur der Kranke pfiff.

Kurz vor der Morgendämmerung gelangte man aus dem Walde heraus. Ein kalter Wind blies. Dann und wann tröpfelte es noch.

Sobald es hell wurde, gewahrte man eine unendliche Ebene, die auch hier noch unter Wasser stand. In der Ferne tauchten die ersten Gehöfte der Wassukuma von Magalla auf.

Als die Sonne kam, erreichte der Zug trocknes Land. Die Gehöfte mehrten sich. Die Felder waren fleißig bebaut. Rinderherden blökten in weiter Runde. Die Wildnis, die man durchquert hatte, erschien allen nur noch als ein leerer, wüster Traum.

Kinderspielzeug aus einem Baukasten stand mit einem Male da, eine Anzahl Häuser, eins wie das andere, am Saum der Ebene nebeneinander aufgestellt wie Kegel auf ihrer Bahn, dort, wo die weite, kahle Fläche sich mit dem Himmelsgewölbe berührte. Sie wuchsen in die Höhe, als man näher kam.

Gegen acht Uhr ritt die Patrouille in Njasato ein, dem längst ersehnten Ziel. Der Ort hatte nur eine einzige, breit angelegte Straße.

Wenige Minuten später hielt man vor dem Laden des Inders Abdallah und sattelte ab.

* *
*

„Sende sofort Boten zum Sultan von Magalla und laß ihm sagen, daß er zwölf Träger mit einer Sänfte herschicken möge! Wir haben einen kranken Engländer gebracht, der nach Schinjanga in das Lazarett übergeführt werden muß!" befahl Konrad.

Der Inder verneigte sich.

„Meine eigenen Leute werden gehen!" erwiderte er. „Ich will auf der Stelle Anweisung geben!"

„Wann können die Leute wieder zurück sein?"

„Es wird nicht allzulange dauern, Herr. Der Weg zum Sultan Massassi ist nur anderthalb Stunden weit!"

„Gut, Abdallah! Sind keine Weißen hier in Njasato?"

„Nur ein Grieche, Herr! Er wohnt gleich dort unten! Ein anderer Weißer ist beim Sultan!"

„Sind keine Wengereza in Magalla?"

„Nein, Herr, die nächsten Wengereza sind in Schinjanga!"

„Der Weiße beim Sultan ist auch kein Engländer?"

„Nein, Herr!"

Die Boten des Inders gingen ab.

„Die Schwarzen werden den Gefangenen respektvoll behandeln, wenn sie hören, daß er ein Engländer ist!" sagte der Alte zu seinen Gefährten. „Wir brauchen uns dann wenigstens keine Sorge weiter um sein Schicksal zu machen!"

„Es ist der beste Ausweg!" stimmte Mallin bei. „So ist nicht zu besorgen, daß sie ihm unterwegs ein Leid zufügen. Fähig dazu wären die Kerle ja sonst gewesen, nachdem sie bereits andere Deutsche umgebracht haben, wie der Sultan von Meatu berichtete!"

„Wie herrlich hätten wir uns hier in Magalla verproviantieren und auch neu ausrüsten können!" seufzte der Palästinenser, nachdem er einen Blick in den Laden Abdallahs geworfen hatte. „Stoff genug für uns und unsere Askari ist da! Wenn der ehemalige Führer der Patrouille nur mehr Mut gehabt hätte, so wäre Ussukuma bis an den Viktoriasee unser gewesen! Muanza hätte gezittert!"

* *
*

Konrad begab sich zu dem Griechen, den er zu Hause traf.

Der Mann war ein Viehhändler, den der Krieg hier zur Untätigkeit verdammte. Er hatte sich bereits den Kopf darüber zerbrochen, was für Reiter es sein mochten, die da bei Nacht und Nebel in Njasato aufgetaucht waren. Grenzenlose Überraschung malte sich auf seinem Gesicht, als er erfuhr, daß er es mit Deutschen zu tun hatte; nicht im Traume wäre es ihm eingefallen, bekannte er, daß diese sich noch einmal in Ussukuma zeigen könnten, nachdem sie vor mehr denn einem halben Jahre vertrieben und nun gar bis an den Rufiji zurückgeschlagen waren.

Er bestätigte die Angabe des Inders, daß Magalla von den Engländern nicht besetzt sei.

Konrad ging behutsam zu Werke, um möglichst alles zu erfahren, was der Mann selbst wußte. Es kam ihm zustatten, daß er selbst vor Jahren in Griechenland gewesen war und auch noch etwas Neugriechisch sprach.

Sobald der Viehhändler die Laute seiner geliebten Muttersprache hörte, war er gleich aufgeknöpft. Er wurde begeistert, als der alte Reiter die Schönheit seiner Heimat pries. Nicht wenig erstaunte er, daß Konrad nicht nur Athen, sondern auch Mittelgriechenland und den Peloponnes kannte und sich auf den Inseln des Ägäischen Archipels und an der Küste Kleinasiens umhergetrieben hatte.

Der Grieche, ein allem Anschein nach über den Durchschnitt seiner Volksgenossen gebildeter Mann, gab jetzt bereitwilligst jede gewünschte Auskunft. Über den Krieg in Europa und die Ereignisse auf dem kolonialen Kampfplatz war er leider nicht so unterrichtet, wie sein Besucher es gehofft hatte.

Von den Engländern war er wenig erbaut. Persönlich hatte er allerlei Schwierigkeiten gehabt und klagte über kleinliche Schikanen.

* * *

Tags darauf erschienen die angeforderten zwölf Wassukuma mit der Sänfte. Es war nachmittags.

Vor dem Abtransport erhielt „der kranke Engländer" auf seinen Wunsch aus den Beständen des Inders einige Päckchen Tabak, außerdem noch drei Päckchen Reis und drei Päckchen Kaffee.

Konrad hatte bereits von Meatu aus dem Political Officer von Schinjanga die bevorstehende Ankunft des Kranken angezeigt und die Meldung gemacht, die er nach Anfertigung des Protokolls im Lager im Einverständnis mit seinen Kameraden beschlossen hatte. Zur Vorsicht gab er den Trägern jetzt noch einen aufklärenden Brief an die Engländer mit.

„Ist denn hier jemand krank?" fragte der Gefangene, als er die Sänfte und die Träger sah.

Es wurde ihm bedeutet, die Sänfte und die Träger seien für ihn.

„Dann kann ich ja wohl gehen?" fragte er.

Niemand antwortete ihm.

Da ging er ...

Keiner sah ihm nach.

* * *

Konrad seufzte, als er sich seinen Leuten wieder zuwandte.

„Ich hätte ihm gern seine Leibordonnanz auf den Weg mitgegeben!" sagte er. „Aber militärisch konnte ich es nicht verantworten! Wir sind nur noch ein kleines Häuflein Gesunder und haben jeden Mann nötig, zumal einen frischen und tüchtigen Soldaten von der Qualität Hassans!"

„Es wäre eine ganz verkehrte Sentimentalität gewesen!" meinte einer der Kameraden. „Jetzt ist es übrigens Zeit, daß wir uns einmal etwas eingehender mit dem Inhalt des Ladens hier befassen! Wir können allerlei für uns selbst gebrauchen und müssen auch an die Kameraden im Lager denken!"

„Gut!" erklärte Konrad. „Ich will indessen noch einmal zu dem Griechen hinübergehen! Kommt einer von Ihnen mit? Ich möchte den Mann noch nach dem Schicksal unsrer beiden Landsleute befragen, die hier in Magalla ermordet wurden!"

Einer der Kameraden war sofort bereit und ging mit ihm hinüber.

„Soviel ich weiß," sagte der Grieche, „trägt der Sultan Massassi keine Schuld an dem Tode der beiden Deutschen! Er ist nicht schlechter und nicht besser als die anderen Sultane der Wassukuma! Es sind schwarze Söldner der Engländer gewesen, die die beiden Unglücklichen erschlugen. Frühmorgens drangen sie in ihre Wohnungen und metzelten sie ohne weiteres nieder. Es waren zwölf Mann, nicht einmal ordentliche Askari, wie ich hörte, sondern Hilfskrieger!"

„Der Sultan von Meatu war anderer Ansicht!" entgegnete der alte Reiter.

„Möglich!" erwiderte der Grieche. „Wer bürgt Ihnen dafür, daß Magome recht hat? Die beiden Sultane sollen sich gar nicht grün sein! Wer weiß, ob der Sultan von Meatu die Gelegenheit nicht für gekommen hielt, dem Sultan von Magalla eins auszuwischen! Man kennt doch die Neger!"

Gedankenvoll kehrte Konrad mit seinem Begleiter wieder zum Laden des Inders zurück.

„Ich beabsichtigte ursprünglich, dem Sultan Massassi einen Besuch abzustatten, der ihm keine Freude gemacht hätte!" sagte er zu seinen Kameraden. „Nach meiner Unterredung mit dem Griechen habe ich die Absicht aufgegeben. Ich möchte keinem Schwarzen unrecht tun! Morgen werden wir wieder nach Meatu aufbrechen! Unsere Mission ist hier zu Ende!"

* * *

Aus den Vorräten des Inders Abdallah ließ Konrad alles, was er für seine Patrouille brauchen konnte, requirieren.

Der Inder hatte eine Fülle von Streichen erzählt, die ein anscheinend wilder Deutscher verübt haben mußte, der hier in Magalla einst ansässig gewesen war. Es stellte sich heraus, daß es Hartung war, der spätere Farmer vom Oldogombach, der dann von den Massai erschlagen wurde. Unerschöpflich war der Born der Anekdoten, den Abdallah sprudeln ließ.

Sein eben noch so heiteres Gesicht verzog sich indessen zu einem mißtrauischen Ausdruck, als Konrad ihm den Requisitionsschein aushändigte, der ihm die Entnahme der Waren bescheinigte.

„Wann werde ich Bezahlung erhalten?" fragte er schüchtern.

„Wenn die deutsche Flagge wieder über Magalla weht!" antworteten die Reiter. „Sie kommt wieder, verlaß dich darauf!"

Eben kam auch der Grieche herüber, um den Reitern Lebewohl zu sagen. Er tröstete den Inder, der schnell seinen fatalistisch-ergebenen Gesichtsausdruck wiedergewann.

„Es ist gut, daß Sie sich aus Magalla wieder verziehen!" meinte der Viehhändler aus Hellas zu Konrad. „Auf die Dauer ginge das hier nicht gut! Ich habe die Mienen der Wassukuma beobachtet und ihr Getuschel gehört! Eine Patrouille von vier Mann mit einem einzigen Askari ist denn doch ein bißchen zu wenig, um Hunderttausende längere Zeit in Schach zu halten!"

„Es langt, wie mir scheint, wenigstens solange wir hier sind!" lachte der alte Reiter. „Der Respekt vor den Deutschen sitzt ihnen gottlob noch im Blut und ist stärker als die Furcht vor den Engländern!"

„Seien Sie trotzdem vorsichtig und stellen Sie einen Posten aus in der Nacht!" mahnte der Grieche wohlmeinend.

* * *

Ehe der Morgen graute, sattelten die Deutschen. Die Nacht war ohne Zwischenfall verlaufen. Im ersten Dämmerlicht sagten sie dem Inder, der ihnen noch schnell Kaffee gekocht hatte, Lebewohl und ritten davon.

Ein frischer Wind fuhr ihnen um die Schläfen. Ihre Brust hob sich.

„Wir sind frei!" sagte Konrad. „Solange jener Mensch dieselbe Luft mit uns atmete, lastete ein Fluch auf uns, wie mich bedünkt!"

„Wir sind den großen Würger losgeworden, vor dem alles zittern mußte, was schwarze Hautfarbe hatte!" rief der Palästinenser.

„Die Pestbeule ist aufgestochen! Nun wird die Patrouille gesund werden!“ jubelte der Niedersachse.

„Jetzt wollen wir zeigen, was wir noch leisten können!“ meinte leuchtenden Auges Theodor, der jüngste Reiter, und sah erwartungsvoll den Vater an.

Der alte Reiter seufzte.

„Die beste Kraft der Patrouille ist dahin!“ sagte er traurig. „Es war eine lange Heimsuchung, diese Zeit vom 20. Juni 1916 bis zum 2. Februar 1917. Sie hat mehr als einen das Lebensmark gekostet! Ehe aber dem letzten Reiter das Rückgrat gebrochen ist, wollen wir mit unseren schwachen Kräften versuchen, dem Vaterlande noch so viel zu nützen wie möglich. Große Schlachten können wir nicht liefern, wir sind nur knapp ein halbes Dutzend Gesunde mehr. Was wir aber können, das wollen wir tun: Wir werden, soviel an uns ist, den Feind auf uns ziehen und einen Teil der Meute vom Obersten ablenken. Dazu ist es immer noch nicht zu spät!“

Fern im Osten über Meatu ging eben die Sonne auf. Ein kalter Luftzug pfiff über die große Ebene von Ussukuma.

„Er weht aus der Serengeti!“ meinte der Palästinenser.

„Er kommt vom Großen Schneeberge im Lande der Wadschagga!“ sagte der alte Reiter. „Ich denke, den werden wir wiedersehen, ehe unsere letzte Patrone verschossen ist. Was meint ihr dazu, Kameraden? Es ist ein weiter Weg, vom Victoria Nyanza nach dem Kilimandscharo, aber unsere Füße werden ihn bewältigen, sollte auch unser letztes Maultier dem Tsetsegift erliegen!“

Akazie am Balangdasee im Tatogalande zur Regenzeit.
(Nach einem Ölbilde von Thea de Haas.)

Lagerfeuer am Quell unter einer Sykomore.
(Nach einem Ölbilde von Thea de Haas.)

34. Der Brief nach Mkalama

Der Heimweg durch den überschwemmten Tsetsewald bereitete ebensowenig Schwierigkeiten wie der Herritt. Ein Hindernis erwuchs den Reitern erst hinter Dugandega im Semu. Das Hochwasser des Flusses war so gestiegen, daß man gar nicht daran denken konnte, ihn zu überschreiten; angesichts der in zischenden Wirbeln pfeilschnell dahinschießenden Strömung mußte man wohl oder übel das Lager aufschlagen und sich mit Geduld wappnen.

In der Nacht sank das Hochwasser, war aber immer noch so stark, daß Konrad weiter zu warten genötigt wurde. Im Laufe des Tages fiel der Fluß beträchtlich, so daß man das Wagnis der Durchquerung ohne allzu große Bedenken unternehmen durfte.

Der Übergang wurde durch die von Strudeln umschäumten Felsblöcke im Flußbett wesentlich erschwert. Trotzdem gelang es den vordersten Reitern, durch den Strom ohne Unfall hindurchzukommen und das etwas steil aufwärtsführende Ufer zu erreichen; freilich war ihnen das Wasser immerhin noch bis an den Sattelknauf gegangen.

Konrads Maultier hatte das Bett des Semu ebenfalls bereits glücklich durchquert. Bei dem Versuch, die steile Uferböschung emporzuspringen, glitt es auf dem von den Hufen der ersten Tiere zertretenen und jetzt schlüpfrig-glatten Hange aus und schlug mitsamt seinem Reiter hintenüber in den Strom. Der Hintermann des Graubarts, der den Beschluß bildete, stürzte infolge des Anpralls ebenfalls in die Flut.

Der alte Reiter hatte die Geistesgegenwart nicht verloren und griff sofort nach dem abtreibenden Maultier, unterstützt von dem Kameraden, der im Sturz sein Tier am Zügel gehalten hatte. Glücklich gewannen beide mit Hilfe der anderen das sichere Ufer.

Ohne weitere Zwischenfälle erreichten sie Kitaganda, den Sitz des Sultans. Zu ihrem Leidwesen erfuhren sie hier durch Hassan, der die eingelegte Rast zum Besuch seines der Patrouille im Oktober 1916 gefällig gewesenen

Stammesgenossen benutzte, daß dieser damals noch kerngesunde Mann inzwischen am Fieber gestorben war.

* * *

In Uluvira freuten sich die Kameraden nicht wenig, als sie eines Tages Konrad und seine drei weißen Begleiter sowie Hassan wohlbehalten wiedereintreffen sahen; zu dem seinerzeit einsam zurückgebliebenen Schiffszimmermann waren inzwischen befehlsgemäß der Vizefeldwebel Strecker und der Unteroffizier Simon gestoßen.

Zu aller Verwunderung kam der alte Reiter in Gesellschaft des Sultans Magome von Meatu.

„Ich habe den Sultan gebeten, uns in die Serengeti zu begleiten!" erklärte Konrad. „Wenn er seine Residenz für einige Zeit in die Zyklopenburg des Nyarasa-Randgebirges verlegt, so dürfen wir der Treue der Landschaft Meatu sicher sein. Da unser Getreide im Lager ausgekeimt und unser Mehl schlecht geworden ist, so sind wir auf die Lebensmittellieferung der Wassukuma angewiesen. Er soll uns nur so lange Gesellschaft leisten, bis ich die Vorbereitungen zu einem neuen Zuge getroffen habe. In der Serengeti gedenke ich nicht zu bleiben!"

„Und der Sultan ist gutwillig mitgekommen?" fragte der Schiffszimmermann erstaunt.

„Er hat in keiner Weise Widerstand geleistet! Da er seinen gewohnten Hofstaat mitnehmen durfte, ging es kurz und schmerzlos. Sein Volk stieß sich nicht an der Tatsache, daß wir nur vier Weiße mit einem Askari waren; noch zieht der Respekt vor dem deutschen Namen in dem verlorenen Lande. Ich halte darauf, daß Magome in jeder Beziehung als Freund behandelt und als Sultan von allen Schwarzen geehrt wird. So geht alles glatter!"

Konrad wunderte sich, daß der Vizefeldwebel nur den Unteroffizier Simon hergeführt hatte.

„Unteroffizier Dehnicke ist so schwer krank, daß er nicht transportfähig war!" erklärte Strecker. „Unteroffizier Nissen und Landsturmmann Siedentopf mögen am Ende noch wieder dienstfähig werden. Dasselbe hoffe ich von Unteroffizier Schmid, der freilich noch schwer an Dysenterie leidet!"

„Um so besser!" sagte Konrad. „Es wäre herrlich, wenn auch Dehnicke bald wieder auf die Beine käme! Ich muß gestehen, daß ich befürchtet hatte, sämtliche Kranke hätten sich gleich gemeldet, um in das Lazarett aufgenommen zu werden. Da sieht man doch, was für ein guter Geist in den

Leuten steckt, daß sie selbst unter so trostlosen Verhältnissen noch ausgeharrt haben und sich nicht ergeben wollen!"

Unteroffizier Simon hielt sich abseits und führte Selbstgespräche wie immer. Für die Erledigung seines Abtransportes traf es sich gut, daß Boten der Engländer aus Schinjanga mit einem Briefe ankamen, der die glückliche Ankunft des ehemaligen Patrouillenführers meldete. Konrad wurde aufgefordert, den englischen Offizier aus Schinjanga zu treffen. Der Alte schrieb eine Antwort, in der er eine Zusammenkunft mit ihm für eine spätere Zeit in Aussicht stellte. Es war vielleicht nicht unrichtig, die Verbindung aufrechtzuerhalten, um bei Gelegenheit über die allgemeine Lage orientiert zu werden. Der kranke Unteroffizier Simon wurde auf die schonendste Art in Begleitung der Boten zu den Engländern gesandt und ihr Befehlshaber gebeten, für seine Unterbringung im Lazarett Sorge zu tragen.

* *
*

Die Überschwemmungen der Regenzeit mußten die Verbindung der einzelnen feindlichen Posten auch untereinander gestört haben. Nur dadurch konnte sich Konrad zwei Briefe erklären, die der Ortsvorsteher von Uluvira brachte.

Den einen hatten anscheinend die „Eroberer" von Tabora geschrieben, die Belgier. Er enthielt nichts weiter als die in französischer Sprache abgefaßte Aufforderung zur Übergabe.

Der alte Reiter konnte es sich nicht versagen, die Schreiber des Briefes in höflichen französischen Worten einzuladen, in die Serengeti zu kommen. Da er selbst vor dem Kriege längere Zeit in Flandern gelebt habe, würde es ihm Freude machen, ihnen die Gastfreundschaft zu erwidern. Sie dürften auf allerlei Kurzweil rechnen.

Der andere Brief war aus Mkalama. Der Konrad wohlbekannte Bote, der ihn gebracht hatte, war mit dem Dorfschulzen von Uluvira gekommen, um den alten Reiter selbst zu sprechen und eine Antwort mitzunehmen.

„Mensch, wie bist du durch den Simbitifluß und die überschwemmte Wembäresteppe gekommen?" fragte Konrad, außer sich vor Staunen. „Vor acht Tagen getraute sich schon kein Mensch aus Meatu mehr nach Mkalama hin!"

Der Schwarze lachte geschmeichelt. „Ich bin ein guter Schwimmer!" sagte er.

„Und du wagst dich noch einmal hindurch?"

„Jawohl, ich gehe mit deiner Antwort wieder nach Mkalama zurück!" antwortete der Mann. „Ich trage die Briefe in einem Lederbeutel unter meiner Mütze, so daß sie nicht naß werden!"

„Nun gut, mein Junge! Ich werde den Brief lesen und dir dann eine Antwort nach Mkalama mitgeben! Gedulde dich noch bis morgen! Heute abend gehst du ja doch nicht mehr zurück!"

* * *

Der Brief aus Mkalama enthielt zwei höfliche Schreiben.

Das eine stammte von Konrads altem Gastfreund Mundell. Der Schotte machte auf die Vergeblichkeit jedes ferneren Widerstandes aufmerksam und forderte die Patrouille zur Übergabe auf. Dem Ersuchen, noch einmal eine Zusammenkunft herbeizuführen, habe er nicht entsprechen können, da er den Zweck nicht einsehe, den sie haben könne.

„Ganz, wie ich mir dachte!" murmelte Konrad. „Mundell hat recht!"

„Wie meinen Sie?" fragten die Kameraden.

„Der Brief ist eine Antwort auf die Bitte des früheren Patrouillenführers um eine zweite Zusammenkunft! Diese Bitte ist abgeschlagen worden, wie man sich an fünf Fingern abzählen konnte. Es ist der englische Bescheid, den ich schon vor der Reise nach Magalla erwartet hatte!"

Das andere Schreiben war eine lange, wohlabgefaßte Äußerung des Obersten Lord Kitchener, des Kommandanten von Kondoa Irangi, und verfolgte dasselbe Ziel wie der Brief Mundells.

Konrad setzte sich sofort hin und schrieb an die beiden Offiziere.

Seinem Gastfreund Mundell teilte er mit, daß er jetzt eine Übergabe erst recht nicht erwägen könne, da der Führer der Patrouille hätte übergeben werden müssen. Das würde unter den obwaltenden Verhältnissen wohl ohne weiteres verstanden werden und bedürfe keiner langen Erklärung.

Dem Obersten Lord Kitchener schrieb er ausführlich. Die Patrouille denke heute an eine Übergabe noch weniger als zur Zeit, da der frühere Patrouillenführer das Kommando innegehabt habe. Wenn sie sich bisher wenig gerührt habe, so seien dafür die verschiedensten Gründe maßgebend gewesen. Das werde sich nun ändern. Damit die Engländer sich später nicht beklagten, die Deutschen seien weit hinter der Front in ein längst befriedetes Gebiet eingefallen, so würden sie hiermit in aller Form gewarnt. Konrad empfahl ihnen, alle umliegenden Garnisonen mobil zu machen, da sie von jetzt an jederzeit mit der Möglichkeit eines Angriffs rechnen müßten,

vor allen Dingen aber Muanza, Ikoma, Schinjanga, Tabora, Kilimatinde, Kondoa, Singidda, Umbulu, Umbugwe, Ufiome, Aruscha und Moschi.

Als der Graubart den Brief beendigt hatte, las er ihn den Kameraden in deutscher Übersetzung vor. Alle brachen in ein schallendes Gelächter aus.

„Donnerwetter!" rief der Schiffszimmermann, „8, 9, 10, 11, 12 Bezirksorte haben Sie aufgezählt! Warum nicht mehr? In der Eile fiel Ihnen wohl keine andere mehr ein?"

„Sie wollen sich über John Bull lustig machen?" fragte der Palästinenser.

Theodor blieb ernst und sah den Vater erwartungsvoll an.

„Na, nun denkt einmal nach, Kinder!" bat der alte Reiter. „Warum habe ich das wohl getan? Nichts liegt mir ferner, als mich über die Leute lustig zu machen, die mir persönlich ganz anständig entgegengetreten sind! Doch ich will euch nicht länger zappeln lassen. Ich habe einen ganz bestimmten Zweck mit dieser Mitteilung im Auge!"

„Das Üble ist nur, daß Sie uns mit diesem Briefe die Engländer von allen Seiten her auf den Hals hetzen! Wohin wir auch gehen, man erwartet uns überall! Wir haben keine Aussicht, irgendwo überraschend aufzutreten!" warf der Schiffszimmermann ein.

„Mein lieber Seebär, das will ich ja gerade! Der Feind soll überall Truppen zusammenziehen! Was können wir paar Mann denn Großes ausrichten? Kaum sechs Mann von uns sind noch fähig, in den Sattel zu springen, alle anderen sind zusammengeklappt! Die Engländer kennen aber unsere genaue Stärke nicht. Sie werden sich daher überall rüsten. Wie wenige Truppen sie auch gegen uns aufstellen mögen, immerhin entlasten diese Verschiebungen der Streitkräfte den Obersten. Das ist mein Ziel! Wir müssen aus unserem Bau heraus und uns überall überraschend zeigen! Schlappen können wir fünf oder sechs Mann dem Feinde nicht beibringen, aber irreführen können wir ihn. Was meint ihr, Kameraden?"

„Bravo!" riefen die Reiter aus einem Munde. „Was wir tun können, das tun wir gerne! Die Fahne wollen wir hochhalten, solange es geht!"

Der Graubart rief den Boten aus Iramba.

„Hier ist dein Brief für den Bwana Mkubwa in Mkalama!" sagte er. „Und hier ist ein guter Bakhshishi! Drei Rupien! Die Hälfte meines Vermögens! Schwimme über den Simbiti und durch die Wembäresteppe zurück und sage dem Captain, er solle dir ebensoviel geben, denn du hast es verdient, wenn du ankommst, braver Kerl!"

35. Am Scheidewege

Die Freude in der Zyklopenburg war groß, als Konrad und seine Gefährten die Schätze auspackten, die sie aus Magalla mitgebracht hatten. Das ganze Lager strömte zusammen, die Weißen wie die Schwarzen, die Kranken und die Gesunden. Es traf sich gerade recht, daß auf jeden ein Stück Stoff kam, und wenn es auch nichts weiter als Amerikano war.

In den lautesten Jubel brachen die sonst so gleichmütigen Weiber aus, die den Askari seinerzeit aus Sekenke gefolgt waren. Was sie an Zeug besaßen, war bis auf wenige Reste in Lumpen zerfallen; daß sie je im Leben noch einmal ein funkelnagelneues Stück Stoff in die Hand bekommen würden, hatten sie gar nicht mehr für möglich gehalten. Um so glücklicher fühlten sie sich heute.

Auch die Seligkeit des Kochs Juma und der Boys kannte keine Grenzen. Selbst Mkumbo strahlte, der letzte Frambamann, der noch bei der Patrouille Dienst tat und jetzt freiwillig bei ihr ausharren wollte; sogar für ihn war etwas abgefallen.

* *
*

Leider machte das Wetter sämtlichen Lagerinsassen, die mit ihren neuen Schaustücken prunken wollten, einen Strich durch die Rechnung.

Die Sonne verschwand hinter Wolkengebilden, die sich rings um den Horizont sammelten und hier geradezu verschanzten. Eine Sintflut ging hernieder, die das ganze Randgebirge in die Tiefen des Nyarasasees hinabzufegen drohte.

Das Flußbett im Rücken der Zyklopenburg wurde zum Tummelplatz der wildesten Orgien der entfesselten Natur. In brüllendem Donner zischten die Wildwasser über die ungeheuren Blöcke, die ihnen die Stirn zu bieten wagten, rissen sie in die Tiefe des Cañons und schleuderten in trutzigem Siegesjubel ihre Gischtmassen zu den höchsten Zinnen der Granitaltane empor. In der Nacht fuhren die Reiter aus dem Schlafe empor, im

Wahne, die ewigen Fundamente ihrer Felsen seien unterwühlt und dem Einsturz nahe. Erdkatastrophen schienen sich vorzubereiten, wie sie einst die Bruchstufe geformt haben mochten oder den Höllenkessel des Nyarasa.

Mitten durch die rollenden Donner und nicht endenwollenden elektrischen Entladungen hindurch hörte man in der Nacht die Löwen, die ihre Stunde gekommen glaubten. In den Klüften und Spalten der Felsenburg hallte das Echo ihres Wutgebrülls wider. Mehr als früher vernahmen die Reiter im Chaos der Granitblöcke jetzt auch die grunzende Stimme der Leoparden.

Wenn der Morgen kam, versanken die Schwarzen, die die Kühe melkten, bis an die Knie im Schlamm und hatten alle Mühe, sich vor den wild um sich schlagenden Tieren zu retten. Sobald sie mit Lebensgefahr in dem Wolkenbruch, der kein Ende nahm, gemolken hatten, flüchteten sie wieder in ihre Hundehütten. Mehr als einmal zogen es die Weißen vor, auf die Milch zu verzichten und dafür in ihren trockenen Löchern hocken zu bleiben, statt in dem sich auflösenden Reich der Serengeti Gefahr zu laufen, auf glatten Felsplatten auszugleiten und in die Tiefe zu stürzen.

In einer dieser Nächte voll tosender Wetter brachen die Maultiere aus ihrem Kral, galoppierten die Granitstufen hinab und flüchteten in die offene Steppe unter die Löwen, entschlossen, lieber alles auf sich zu nehmen, als die Schrecken der peitschenden Donner zwischen den engen, steilen, endlos im Echo losbrüllenden Granittrichtern länger zu ertragen.

Das zuvor an Blutvergiftung erkrankte, von den Schwarzen für irrsinnig erklärte Maultier ließ sich nicht mehr einfangen und blieb draußen, während alle anderen den unermüdlichen Askari wieder in die Burg folgten.

Die Löwen hetzten es um die Granitbastion und zerrissen es vor dem Felsentor...

* *
*

Als das Wetter sich vorübergehend aufklärte, verdüsterte sich die innere Stimmung. Die Regenzeit hatte das Fieber gebracht. Es brach mitten in Konrads Pläne hinein und warf sie alle über den Haufen. Eben hatte er noch mit seinen Kameraden überlegt, ob man erst einen Zug nach Norden gegen Ikoma oder nach Süden gegen Kondoa Irangi unternehmen sollte, bevor die Patrouille nach dem Kilimandscharo stattfände, als die Malaria einen der Reiter nach dem anderen packte, und zwar in ihrer heftigsten Form. Zu den vielen Kranken legten sich die wenigen Gesunden auf das Siechbett. Konrad, der eben noch am Scheidewege gestanden und die ganze Schwere der Entscheidung verspürt hatte, wurde für den Augenblick jeder

Verantwortlichkeit enthoben. Er war der einzige Reiter, der sich noch auf den Beinen halten konnte.

Den Anfang machte der Somali Hassan, die Leibordonnanz des früheren Patrouillenführers, ein Mann von eiserner Gesundheit, der eben noch den Ritt nach Magalla mitgemacht hatte.

Der Anfall packte ihn gleich mit voller Wucht. Nach ein paar Tagen war der frische, heitre, lebenslustige Mensch gar nicht wiederzuerkennen. In seiner engen Höhle krümmte er sich unter den Fieberanfällen und jammerte laut, ganz gegen seine Gewohnheit. Hohlwangig und ausgemergelt, starrte er mit angstvollen, unnatürlich glänzenden Augen um sich, von unerträglichen Wahnvorstellungen gequält. An seiner Seite saß in dumpfer Verzweiflung sein Freund und Stammesgenosse Aden, ein tapfrer und tadelloser Soldat wie Hassan, doch ohne das heitre Naturell des andren, ein düster dreinblickender, fanatischer Moslem.

„Hast du keine Chinintabletten mehr, Herr?" fragte Aden den alten Reiter.

Konrad warf einen forschenden Blick auf den Kranken. „Es ist wohl noch etwas Chinin da, Aden!" antwortete er. „Ich weiß aber nicht, ob es ratsam ist, es dem Patienten auf der Höhe seines Fieberanfalls zu geben!"

„Es ist wohl nur noch sehr wenig Chinin vorrätig?" sagte Aden mit einem lauernden, stechenden Blick.

„Ich weiß, was du denkst, Aden!" entgegnete der alte Reiter ernst. „Du glaubst, ich wolle das wenige für die Europäer zurückbehalten! Du irrst! Die Not hat aus den weißen und schwarzen Soldaten Brüder gemacht, und Hassan ist mir einer der liebsten, für den ich die letzte Tablette hergäbe! Du kannst dir das Chinin vom Vizefeldwebel holen, aber ich warne dich noch einmal! Denke an die Gefahr des Schwarzwassers! Chinin, das zur Unzeit eingenommen wird, ist Gift und bedeutet den Tod!"

„Ich kenne die Natur Hassans und weiß Bescheid!" entgegnete Aden. „Ich bin ein alter Soldat und in der Behandlung des Fiebers erfahren. Ich danke dir für die Gewährung meiner Bitte und werde mir das Chinin holen, Herr!"

Er holte das Chinin und gab es dem Freunde nach seinem eigenen Ermessen. Da er einer der ältesten und erfahrensten Askari und obendrein eine Respektsperson als islamitischer Vorbeter war, so ließ man ihn gewähren.

* *
*

Tags darauf hatte Hassan das Schwarzwasserfieber. Alle Pflege war vergebens. Am nächsten Morgen war er tot.

„Es war Allahs Wille!" murmelte Aden mit der charakteristischen Ergebung des fatalistischen Mohammedaners. Den Gedanken, daß das Chinin vielleicht schädlich gewesen sei, hätte er weit von sich gewiesen.

Der alte Reiter war tief erschüttert. Einen Askari wie Hassan gab es nicht wieder. An Tapferkeit stand er keinem nach, an Intelligenz überragte er alle. An Heiterkeit, Fröhlichkeit und Liebenswürdigkeit des Wesens war er den Europäern so nahe wie kein anderer afrikanischer Eingeborener. Der Stamm der Somali verlor in Hassan einen seiner edelsten Söhne.

Die Trauer im Lager war unbeschreiblich. Jeder hatte ihn gern gehabt. Schon rein äußerlich war der schlanke, hochgewachsene, bildhübsche Mensch mit den jedem Weißen sympathischen Gesichtszügen immer vorteilhaft aufgefallen. Man erinnerte sich, daß er auch in den trübsten Tagen stets eine frohe Miene gezeigt und für jeden ein freundliches Wort gehabt hatte; wo immer er sich nützlich erweisen konnte, war er hilfreich zugesprungen, mochte es sich um einen Schwarzen oder einen Weißen handeln.

Zu Füßen der Zyklopenburg schaufelten ihm seine mohammedanischen Glaubensgenossen das Grab. Konrad hielt die Trauerrede in der Kisuahelisprache und zollte bewegt dem toten Helden die Ehre, die ihm gebührte. Heute standen sogar in den Augen der schicksalergebenen Mosleminen nie zuvor wahrgenommene Tränen.

Nach der Ansprache des alten Reiters stieg Aden in das offene Grab hinab und mauerte unten die Leiche regelrecht ein, während er zugleich Sprüche aus dem Koran zitierte. Unter den Gebeten kehrte die „Fatiha" immer wieder, die erste Sure aus dem Heiligen Buch. „Bismi Llahi Rahmani Rahim!" klang es durch den stillen Busch in immer sich wiederholenden Lauten.

Selten mochte eine Salve der Askari so gut geklappt haben wie die letzte Ehrung des Lieblings der Achten Reiter, des toten Somali.

* * *

Die Weißen, die das Fieber gepackt hatte, genasen wieder, wenn auch nur langsam. Unter ihnen waren der ewig auch noch an der Dysenterie leidende Tübinger Schmid und der Niedersachse Mallin, die wie früher im alten Lager, auch hier wieder eine gemeinsame Wohnung innehatten.

Fortwährendes Erbrechen war für den Verlauf des Fiebers charakteristisch.

Der fröhliche Palästinenser Albert rappelte sich bald wieder auf. Verhältnismäßig am wenigsten hatte der Vizefeldwebel gelitten, der kleine Schwabe Strecker. In dieser trüben Zeit hielt er durch seine launigen Einfälle die Stimmung hoch. Zuweilen wirkte er auch durch unbeabsichtigte Komik.

Eines Tages war Konrad mit Theodor, der ebenfalls wieder einen Anfall gehabt hatte, zu Schmid und Mallin auf Besuch gekommen und hier mit dem Vizefeldwebel zusammengetroffen.

Da die Sonne gerade die Zinnen der Zyklopenburg umglänzte, nahmen alle draußen auf den Klippen Platz und freuten sich an dem warmen Licht.

„Potztausend, da sitzen ja drei Marabus auf der Akazie drüben!" rief mit einem Male der Tübinger.

„Wo? Wo?" stotterte sein kleiner schwäbischer Landsmann ganz aufgeregt.

„Na, wo hast du denn deine Augen?" lachte der andere. „Dort unten am Fuß der Burg, siehst du sie noch nicht?"

„Ja, ja, wirklich, da sitzen sie!" jubelte der Vizefeldwebel, der sie eben erblickte, während alle anderen sie längst gesehen hatten. „Das ist ja eine wunderbare Gelegenheit! Einen Marabustoß habe ich noch nie erbeutet, solange ich in der Serengeti bin! Donnerwetter, welch ein Dusel!"

Er stürzte in seine nur wenige Schritte entfernte Hütte und kam gleich darauf mit seinem Karabiner wieder angerast, um den steilen Felspfad dicht neben der Hütte seiner Freunde hinabzueilen. Ein elektrischer Schlag war in seine Glieder gefahren und hatte sie gleichmäßig mobil gemacht.

Die Vernunft hielt sie nicht mehr unter ihrer Kontrolle. Von der Jagdpassion mit fortgerissen, war sie auf den Baum entführt, auf dem die Vögel saßen. Das Chaos der von dem plötzlichen Wirbelsturm der Leidenschaft erfaßten Glieder führte auf der Stelle zur Katastrophe. Die ihres Steuers beraubte leibliche Hülle strandete. In seiner wilden Aufregung hatte der Jägersmann nicht auf die Blöcke geachtet, die im Wege lagen.

„Ruhe, Ruhe, Streckerle!" riefen die Kameraden, die das Unheil kommen sahen.

Es war zu spät. In den Zuckungen eines epileptischen Tausendfüßlers rotierte ein undefinierbares Etwas um den nahen Granitblock und schoß eine Sekunde später wie eine Sandhose die Hänge hinab, während der Karabiner wie ein kreisender Bumerang durch die Lüfte fuhr.

Einen Augenblick stockte den Kameraden der Atem. Jeder wähnte, der Gestürzte habe sämtliche Gliedmaßen gebrochen.

Zu aller Überraschung schnellte der kleine Mann wieder hoch und schwang triumphierend in der Rechten die ebenfalls unverletzt gebliebene Waffe, die in einer Sandmulde zwischen den Felsblöcken gelandet war. Unverzagt kollerte er die steilen Hänge vollends hinab in die Tiefe.

„Seht nur, wie ein Siourindianer pirscht er sich an die Marabus heran!" rief Mallin. „Wenn er jetzt einen erwischt, hat er ihn wirklich verdient!"

„Daß die Marabus nichts merken, nimmt mich wunder!" meinte Theodor. „Sie sind doch sonst so wachsam! Auf zwanzig Meter ist er bereits an den Baum herangekommen!"

„Sie kennen Streckerle!" lachte der Tübinger.

Ein Schuß knallte.

„So etwas von Dressur!" kicherte Schmid. „Soll man seinen Augen trauen? Seelenvergnügt sitzen die Vögel noch immer auf ihrem Akazienwipfel und rühren sich nicht! Das ist eine Paradeleistung, die unserem Streckerle niemand nachmacht!"

Es krachte ein zweites Mal.

Diesmal mußte die Kugel ganz in der Nähe der Marabus vorbeigepfiffen sein, denn sie entfalteten träge ihre Schwingen und schwebten langsam davon, ohne von den hinter ihnen herknatternden Geschossen ereilt zu werden.

„Habe ich es nicht immer gesagt?" triumphierte der Tübinger. „Der Kleine ist viel zu aufgeregt! Nicht eine Schwanzfeder hat er getroffen!"

„Ärgert ihn nicht, wenn er kommt!" bat Theodor, sein Spezialfreund. „Er ist ein guter Kerl! Was kann er dafür, daß er das unruhige Blut hat! Er ist eben zu passioniert, das raubt ihm den Erfolg!"

Mit einem Gesicht, das auch den grimmigsten Spötter rührte, kletterte der unglückliche Weidmann die Felsen wieder herauf.

Langsam, ganz unnatürlich langsam, kam er näher. Ein Bleigewicht hing an seinen Füßen. Es war nicht der Schmerz um die entgangene Jagdbeute, es war der Gedanke an die Kameraden, an die Worte, die er zu hören bekommen würde.

Diesmal hatte er sich umsonst geängstigt. Keiner der Freunde verzog eine Miene, keiner ließ ein Wort fallen, das anzüglich war.

Da füllten sich die Augen Karl Streckers aus Stuttgart wieder mit Licht. Lächelnd sah er sich im Kreise um.

„Ihr seid doch nette Kerle!" sagte er...

* *
*

Sobald der Gesundheitszustand sich wieder etwas gehoben hatte, trat die Frage von neuem in den Vordergrund, was die Patrouille zunächst unternehmen solle. Wieder stand man am Scheidewege.

Nachdem man lange hin und her überlegt hatte, kam Konrad auf den alten Plan zurück, den er vor einem halben Jahre bereits dem damaligen Patrouillenführer entwickelt hatte, allerdings vergebens.

„Wir wollen das Kilimandscharogebiet beunruhigen und alle anderen Pläne fahren lassen!" sprach er. „An der Stelle haben wir sicher die meiste Aussicht auf Erfolg, weil dort so leicht kein deutscher Einfall vermutet wird!"

Die anderen Reiter waren nicht abgeneigt, diese Unternehmung ins Auge zu fassen.

„Wir sind natürlich an keinen bestimmten Punkt gebunden!" erklärte der alte Reiter. „Im Gegenteil, je mehr Landschaften wir in Unruhe versetzen, um so wirkungsvoller dienen wir der deutschen Sache! Ich schlage aber vor, daß wir über den Longido und die Farm Olmolog marschieren und den Großen Schneeberg im Norden an der englischen Grenze entlang umgehen. Rombo, das Missionskloster der Väter vom Heiligen Geist, ist als erstes Ziel der geeignetste Punkt! Der Weg dorthin führt uns über die alten Kampfplätze der Achten!"

„Es sei!" riefen die Reiter. „Auf in die alte Heimat!"

36. Löwenjagd zu Pferde

„Du irrſt, Herr, wenn du glaubſt, daß wir dich je verlaſſen!“ ſagte der Schauſch Hamſini zu Konrad. „Wir alten Askari haben einen Schwur getan, daß wir bis zuletzt an deiner Seite ausharren! Es waren junge Kerle, die deſertierten, Jua kali aus dem Stamme der Wairamba und Suedi, ſein Freund. Zudem gehörten ſie gar nicht einmal zu unſerer Kompagnie!“

Gerührt blickte der alte Reiter in das Antlitz des treuen Waffengefährten, mit dem er ſchon im früheren Truppenverbande manchen ſchweren Tag erlebt hatte.

„Ich glaube dir, Schauſch!“ ſagte er einfach. „Ich habe euch kennengelernt und vertraue auf euch! Wir ſind nur ein kleines Häuflein, wir ſieben Weiße und ihr vier Askari, aber wir können den Unſern vielleicht noch nutzen! Wir halten aus, ſolange wir den Arm noch rühren können! Haben wir übrigens unſere alte Fahne mit?“

„Nein, Herr!“ antwortete ſtatt des Schauſch ſelbſt Amani, Konrads Ordonnanz.

„Und warum nicht?“

„Sie iſt längſt zerſchnitten, Herr! Schon zu Zeiten des früheren Patrouillenführers wurde ſie wegen der allgemeinen Not an Stoffen auseinandergetrennt und nach den Farben verteilt! Einige Leute hatten nicht einmal die Lappen dazu, ihre Blöße zu bedecken!“

„Was machen wir da aber?“ wandte ſich der Alte an die Askari und die beiden Boys, die gefolgt waren. „Schwarz-Weiß-Rot iſt nicht ſo leicht zuſammenzuſtellen. Weiß haben wir, Schwarz ebenfalls, aber Rot! Wie kommen wir an Rot?“

„Rot haben wir auch!“ erklärte der Schauſch. „Aus dem roten Stoff der Fahne hat ſich Juma, der Koch, eine Hoſe angefertigt. Er muß ſie wieder herausgeben! Einer der Leute kann zurückreiten und ſie holen! Noch ſind wir nicht allzuweit vom Lager!“

„Gut!“ willigte Konrad ein, während er unwillkürlich die Zügel feſter

ergriff und zu Boden schaute. Eben war sein Maultier über eine im Grase kriechende Puffotter ahnungslos dahingeschritten. Seltsamerweise hatte die ganz auseinandergerollte Giftviper nicht einmal nach den Läufen geschnappt, trotzdem sie fast gestreift wurde.

* * *

Obwohl die Hälfte der Reiter noch fieberkrank war und die andere Hälfte aus noch sehr schwachen Rekonvaleszenten bestand, war es Konrad gelungen, außer seinem Sohne noch fünf Kameraden für den geplanten Zug zu gewinnen. Es waren die beiden Schwaben Schmid und Strecker, sowie der schwäbische Palästinenser Blankertz, ferner der Schiffszimmermann aus Kiel und Mallin, der Niedersachse.

Die meisten Askari waren zurückgeblieben. Nur vier hatten erklärt, vollständig leistungsfähig zu sein. Es waren außer dem Schausch Hamsini, der nie fehlte, Meza, Chemani und Amani.

Außerordentlich hatte Konrad bedauert, daß August Dehnicke, der alte Reiter vom Regiment Gardedukorps, nicht in der Lage gewesen war, sich an der Patrouille zu beteiligen. Leider gab sein Zustand zu den schwersten Befürchtungen Veranlassung. Ihm als dem ältesten Unteroffizier hatte der Alte das Kommando im Lager übergeben, obwohl er daniederlag. Friedrich Wilhelm litt immer noch an seinen chronischen Kopfschmerzen, und auch Unteroffizier Nissen war den Strapazen nicht mehr gewachsen. Dem Kleeblatt war anheimgestellt worden, sich in Meatu zu ergeben, sobald es ihnen passen würde, zusammen mit den im Lager verbleibenden Askari. Keiner von den Weißen und Schwarzen kam mehr für den Frontdienst in Betracht.

Der Abschied der Patrouille von den zurückbleibenden weißen und schwarzen Kameraden war herzlich, aber tief ernst gewesen, wie es nach so vielen gemeinsam ertragenen Strapazen und Entbehrungen sich von selbst verstand. Man hatte eine einzige Familie gebildet, die innerlich fest zusammengewachsen war und nun für immer auseinanderging.

* * *

Konrad gab seinem Tiere die Sporen und ritt voran. Über den Bambuswäldern des Oldeani ging eben die Sonne auf. Ihre ersten Strahlen fielen in die ungeheure Senke des Nyarasasees zu seinen Füßen, und die bleifarbene Schlammschicht des Natronbeckens flimmerte in den bunten Farben des Opals. Die braunroten Felsen, die in starrer Majestät aus dem Höllentrichter

tausend Meter senkrecht hochstiegen, glühten wie Porphyr, und der Wald der Borassuspalmen bildete ein einziges leuchtendes, smaragdenes Meer. Fern im Süden streckten die hohen Berge von Iraku ihre trotzigen Häupter in die Wolken, und die Felsenburg des Hanang am Rande des Großen afrikanischen Grabens glitzerte wie die Gralsburg der Sage.

Die Regenzeit war längst angebrochen und hatte die Serengeti mit ihrem grünen Schleier umsponnen. Der verbrannte, brüchige Boden begann sich in eine schwellende Wiese zu verwandeln, die ein Flor von Margueriten, Lilien und Steppenblumen aller Art in die buntesten Farben kleiden sollte. Leider hatte sie sich nicht in den Wildpark verzaubert, der ein Wunder der Welt war. Noch fehlten die Hunderttausende von Gnus und Zebras, die Konrad einst auf dieser unermeßlichen Fläche hatte äsen sehen, ohne daß sie dem Menschen die geringste Beachtung schenkten. Daß ein neuer Schöpfungsmorgen für diese vorher so arme Erde heraufzog und sie in das Paradies des Wildes verwandelte, wußte nur er allein. So wurde er nicht müde, die Kameraden auf die kommende Herrlichkeit hinzuweisen.

Alle Reiter waren in der besten Stimmung, vornehmlich der kleine Schwabe, der Vizefeldwebel Strecker; unverwüstlich, wie immer, war er sofort mit Leib und Seele dabei gewesen, den großen Zug gegen den Feind mitzumachen.

„Wenn wir heute einen Löwen sichten, so hat Streckerle den ersten Schuß!" bestimmte Konrad, indem er sich zu den Reitern umwandte.

Es war am zweiten Tage nach dem Aufbruch aus der Zyklopenburg. Man war übereingekommen, daß der Patrouillenführer gleich am Morgen festsetzte, wer das Jagdrecht des Tages haben sollte. Auf diese Weise wurden Streitigkeiten vermieden.

„Ich bin ein Unglückswurm von Jugend auf!" meinte der Schwabe und lachte dabei über das ganze Gesicht. „Wenn ich meinen Tag habe, so zeigt sich todsicher kein Schwanz!"

Weit und breit war die Steppe in der Tat ohne Wild. Nicht einmal Thomson- und Grantgazellen hatten ihren Einzug in die Serengeti gehalten. Anderswo mußten die Schleusen des Himmels sich früher geöffnet und das junge Gras schneller gebracht haben.

Vor den Hufen der vordersten Tiere wurde ein Ichneumon hoch. In langen Fluchten setzte der kleine Steppengast, dem man so etwas gar nicht zugetraut hätte, über die Ebene dahin. Sonst hatte sich den ganzen Morgen noch kaum ein Lebewesen sehen lassen.

Da sich keine Abwechslung für das Auge bot, begann jeder allmählich

vor sich hinzudösen. Bald war die halbe Patrouille mehr oder weniger eingenickt.

Plötzlich hielt einer der Reiter sein Maultier an und blickte scharf nach vorn. Es war der junge Theodor, dessen Adlerauge so leicht keine Veränderung in der Steppe entging.

Einen Augenblick starrte er mit groß gewordenen Pupillen auf einen nicht sehr weit entfernten Fleck, dann war er sich im klaren.

„St!" raunte er. „Löwen! Zwei Stück! Gerade vor uns! Das Rote im Grase dort!"

Alle schnellten im Sattel hoch.

„Herunter vom Tier!" flüsterte Konrad dem Schwaben zu, dessen Stunde so unerwartet gekommen war.

Der Vizefeldwebel hatte bei seiner Kurzsichtigkeit noch nichts gesehen. Das Licht, das auf seinen Brillengläsern umhertanzte, war leider kein inneres Licht, das ihm die Situation erleuchtete.

„Wo? Wo?" fragte er aufgeregt und turnte nervös im Sattel herum.

„Nur keine Zirkusvorstellung jetzt!" brummte der Graubart. „Aus dem Sattel heraus! Schnell! Wir warten nicht lange und schießen sonst selbst!"

Beim Absitzen verfing der kleine Mann sich unglücklicherweise mit einem seiner Strampelbeinchen im Steigbügel. Ehe er sich herausgehäkelt hatte, verloren die Löwen die Geduld. Mit einer geradezu verächtlichen Gebärde äugten sie zu dem Jäger herüber und wedelten zum Abschied mit dem Schweif.

„Simba zinatoroka! Die Löwen reißen aus!" rief der Askari Meza, der einst die gelbe Katze vom Ochsen heruntergeschossen hatte und jetzt vor Ungeduld brannte.

„So ein Hampelmann!" knurrte einer der Weißen mit einem Blick auf den immer noch nicht schußbereiten Vizefeldwebel.

Auch der Alte verlor jetzt die Geduld. Den Gedanken, daß die Löwen entkommen könnten, ertrug er nicht.

„Auf Wiedersehen, Streckerle!" rief er dem Schwaben zu, der zu allem Unglück auch noch seinen Kneifer verloren hatte. „Kommen Sie bitte heute noch nach, wenn es geht!"

Im Galopp brauste er hinter den Raubtieren her. Eben verschwanden sie hinter einer Höhe.

Mittlerweile hatten auch die anderen Reiter ihren Tieren die Sporen gegeben und sprengten hinter dem Führer her. Der Schwabe hatte die Gelegenheit verpaßt, niemand nahm mehr Rücksicht auf ihn. Um sein Unglück

Ölpalmen in Muanſa am Viktoriaſee.

Grashüttenbau im Felde. 1. Feldkompagnie. (Schwarze Askari unter weißer Führung.)

Felsenkessel mit Wasserfall.

Warzenschwein.

vollzumachen, riß sich in diesem Augenblick auch noch sein Tier los. Ledig jagte es hinter der davonstiebenden Kavalkade her und verschwand im aufwirbelnden Staube.

* *
*

Als der alte Reiter auf dem Kamm anlangte, sah er die Löwen bereits unten im Grunde durch die Ebene springen. Die Entfernung mochte vierhundert bis fünfhundert Meter betragen.

Den flüchtenden Raubtieren bot weder Baum noch Strauch Schutz. In der unermeßlichen Fläche, die den weiten Horizont ausfüllte, gab nicht einmal das Gras irgendwelche Deckung; es reichte hier nur bis in Kniehöhe.

Konrads schönster Traum, Löwen einmal zu Pferde zu jagen, ohne durch Busch und Dickicht behindert zu sein, fand heute seine Erfüllung. Dreimal hatte er bisher das Glück gehabt, hoch zu Roß das edle Wild zu hetzen, wie man den Fuchs oder den Hasen daheim jagte, aber immer wieder hatte das rettende Dickicht den König der Tiere seinem Verfolger entzogen. Heute lachte der Stern des Glücks, und über die offene, freie, flache Ebene brauste die Jagd.

Wiederholt verhoffte der hintere der beiden Löwen. Zaudernd äugte er zu seinen Verfolgern herüber. Dem Herrn der Steppe gefiel die klägliche Rolle, die er spielte, offenbar ganz und gar nicht. Er war feige geflüchtet. Wie war das nur möglich gewesen?

Schwarze Zebras kamen herangebraust. Weiße Affen saßen auf ihrem Rücken. Sie schwangen lange Knüppel in den Händen. Das war im Moment für seine Nerven zu viel gewesen. Dem ersten Impuls hatte er nachgegeben.

Nun aber schämte er sich seiner Schlappheit. Gar zu gern wäre er stehengeblieben und hätte den Kampf aufgenommen. Was wollten die merkwürdigen Tiere, die es wagten, hinter ihm herzujagen?

Doch der Gefährte sprang in mächtigen Sätzen durch die Steppe dahin, der hatte mit diesen Wesen vielleicht schon seine Erfahrungen gemacht! Über dieser Erwägung sank auch ihm wieder der Mut.

Mehrere Male war Konrad schon drauf und dran gewesen, aus dem Sattel zu fahren und Feuer zu geben. Immer wieder sprang der Löwe im letzten Augenblick ab.

Mit einem Male verringerte sich der Abstand. Vorne stand das Wiesengelände unter Wasser. Eine niedere Senke lag vor den flüchtigen Tieren.

Hier war ein starker Strichregen gefallen, der sich gehalten und den Boden durchweicht hatte. Den Löwen wurde das Fortkommen sauer.

In diesem Augenblick waren aber auch schon die Reittiere an eine schwer zu passierende Stelle gelangt. Sofort sanken sie ein, und an eine schnelle Verfolgung war nicht mehr zu denken. Der Vorsprung, den die Löwen im Nu bekamen, ließ jeden Schuß aussichtslos erscheinen. Die Hoffnung auf die stolze Beute schwand dahin.

Just in diesem Moment erschien auf dem Kamm im Rücken der Schwabe. Einer der Kameraden blieb mit dem ledigen Tier zurück und wartete auf ihn. Er half ihm beim Aufsteigen, als er prustend und schnaubend herangerast war.

* *
*

Nach einer Weile hörte Konrad, der mit der Patrouille die aussichtslos gewordene Jagd aufgegeben hatte, galoppierende Hufe hinter sich. Der Vizefeldwebel kam an, kirschrot vor Wut, geladen wie eine Gewitterwolke.

„So etwas nennt sich Kameradschaft!" fauchte der Kleine im Vorüberbrausen. „Unerhört! Jedenfalls gebe ich die Jagd nicht auf!"

„Meinetwegen reiten Sie in den Mond!" brummte der Alte gleichmütig.

Streckerle blitzte vorüber und verschwand am Horizont.

Die Patrouille ritt gemächlich im Schritt weiter und kümmerte sich nicht mehr um die Löwen.

„Wenn einer die Raubtiere einholt, so ist es sicher der Kleine!" meinte Theodor. „Er hat das beste Tier und das leichteste Gewicht!"

„Fiel da nicht eben ein Schuß?" fragte jemand eine Weile später.

„Ich habe nichts gehört!" erwiderte Konrad.

Der Gefreite Mallin, der neben ihm ritt, räusperte sich.

„Wollen wir nicht doch lieber hinter Streckerle herreiten?" wandte er sich an den Führer. „Sie sind sich hoffentlich doch auch darüber klar, was passiert, wenn er die Löwen einholt! Daß er sie einholt, ist sehr leicht möglich!"

„Natürlich!" versetzte dieser. „Kindsmord!"

„Ein Unglück darf aber unter keinen Umständen geschehen!" fuhr der Niedersachse eindringlich fort. „Der Mann ist verloren, wenn wir nicht kommen! Er ist kurzsichtig!"

„Warum geht der Kerl ab, als wäre er von einem wilden Affen gebissen?

Einen Rasenden soll man nicht aufhalten, und wenn er zu des Teufels Großmutter will!"

„Spaß beiseite, Konrad, die Sache wird blutiger Ernst! Bedenken Sie, er hat am Ende wieder seine Brille verloren!"

„Dann kann er auch nichts treffen! Die Löwen werden gar nicht erst gereizt und laufen ruhig weiter!"

„Auch eine Logik!" meinte Mallin. „Kommen Sie, Konrad, geben Sie Ihrem Herzen einen Stoß und seien Sie nicht eigensinnig, Sie könnten es bitter bereuen! Immerhin ist es unser Kamerad, und wir können ihn nicht in der Patsche sitzen lassen, selbst wenn er sich durch eigene Schuld hineingeritten hat!"

Auch die anderen redeten zu.

„Meinetwegen denn! Los!" rief der Graubart, des Drängens müde, und gab seinem Tier die Sporen.

Wie Wotans wilde Jagd brausten die Reiter über die Ebene dahin.

Ein dunkler Punkt tauchte am Horizont auf, genau in der Richtung, in der der Schwabe verflimmert war.

„Er ist es!" rief Theodor. „Gott sei Dank, er lebt noch!"

Im Galopp wurde der einsame Löwenjäger eingeholt. Er war abgestiegen. Gerade hatte er wieder ein paar Schüsse abgegeben.

„Einen habe ich bestimmt getroffen!" schrie er, atemlos vor Erregung. Man hielt ihm den Gaul. Der Reiter überschlug sich, als er aufsitzen wollte.

„Vorwärts!" rief der Alte.

Die Kameraden bezeigten wenig Verlangen, die erfolglose Jagd fortzusetzen. Sie beriefen sich auf die Reittiere, die durch den wilden Ritt sichtlich erschöpft waren.

Nun aber war in dem Alten der Dickkopf erwacht.

„Will keiner der Weißen mehr mit?" schrie er erbost zurück.

Jemand murmelte etwas von Pferdeschinderei, die ein Ende nehmen müsse.

„Meza!" wandte sich der Graubart an den schwarzen Löwentöter, „wenn keiner der anderen Lust verspürt, so wollen wir beide die Simba erledigen!"

Im tollsten Tempo preschte er hinter den Löwen her. Als sein Schatten galoppierte der schwarze Meza an seiner Seite.

Diesen Anblick ertrugen die anderen nicht. Wie eine lodernde Flamme schlug die Jagdlust aufs neue in die Herzen. Mit Ausnahme der Reiter, die bei den Packtieren waren, rasten alle wieder hinterdrein. Die Raubtiere

mochten inzwischen einen Vorsprung von achthundert Metern gewonnen haben.

Augenscheinlich waren die Löwen, die nie in ihrem Leben gehetzt worden waren und ihre Jagdbeute immer nur in kurzen Sätzen anzuspringen pflegten, von der langen Flucht ermattet. Zusehends verringerte sich der Zwischenraum zwischen den Raubtieren und ihren Verfolgern.

„Jetzt werden sie unser!" frohlockte Konrad. „Schau nur, mein Junge," wandte er sich an den neben ihm galoppierenden Theodor. „Wir holen sie ein!"

Der junge Reiter sah die Spiegel der Riesenkatzen wie ungeheure Drehscheiben vor sich in der Sonne flimmern. Nebeneinander stoben die Löwen in federnden Sätzen dahin. Nur die gelben Kreise der Lenden und die wie Fähnchen in der Luft wirbelnden Schweife waren sichtbar.

Eine wilde Lebensfreude kam über den Jungen. Brausend jagte das Blut ihm durch die Adern. Der König der Tiere lief um sein Leben; wie ein gehetzter Hase flüchtete er durch die atemlos lauschende Steppe, die diesen Anblick nie zuvor gehabt hatte. Die Majestät des Bildes überwältigte die Sinne des Jünglings, das Hochgefühl dieser einzigartigen Stunde machte ihn trunken. Ein solcher Tag würde nie wiederkehren, das fühlte er instinktiv. Ihn mußte er auskosten, und galt es das Leben! Der Einsatz war es wert!

* * *

Vorn stieg das Gelände unmerklich an. „Gleich sind wir mitten unter den Löwen!" dachte der Junge. „Jetzt kommt die Entscheidung! Noch eine halbe Minute — und sie wenden sich und springen uns an!"

Die Entfernung konnte keine vierzig Meter mehr betragen.

„Absitzen!" hörte er den Vater kommandieren.

Eben waren ein paar der leichtesten Reiter, unter ihnen der Vizefeldwebel, an Konrad vorbeigaloppiert. Keiner schien sich mehr die geringste Vorstellung über die Gefahr zu machen. Noch ein paar Sekunden, und die vordersten Reiter galoppierten in einer Linie mit den Löwen um den Siegespreis im Rennen.

Der Alte war schon unten und kniete zum Schuß. Der kleine Schwabe schlug beim Abspringen einen Salto mortale und kollerte ins Gras.

In diesem Moment nahmen die Löwen an. Wie auf Kommando hatten sie gleichzeitig kehrtgemacht und sprangen im rasendsten Tempo. Schon knallten die ersten Schüsse. Wie der Blitz fuhr auch der Jüngling aus dem Sattel und lag im Anschlag.

Vorn stand Albert Blankertz, der Schwabe aus Palästina, neben ihm Karlchen, der Urschwabe mit dem Tropfen Keltenblut. An ihnen mußte sich der Anprall brechen.

Als Konrad repetierte, sah er nur noch einen Löwen.

Er kam wie das Schicksal. Keinen Laut ließ er hören, aber in grimmigster Entschlossenheit nahm er an. In der nächsten Sekunde mußte er einen der acht Schritte seitwärts vor dem Graubart stehenden Schützen zu Boden reißen.

Trotz des rasenden Tempos des anstürmenden Löwen visierte der Alte ruhig. Mitten zwischen die Lichter hielt er. Ebenso ruhig ließ er fliegen.

Auf zwanzig Meter Entfernung bekam der Löwe die Kugel.

Einen Moment starrte Konrad in ein glühendes Auge, das ihn versengen zu wollen schien. Dann sprang der Löwe ab. Mit federnden Gelenken schnellte er dicht vor den beiden Kameraden wie ein Pfeil in die Luft, nach links hinüber. Der Alte hatte ihn jetzt halbrechts. Als der elastische Körper die Luft durchschnitt, fuhr ihm die dritte Kugel mitten durch den Hals. Im nächsten Moment trafen ihn mehrere Schüsse von allen Seiten.

Er sprang auf Mallin zu, der am weitesten nach rückwärts stand. Dieser schoß kaltblütig. Sechs bis sieben Schritt vor dem Schützen brach das Raubtier zusammen.

Dreiviertel Stunden hatte die Löwenhatz insgesamt gedauert.

Jubelnd stürzten die fünf weißen und zwei schwarzen Jäger — außer Meza hatte auch noch Schausch Hamsin sich an der Jagd beteiligt — zu ihrer stolzen Beute. Sechs bis sieben Kugeln, die eigentlich alle hätten tödlich sein müssen, wies der Löwe auf. Um die Ehre, wer ihm denn nun wirklich die entscheidende Kugel gegeben, brauchten sich die Reiter nicht zu streiten; alle teilten sich in sie.

Der vorderste Löwe war gleich mit dem ersten Schuß zur Strecke gebracht worden und wies auch nur eine Kugel auf. Gemeinsam erkannte man Albert, dem Palästinenser, den Preis zu.

37. „Helio"

Am Saume der Serengeti, wo der Wald von Oldogom die Steppe zu umkränzen begann, fand die Siegesfeier statt. Ein schattiges Plätzchen in einem breiten Talriß war auserwählt worden. Statt schäumender Pokale kreiste als Festtrank ein Täßchen des seltener gewordenen Hirseersatzkaffees. Als Held des Tages wurde Streckerle gefeiert, der beharrliche Jägersmann, ohne den die Löwen tatsächlich entkommen wären.

Der Katzenjammer kam für den Sohn des Schwabenlandes am nächsten Morgen. Er hatte einen Tagebuchbericht über die Löwenjagd geschrieben. Die anderen kamen dahinter und zwangen ihn, die tiefsten Geheimnisse seines Busens zu entschleiern. Sie entdeckten, daß er Poet und Priester in einer Person war. Die dichterische Freiheit, mit der er das Erlebnis behandelt hatte, verstand jedermann. Den Weihrauchkessel der Selbstberäucherung riß man ihm mit rohem Griff aus der Hand, da man dem Schwabenlande einen neuen Schiller und dem deutschen Volke einen zweiten „Kampf mit dem Drachen" mißgönnte.

Nach einer stürmischen, regnerischen Nacht war ein herrlicher Tag angebrochen. In frohester Laune ritten weiße und schwarze Reiter um den Wald von Oldogom herum. Statt des alten Karawanenpfades, der von hier über den Ngoro-Ngoro nach Engaruka und weiter nach Aruscha führte, sollte der Ritt am Saum der ungeheuren Wälder entlang durch die Balbalsenke und über den Olduwaifluß zum Berge Mossonik gehen; dort am Rande des Großen Natronsees war der Abstieg von der Bruchstufe geplant. Über die Berge Gelei und Ketumbin wollte man den Longido erreichen.

Auf dem Marsche schoß der Alte ein Kongoni zum Frühstück; er traf es, obwohl es spitz stand, auf eine bedeutende Entfernung.

„Der Arm zittert noch nicht!" lobte Albert, der Palästinenser. „Der Schuß war glänzend!"

Der Graubart lachte erfreut. Um ein Kongoni machte man sonst nicht viele Worte, mochte der Schuß auch noch so gut gewesen sein.

„Wer soll heute auf Großwild schießen?" fragte jemand.

„Theodor ist an der Reihe!" riefen die Kameraden.

Der junge Reiter war nicht sonderlich davon entzückt.

„Streckerle hat gestern den Rahm abgeschöpft!" meinte er. „Da werden wir schwerlich gleich heute schon wieder einen besonderen Tag erleben!"

„Das kann man nicht wissen!" erklärte der Alte. „Unverhofft kommt oft!"

* *
*

Die Patrouille hatte den Saum des Oldogomer Waldes nahezu umritten.

Eben genoß sie von einer Kammhöhe einen umfassenden Ausblick auf das zerschnittene Gelände, als plötzlich bei hellem Tage in der Entfernung weniger Kilometer ein starkes, hellblitzendes Licht aufzuckte.

„Ein Helio!" rief jemand. „Die Engländer funken dort drüben! Wahrscheinlich erfahren sie eben, daß wir im Anzuge sind. Wer weiß, wo ihre Späher uns schon gesichtet haben!"

„Laß dich einsalzen mit deinem Helio!" lachte ein anderer. „Wie sollte der praktische Brite auf die Idee kommen, mit einem Helio durch diese menschenleere Wildnis zu ziehen!"

„Gewiß, es scheint lächerlich, ich gebe das zu! Was sollte es aber sonst sein? Gib mir eine andere Erklärung!"

Niemand wußte eine, und in gespannter Erwartung ritt man weiter.

„Ich hab's!" sagte Theodor nach einer Weile. „Es ist ein Elefant!"

„Ein Elefant?" riefen alle wie aus einem Munde, verblüfft über die Erklärung.

„Ein Elefant, der aus der Suhle kommt! Vergeßt nicht, es hat heute nacht stark geregnet. Er wird sich an irgendeinem Lieblingsplätzchen in der Schwemme umhergewälzt haben. Der rote Schlamm dieser vulkanischen Erde hier flammt in der Sonne wie ein Helio auf!"

„Er hat recht!" stimmte Mallin bei. „Da, schaut nur hin, ein zweiter ‚Helio' taucht eben auf!"

Über die fernen Höhen bewegte sich ein ungeheurer Tierkörper, wie jeder jetzt deutlich wahrnahm. Ein zweiter war im Begriff, den Kamm zu ersteigen und seinem Artgenossen zu folgen.

„Heißa! Juchheißa!" schrie einer der Reiter begeistert. „Das ist allerdings ein Dusel, wie man ihn größer nicht haben kann! Gestern eine Löwenhatz zu Pferde, heute eine Elefantenjagd! Etwas Schöneres als das Reiterleben gibt es auf der ganzen Welt nicht, das muß man doch immer

wieder bekennen, trotz der Entbehrungen, an die wir gewöhnt sind! Sie haben hoffentlich nichts gegen eine Elefantenjagd, Konrad! Auch dann nicht, wenn wir des Wildes wegen einen weiten Umweg machen müßten!"

„Nicht das geringste!" erwiderte der Alte. „Nach einer fröhlichen Jagd steht mir allzeit der Sinn! Los, Kinder!"

Sie galoppierten auf das ferne Ziel zu.

Immer deutlicher zeichneten sich die Silhouetten der Tierbilder am Horizont ab. Die Sonne hatte sich auf die frischen Schlammschichten gestürzt und sie in rotglühende Erzmassen verwandelt, die weithin über die Steppe leuchteten, brennenden Altären nicht unähnlich, die Geschlechter der Vorzeit auf ragender Höhe ihrer Gottheit entzündeten.

Als man näher kam, verschwanden die Kolosse hinter leichten Erhebungen, die sich allenthalben durch die Ebene zogen.

„Vorsicht!" gebot der Alte, sobald man einen der letzten Rücken erreichte, die noch zu bewältigen waren. „Theodor hat zwar den ersten Schuß, wie abgemacht war, aber wir alle halten uns in Bereitschaft! Mit den grauen Riesen ist nicht zu spaßen!"

Behutsam erklomm man die letzte Höhe. Schweigend und unter Vermeidung des geringsten Geräusches pirschte sich hinter dem jungen Reiter her die ganze Patrouille auf den Kamm.

Eine halbe Minute später malte sich auf jedem Antlitz die tiefste Enttäuschung.

An der entgegengesetzten Seite zogen langsam drei Nashörner durch das Gras. Ein phänomenal großes Exemplar war unter ihnen; wie man sie aber aus der Entfernung für Elefanten hatte halten können, blieb ein Rätsel.

Sie kamen in der Tat aus der Suhle. Die Heliostrahlen ließen sich einwandfrei aufklären.

„Na, dann helpt dat nich!" sagte der Graubart zu seinem Sohne. „Los, Junge! Immerhin bekommst du ein wundervolles Horn!"

Hinter Vater und Sohn war die ganze Patrouille auf dem Kamm erschienen. In einer langen Linie stand sie da. Zwischen den Dickhäutern und ihren Verfolgern befand sich weder Strauch noch Baum; nur knietiefes Gras trennte die Gegner voneinander.

Witterung bekamen die Nashörner nicht. Die erfahrenen Jäger hatten den Anmarsch von vornherein so angelegt, daß sie unter dem Winde nahten.

Das Sehvermögen aller Dickhäuter ist notorisch schlecht. Der Umstand aber, daß die Steppe in nächster Nähe sich mit schwarzen Schatten be-

deckte, blieb selbst den kurzsichtigen Nashörnern nicht verborgen. Ein unruhiges Prusten bekundete, daß Argwohn in ihnen aufstieg.

Zu einem Angriff konnten sie sich trotz alledem nicht entschließen. Sie wußten mit den Schatten nichts Rechtes anzufangen und waren infolgedessen ohne jede Vorstellung davon, woher ihnen die Gefahr drohte. Zu viele Schatten hatten sich auf dem Berghang verbreitet.

Mitten in diese ihre Erwägungen knallte es hinein.

Auf Theodors Schuß folgte ein regelrechtes Schützenfeuer, das jeden Weidmann mit Graus erfüllen mußte. Eine Entschuldigung gab es dafür nicht. Als mildernder Umstand ließ sich nur der Kitzel anführen, der einzelne Weiße und Schwarze bei dem Gedanken packte, daß nichts die drei Nashörner von den empfindsamen Leibern der Menschen trennte als ein leerer Zwischenraum von achtzig Metern.

Die Dickhäuter dachten an keinen Angriff. Sie schnupperten in der Luft herum, windeten nach allen Seiten, bekamen aber keine Witterung.

Instinktiv hatten außer Theodor die meisten der Jäger auf das Riesentier gehalten, das wie ein Turm die beiden anderen überragte.

Gleich auf die ersten Schüsse zeichnete es. Wie eine vom Wirbelsturm entwurzelte Eiche rotierte es in ungelenken, aber blitzschnellen Windungen um seine eigene Achse, ohne zu stürzen.

Es dauerte geraume Zeit, bis es von einer erlösenden Kugel zu Boden gerissen wurde.

Eine Weile noch hielten die beiden anderen Nashörner an seiner Seite aus; dann siegte der Selbsterhaltungstrieb, und sie rasten in die offene Steppe hinaus.

Bewundernd standen die Jäger vor dem Koloß, der seine Gattung wie kein anderes von ihnen erlegtes Stück repräsentierte.

„Wenn so ein Riese sich seiner Kraft bewußt gewesen wäre, so ständen wir jetzt nicht so heiter und guter Dinge im Kreise umher!" meinte der Graubart. „Was nützen Kraft und Stärke, wenn sie nicht durch andere Eigenschaften unterstützt werden!"

Theodor machte sich gleich daran, das Horn mit der Säge seines Seitengewehrs abzulösen. Die Kameraden halfen ihm gern. Es war genau so eine Heidenarbeit wie 1915 auf dem Rückmarsch vom Besilfluß, als man die beiden Stoßzähne eines erlegten Elefanten auf diese Weise absäbelte.

38. Der Zug zum Longido

Die Serengeti begann sich mit Wildherden zu bevölkern. Gleich hinter den Wäldern von Oldogom, am Fuße des Berges Lemagrut, rollte sie ihren Zauberteppich auseinander und offenbarte ihr schönstes Geheimnis, das sie über Nacht hineingestickt hatte. Rechts türmte der selbst nicht sichtbare Krater von Ngoro-Ngoro einen mächtigen Schutzwall um die Riesenarena der Gnus und Zebras in seinem Grunde.

Der Marsch führte durch die Balbalsenke zum Olduwaifluß, der geheimsten Schatzkammer prähistorischer Urkunden des Schöpfungstriebes der Erde, die diese Wildnis in ihrem Schoße barg.

Es war ein trüber Zug, der sich durch die blumenbekränzte, an Wundern der Jetztzeit und der Vergangenheit so reiche Hochsteppe bewegte. Das Fieber hatte die Reiter wieder gepackt und hielt diesmal vornehmlich den Führer und seinen Sohn in den Klauen. Die verschont gebliebenen Kameraden mußten den Graubart auf seinem Tiere stützen, damit er überhaupt weiterkam. Mit schwerer Mühe erreichte man die entlegene Fundstätte des tief eingeschnittenen Flüßchens, aus dessen Hängen die Gelehrten der Erde ihre Jahrtausende verborgen gebliebenen Schätze abgerungen hatten.

Nun wand sich Konrad in einem fast hoffnungslosen Zustande im Grase, brach sich fortwährend und wurde obendrein von Herzkrämpfen geschüttelt.

Theodor und die übrigen Kranken lagen teilnahmlos neben ihm. Das Essen, das die Kameraden zubereitet hatten, rührte keiner an.

Die wenigen Gesunden zerstreuten sich in der Schlucht und suchten nach den Überresten der Fossilien, die von den Fachleuten bei den Grabungen zurückgelassen waren.

* *
*

Tags darauf schoß man Elenantilopen auf dem Weitermarsch nach Norden. Die Kranken hingen wie Sterbende in den Sätteln. Konrad mußte wieder gestützt werden.

Am Rande einer wilden Bergschlucht lagerte die Patrouille, als der Tag sich neigte. Das Fett der Elen wurde ausgebraten. Eine Pavianherde, die diese Wildnis allein bewohnte und nie Menschen gesehen haben mochte, wagte sich bis auf dreißig Meter an die Feuer vor und zeigte keine Scheu. Niemand vertrieb sie.

Gegen Abend schrie der Alte wie ein wundes Tier, abwechselnd von Atemnot geplagt und dann von Krämpfen gepackt. Der Sohn lag mit geschlossenen Augen im Grase und glaubte sein eigenes Ende gekommen. Dem Tübinger Schmid ging es nicht viel besser. Sie wären liegengeblieben, wenn der Durst sie nicht gefoltert und fortgetrieben hätte. Das Wasser war salzig.

„Dort hinten am Horizont liegt die Malampostеppe, in der der Dicke von der Neunten von der Löwin verfolgt wurde!" sagte am folgenden Morgen einer der Reiter, als man wieder unterwegs war. „Sie hätte den Patrouillenführer trotz des schnellen Renners, auf dem er floh, aus dem Sattel gerissen, wenn die Kugel des Buren Botha ihr nicht mitten im Sprung ins Herz gefahren wäre. Es war ebenfalls eine Löwenjagd zu Pferde, aber eine andere als die unsere; die Rollen waren ganz und gar vertauscht!"

Man hörte dem Gefährten zu, als er in alten Erinnerungen kramte, aber keiner flocht ein Wort ein. Alle ließen die Köpfe hängen.

Gegen Mittag erreichte die Patrouille einen längst schon sichtbaren Galeriewald, der sich quer durch eine trostlose Steppe zog; der Fluß, der ihn gebildet hatte, wies Wasserlöcher auf, so daß man sich zu bleiben entschied.

* *
*

„Sagte nicht Friedrich Wilhelm, hier am Berge Mossonik führe ein bequemer Pfad den Grabenrand hinab an den Natronsee?" fragte tags darauf der Vizefeldwebel, der allein noch munter war.

Die Patrouille hatte einen scharfen Bogen nach Osten geschlagen und in wenigen Stunden den oberen Rand der Bruchstufe erreicht.

Jedermann erinnerte sich, daß der Farmer diese Auskunft gegeben hatte, aber niemand war in der Lage, den Weg zu erkunden; der einzige Gesunde unter den Weißen hatte alle Hände voll zu tun. An einer Stelle, die die Möglichkeit eines Abstieges nicht gerade ausschloß, wollte man in die tief unten sichtbar werdende Salzsteppe hinabklettern.

Der alte Reiter hatte heute einen besseren Tag. Das Bild vor ihm erfrischte seine Lebensgeister.

Zu seinen Füßen schimmerte in lauterstem Golde die Wüste. Eine Wüste so stumm und still wie der Gebetsteppich des Beduinen im Norden dieses Erdteils, die unendliche Sahara. Mitten in den ewigen Sand war ein See eingebettet, ein totenblasser See, der die steilabfallende Felsenmauer ihrer ganzen Länge nach begleitete bis an die britische Grenze. Gerade gegenüber stieg das gewaltige Massiv des Geleiberges aus der Ebene, während Kegel und Kuppen in Liliputformat in buntestem Kranze die Seeufer umringten. Jenseits des Wüstensaumes ragte aus dem Grün der Bruderberg des Gelei, der Ketumbin, und fern am Horizont blitzte mit der diamantnen Krone auf dem Haupt, hoch über dem Taroseró, dem Mondul und dem Meru der Berg der Sehnsucht, der Kilimandscharo, das Ziel.

„Der Blick hier am Großen Natronsee von der Höhe der Bruchstufe aus ist der schönste, den Afrika mir geboten hat!" stammelte der Alte, hingerissen von der Herrlichkeit des Panoramas. „Wenn jetzt wirklich meine letzte Stunde schlagen sollte, so murre ich nicht; ich habe das Köstlichste geschaut, das diese Erde aufzuweisen hat!"

* *
*

Auf schwindelnden Pfaden stieg die Patrouille in die Tiefe.

Mehr als einmal verzweifelte sie daran, die Maultiere lebendig in die Ebene zu bringen. Unter dem Fuße eines der höher an der Felswand befindlichen Schwarzen löste sich ein Block und zerschmetterte einem der Tiere den rechten Hinterlauf. Man erschoß es, ohne ein Wort zu verlieren.

Unten fand sich kein Wasser. Der Alte erinnerte daran, daß hier irgendwo Mito miwili sein mußte, der „Ort der zwei Flüsse", an dem in den ersten Kriegsjahren ein deutscher Beobachtungsposten gestanden hatte. Nach endlosen Strapazen in Durst und Sonnenglut gelangte man hin.

Am nächsten Tage geriet die Patrouille in niederes Dickicht, das eine überschwemmte Strecke bedeckte. Der Versuch, aus dem Wasser hinauszugelangen, führte in ein unentwirrbares Sumpfgelände, das mit dichtverschlungenen und völlig unübersichtlichen Zwergbäumen bestanden war.

In der dumpfen, schwülen, atembeengenden Atmosphäre faulender Treibhausvegetation hielten sich die Gesunden kaum aufrecht. Der Alte bekam aufs neue Herzkrämpfe und Erstickungsanfälle und schrie wie ein Besessener. Gleich darauf schlug er hin und konnte sich aus dem Morast nicht

mehr erheben. Man hob ihn auf und führte ihn an beiden Armen weiter. Hinter ihm wankte sein kranker Sohn.

Der Weg führte an dem noch tätigen Vulkan Oldonje Ngai vorbei. Der Feuerberg hatte gerade gearbeitet, als die Patrouille im vergangenen Dezember am Essimingor lagerte. Die weite Ebene war mit frischer Asche bedeckt.

Reiten konnte hier niemand. Mühsam stolperte man weiter. Sobald die Aschenregion überwunden war, warf sich jeder ins Gras, wo er stand.

* * *

„Herr, Herr, dort fern am Horizont naht eine Karawane!" rief gegen Nachmittag, als der Marsch wieder aufgenommen war, Meza, der Askari, der allein noch Augen für die Umgebung hatte.

Seit einer halben Stunde war die Patrouille wieder unterwegs. Eben wurde ein Kamm erreicht, der sich ein oder zwei Meter über die Steppe erhob.

Mit Augen, die wie die der Raubtiere aufglühten, starrten Weiße und Schwarze in die bezeichnete Richtung. Der Gedanke, daß man statt Wasser und Wildfleisch einmal wieder menschliche Lebensmittel erbeuten könne, elektrisierte sogar die Kranken.

Alle warfen sich in das Gras und duckten sich am Boden. Die Reittiere waren zum Glück noch weiter rückwärts, wo sie nicht gesehen werden konnten. Man barg sie in einer Senke.

Es dauerte eine endlose Zeit, bis die Karawane heran war. Ohne jeden Verdacht nahte sie.

Ihr Schreck war nicht gering, als plötzlich eine wahnsinnige Horde aus dem Grase hochsprang und drohend die Karabiner vorhielt.

Alle schönen Hoffnungen der Patrouille waren im selben Moment wie Seifenblasen zerplatzt. Sie sah keine mit Vorräten beladene Kolonne der Engländer vor sich, wie sie geglaubt hatte. Es waren Schwarze aus Aruscha, die Salz suchten; die weite Wanderung vom Meruberge her hatten sie gemacht, weil sie daheim angeblich noch nichts kaufen konnten.

„Mein Gott, Fundi, bist du es?" rief plötzlich Albert Blankertz aus. Er traute seinen Augen nicht, der eine der Leute war der geschickteste Handwerker auf seiner Pflanzung, die nur wenige Stunden von Aruscha lag. Vermutlich arbeitete er noch dort, da die Eltern des Palästinensers beim Einbruch der Engländer am Meru verblieben waren.

Der Schwarze war nicht weniger erstaunt als sein Herr. Er mußte zahl-

lose Fragen des Kriegsmannes beantworten, die alle unvermittelt hintereinander hervorsprudelten.

„Großer Gott, welche Freude!" jubelte Albert. „Der Mann hat mein einziges Söhnchen noch vor wenigen Tagen auf der Veranda des Hauses am Meruberge herumspielen sehen! Meine Eltern und meine Frau sind nicht vertrieben worden!"

* * *

Man nahm den Fundi und einen seiner Freunde mit. Er führte die Patrouille zu einem Massaistamm am Berge Gelei. Gegen Abend kam man an. Jenseits eines Salzsees, der pechrabenschwarz durch die Dämmerung geisterte, kampierten die Nomaden mit ihren Herden. Zum ersten Male seit langer Zeit genoß man wieder Milch.

„Ich will den Massai gegen einen Requisitionsschein zwei Kühe abkaufen!" sagte Konrad, der sich etwas erholt hatte. „Wir wollen sie dem Fundi und seinem Freunde schenken. Die können uns dafür auf dem kürzesten Wege an den Ketumbin führen! Von dort ziehen wir am Merkerstein entlang nach dem Longido!"

Die Massai brachten die Kühe. Sie taten es ungern, aber sie fürchteten sich vor den Karabinern.

„Drüben am Berge Ketumbin sitzt der Große Herr der Wengereza, der Bwana Mkubwa von Aruscha, Mr. Brown!" sagten sie. „Er hat einen Brief für euch in Engaruka hinterlassen, wollt ihr den nicht holen lassen?"

Konrad blickte nach Süden, wo Engaruka lag. Es mochte ein Weg von zehn Stunden sein.

„Wir werden Bwana Brown selbst aufsuchen!" erwiderte er den Nomaden. „Gebt uns zunächst Führer mit bis ans nächste Wasser!"

Unbesorgt schlief man unter Hunderten von Massai. Posten konnte Konrad nicht ausstellen. Auch die Askari waren nicht mehr fähig zu wachen, wie es sonst geschah.

Jeder schlief mit dem Gewehr im Arm. Den Massai hatte man den Tod angedroht, wenn sie sich nachts näherten.

Niemand kam, auch Mr. Brown nicht ...

* * *

Am nächsten Tage erreichte die Patrouille das Massailager am Ketumbin. Von dem am gleichen Berge lagernden Political Officer von Aruscha sah

und hörte sie nichts. Milch gab es in Fülle. Man schlachtete Schafe wie im Dezember.

„Wohin zieht ihr?" fragten die Massai.

„Geradeswegs nach Aruscha!" antwortete Konrad. „Uns drängt es, Mr. Brown zu sehen! Er scheint wieder heimgekehrt zu sein!"

Tags darauf schlug man die Richtung auf Aruscha ein, um die Massai zu täuschen, bog aber im dichten Busch nach Norden ab und wandte sich der Matumbatusteppe zu. Regen setzte ein und verwischte alle Spuren der Patrouille.

Theodor mußte die Spitze übernehmen. Da alle krank waren, konnte auf ihn keine besondere Rücksicht genommen werden.

Der Himmel entlud sich in Wolkenbrüchen. Nach einer Stunde stand der Busch unter Wasser. Alle froren in den Sätteln.

Als die Wolken ausgepumpt waren, blieb ein graues Leichentuch über der Steppe hängen.

Gegen Abend setzte der Regen wieder ein. Wie Theodor die Richtung halten konnte, war dem Alten ein Rätsel.

Nach einer Weile führte der Marsch durch lichten Wald. Sobald der Regen etwas nachließ, warf man sich in eine nasse Senke und wartete den Morgen ab.

* *
*

Im Laufe des folgenden Tages rastete Konrad zum Abkochen am Merkerstein in der Matumbatusteppe. Auf die wilde Einsamkeit der Kopjes und Klippen ringsum achtete niemand. Aller Augen wandten sich nach Osten, wo eine Felsenburg aus der Steppe gestiegen war, die wie kaum ein anderes Trutzwerk der Natur in den vergangenen Kriegsjahren die Herzen aller Weißen beschäftigt hatte, der deutschen sowohl wie der britischen.

Es war der Longido. Von hier aus hatte sich die Flut der Eroberer nach Süden gewälzt und die Deutschen immer weiter getrieben. Nun waren sie unten im Zentrum der Kolonie bis jenseits des Rufijistromes zurückgedrängt worden, indes ein kleines Häuflein fahrender Reiter die Stätte wieder aufsuchte, von der das Schicksal Deutsch-Osts seinen Ausgang genommen hatte.

Abends lagerte man dicht vor dem Berge, im Schutz der Steppe. Als der Morgen kam, besuchte die Patrouille den Schwarzen Stein, das „Gibraltar" der Engländer, die sich in den felsenstarrenden Klippen unangreifbar gefühlt hatten. Den Söhnen Albions war aus den Naturbastionen des

Berges kein Ruhm erwachsen, wohl aber jener kleinen Bauerschen Truppe, die sich im feindlichen Gibraltar eingenistet und mit 45 Gewehren gegen fast vierhundert an jenem denkwürdigen Septembertage 1915 ihre Freiheit behauptet hatte.

Vom Schwarzen Stein ritt der Alte mit seinen Leuten um den Berg herum zum Südwasser des Longido und rastete wieder unter den Schirmakazien wie in alten Tagen, als über dem herrlichen Land noch die deutsche Flagge wehte.

In den Felsenklüften spielten die Klippschliefer wie einst. Die Tafel gab noch die Namen der englischen Gefallenen kund, die am 3. November 1914 den vergeblichen Sturm auf den Berg versucht hatten.

Grashütten vor dem Steinhause der Bismarckhütte am Kilimandscharo, 2800 m über dem Meere, am oberen Urwaldrande gelegen.
Das Steinhaus selbst war der Schauplatz des letzten Kampfes der Reiter am 25. März 1917.
(Nach einem Aquarell von Thea de Haas.)

Boma in Altmoschi am Kilimandscharo.
(Hier waren die letzten Reiter nach der Übergabe der Bismarckhütte eingesperrt.)

Die kriegsgefangenen Ostafrikaner sehen die Küste ihrer zweiten Heimat auf dem Abtransport nach Ägypten entschwinden.

39. Rombo

Die Patrouille legte einen Ruhetag in Olmolog ein wie in längſt verrauſchten Zeiten. Die verlaſſene Farm am Nordhang des Kilimandſcharo, der einſtige Ausgangspunkt aller Anſchläge der Achten Reiter gegen die Ugandabahn und zahlloſer Unternehmungen gegen das engliſche Beſillager, ruhte im Dornröschenſchlafe der Wildnis. In einem anſtrengenden Tagesmarſch war man vom Südwaſſer des Longido hergeritten.

Ein paar Maſſai fanden ſich ein, von denen man ein Schaf requirierte. Es war ein ſolenner Feſtbraten. Konrad, der das Protokoll über den ehemaligen Patrouillenführer in Urſchrift in der Nähe der Zyklopenburg der Serengeti eingegraben hatte, vergrub hier die Kopien und andere wichtige Dokumente. Alle waren in wohlverſiegelten Glasflaſchen gegen Vermoderung geſchützt worden.

Man ſchlief auf der Veranda, die ehemals für den Patrouillenführer reſerviert geweſen war. Es wurde ein tiefer und traumloſer Schlaf, der über den Alten kam. Er war wieder „daheim".

Der Weg um den Kilimandſcharo herum führte durch Elefantengras, das über den Tieren und ihren Reitern zuſammenſchlug. Es war ſtickig und atemraubend wie einſt das Röhricht in der Wembäreſteppe auf dem Wege nach Limbita. Als man mitten im Dickicht war, erſcholl plötzlich das trompetende Gekreiſch der Könige der Wälder. Sie waren ganz nahe.

„Wenn ſie uns hier jagen, wie ſie mich einſt droben im Urwald vor Olmolog vor der großen Beſilpatrouille mit Freiherrn v. Schroetter gehetzt haben, entrinnen wir nicht!" brummte der Alte. „Es wäre ein übles Ende, von ihren Säulen zerſtampft zu werden!"

„So oder ſo!" kicherte der Vizefeldwebel. „Der Effekt iſt der gleiche! Ich ſchlage eine Elefantenjagd vor!"

Der alte Reiter lachte. Man arbeitete ſich durch die hohen Stauden hindurch, ohne rechts oder links weiter als einen Fuß zu ſehen. Ein Elefantenrüſſel hätte ſich die einzelnen Reiter aus dem Graſe gelangt wie ein Kind

die Rosinen aus dem Kuchen. Mit keuchenden Lungen drangen Tiere und Menschen verzweifelnd vor.

„Wenn sie nur nicht näher kommen!" Das war jedermanns Stoßgebet mit alleiniger Ausnahme dessen, der am tiefsten im Dickicht stak, weil er der Allerkleinste war, des Vizefeldwebels und Offizieraspiranten Strecker aus „Schtuegert".

* * *

„Dort drüben die Höhen sind das Hochplateau von Laitokitok!" sagte Konrad an einem der nächsten Tage. „Es ist der Schauplatz einer der glänzendsten Taten des ehrwürdigen Freiherrn v. Bock, des Tapfersten der Tapfren! Wo mag der brave alte Oberstleutnant jetzt wohl stecken? Übrigens nähern wir uns allmählich der bereits zu Rombo gehörenden Landschaft Usseri!"

Am folgenden Morgen ritt die Patrouille in die Bananenhaine der Wadschagga ein. Der Abend sah sie um lodernde Feuer herumgruppiert, mitten im Häuptlingsquartier. Hühner, Eier, Milch, Schafe und Ziegen waren ihnen gebracht und was mehr als alles andere bedeutete: Bananen.

„Wir leben im Elysium!" meinte der Vizefeldwebel. „Es soll mich nur wundern, wie lange die Herrlichkeit dauert."

„Ich habe eben einen Brief an die Väter vom Heiligen Geist geschrieben und den Besuch des Mr. Smith aus Nairobi angekündigt, der das wärmste Interesse an der Mission nimmt!" verkündete Konrad. „Er wird morgen mit sechs Freunden in Rombo eintreffen! Zeit: elf Uhr mittags!"

„Nicht übel!" meinte der Schwabe.

„Ich weiß nicht, wer jetzt im Kloster ist!" fuhr der Alte fort. „Wenn ich schreibe, daß Deutsche kommen, so rücken die Herren Patres und Fratres aus, müssen ausrücken, da sie sicher den Neutralitätseid zu schwören gezwungen wurden und nun Unannehmlichkeiten mit den Engländern befürchten! Elf Uhr ist kurz vor dem Mittagessen, da wird die Zubereitung der Mahlzeit nicht viel Zeit erfordern! Auf diese Weise brauchen wir nicht zu besorgen, daß uns die Engländer in die Kochtöpfe fallen! Kinder, ich lade euch alle zu einem Festschmause auf morgen in das Refektorium ein! Ich kenne es gut! Es ist eine gastliche Stätte! Leider ist Pater Rudler nicht mehr da, mein alter Gastfreund, sonst gäbe es auch noch ein Glas Ulayastoff[1])!"

[1]) Europäischer Alkohol.

„Am Ende sitzen die Engländer bereits im Refektorium und warten auf uns!“ lachte Albert.

„Sie können ruhig dort bleiben!“ sagte der Alte. „Nur die Waffen brauchen sie abzugeben! Wir sind keine Unmenschen!“

Bis spät in die Nacht saßen die deutschen Reiter mit den Eingeborenen zusammen und hörten, was die Schwarzen über Captain Wickham von Taveta erzählten und den Bwana Mkubwa von Moschi, Sir Theodore Morison, den Political Officer.

* * *

Am Horizont tauchte das weithin in die Lande leuchtende, weißschimmernde, schloßartige Kloster der Väter vom Heiligen Geiste auf. Hoch vom Hang des Kilimandscharo her grüßte es.

Konrad hielt einen Brief in der Hand, den ihm eben ein Eilbote des Klosters übergeben hatte. Er riß den Umschlag auf und las die Karte. Sie war in englischer Sprache geschrieben und enthielt eine höfliche Einladung für „Mr. Smith aus Nairobi und seine sechs Freunde“.

„Hurra!“ schrie der Alte, vor dessen Augen die Buchstaben tanzten. „Hurra! und nochmals hurra! Das Beste habe ich euch noch gar nicht erzählt!“

„Was ist's?“

„Die gute Pulle ist fällig, Kinder! Pater Rudler ist wieder in Rombo, er hat die Karte geschrieben! Nun fehlt nur noch Bruder Kaspar Greiß! Das wäre ein Fest, wenn der auch noch dort säße! Na, es ist eine Freude für mich, die ihr euch gar nicht ausmalen könnt!“

* * *

„Du reitest vor, Theodor! Dich kennt niemand, aber mich kennen sie alle! Ich muß ganz hinten am Schluß des Zuges erscheinen! Vielleicht beobachten sie uns schon von weitem durch Ferngläser! Wenn sie mich erkennen, verkriechen sie sich notgedrungen in irgendwelche Mauselöcher, und der Spaß ist aus!“

Der junge Reiter folgte dem Befehl des Vaters und ritt an der Spitze des Zuges. Eben näherte man sich dem Kloster. Den Anmarsch hatte Konrad versteckt gewählt und tauchte an Ort und Stelle auf, ehe man ihn erwartete.

Theodor war bereits um die Ecke des Gebäudes gebogen.

„You are soldiers?“ rief ein hochgewachsener, schlanker Pater in

langem, wallendem schwarzem Barte aus, als er das Gelumpe der Khaki-uniformen erblickte und die Askari wahrnahm.

„Jawohl, wir sind Soldaten!" schrie vom Ende der Kolonne her der alte Reiter. „Guten Tag, mein lieber Pater Rudler! Kennen Sie mich noch? Konrad alias Mr. Smith! Ist das nicht eine nette Überraschung?"

Der Pater starrte mit verdoppelten Pupillen auf den Deutschen, als sähe er einen Geist.

„Jawohl, ich bin es! Schauen Sie nur richtig zu! Hoffentlich ist das Essen für Mr. Smith so gut, wie es für Herrn Konrad gewesen wäre, wie! Aber wer ist denn der Mann in Khaki dort?"

„Es ist ein englischer Posten, der hier belassen ist. Captain Wickham von Taveta war gestern bei uns. Er kam mit einem Maschinengewehr und ein paar Dutzend Soldaten, weil die Eingeborenen unruhig sein sollen!"

„Kann mir denken, an welche Eingeborenen er dachte!" lachte Konrad und ging auf den durch den Garten näher kommenden feindlichen Soldaten zu. Wohlwollend legte er ihm die Hand auf die Schulter.

„Sie haben sich sicher nicht träumen lassen, daß Sie noch einmal in deutsche Kriegsgefangenschaft fielen, mein Freund!" sagte er in vollendetem Englisch. „Aber kommen Sie, das Essen ist fertig, wie der Pater sagt! Mr. Smith bittet Sie, sein Gast zu sein!"

* * *

In dem mit Rosen und Veilchen geschmückten Refektorium gab es ein herrliches Mahl. Daß man wieder an weißgedeckten Tischen aus Porzellangeschirr mit richtigen Bestecken aß, rührte die Reiter fast zu Tränen.

Der Pater hatte noch eine Flasche Vermouth di Torino, die er opferte. Die Unterhaltung war fröhlich, ging in die ersten Tage des Krieges zurück und erstreckte sich bis auf die Gegenwart. Der gefangene Mann war ein Südafrikaner, der sich bald unter den Deutschen so wohl fühlte, als gehörte er zu ihnen. Konrad sprach zu ihm in der „Taal", dem Kapholländischen; das hatte ihm Herz und Zunge gelöst.

Jeder bemühte sich, angenehm zu sein. Der Südafrikaner gab auf einen leisen, aber verständlichen Wink Konrads seine überflüssige Garderobe ab, in die sich die zerlumpten Askari kleideten; er erhielt dafür einen Ausweis an seine Militärbehörde, in der ihm bescheinigt wurde, daß er ohne sein Verschulden durch eine Kriegslist in Gefangenschaft gefallen war.

Der Alte schrieb einen Brief an den Political Officer von Moschi. Der Brief war kurz.

„Wir haben die deutsche Fahne wieder aufgepflanzt am Berge Kilimandscharo! Kommt und holt sie!"

„Warum das?" fragte Theodor den Vater.

„Wir bringen sie in Dampf und beschäftigen ihre Truppen!" erklärte der Alte. „Kommen sie nicht bald, so sind wir über alle Berge, und das Spiel beginnt anderswo von neuem!"

Man verabschiedete sich vom Pater und den guten Schwestern, die dicke Würste gespendet hatten. Das im Kloster befindliche Chinin, das die Engländer eben erst geliefert hatten, requirierte Konrad ohne viel Federlesens.

Der Südafrikaner erhielt seine Freiheit zurück ...

* * *

Von Rombo aus ritt Konrad nach der evangelischen Mission Mwika.

Der Balte, der hier stationiert war, traute seinen Ohren nicht, als gegen acht Uhr abends Hufgeklapper vor seinem Hause erscholl und eine rauhe Stimme im Namen der Patrouille Einlaß begehrte.

„Wer ist da?" fragte er nochmals, ehe er öffnete. „Eine deutsche Patrouille? Unmöglich! Seit einem Jahre gibt es keine deutschen Soldaten mehr am Kilimandscharo!"

Es dauerte geraume Zeit, bis er sich zu öffnen entschloß, um die aus der Stockfinsternis auftauchenden späten Gäste sich näher anzusehen; auch die deutschen Worte hatten seinen Argwohn noch nicht zerstreut. Um so herzlicher war die Bewillkommnung, als er sich überzeugte, daß alles stimmte.

Der Abend wurde herrlich. Die Hausfrau wußte nicht, was sie alles aus Küche und Keller heranschleppen sollte, um ihrer Freude Ausdruck zu verleihen. Trotz der späten Stunde ließ sie es sich nicht nehmen, den Tisch zu decken und ein regelrechtes Mahl zuzubereiten. Wundervolle Ananas krönten den Tafelaufbau herrlichster, den Reitern auch im Traume nicht mehr erschienener Früchte. Wohltuender als alle materiellen Genüsse wirkte die rührende mütterliche Sorge und echte Herzlichkeit der guten Frau Missionarin. Mit Tränen der Dankbarkeit und Freude in den Augen schieden die rauhen Gäste.

* * *

Der Ritt ging nach Marangu. Der Goanese wurde um Mitternacht aus dem Schlummer gescheucht. Seine Lebensmittelvorräte übernahm die Patrouille ordnungsmäßig gegen Requisitionsschein. Man packte alles ein,

sogar kalifornische Früchte und Cadbury-Schokolade. Natürlich wurden auch wärmende Decken und Tücher nicht vergessen.

„Hätte ich gleich gewußt, daß ich es mit Deutschen zu tun hatte, so wäre alles glatter gegangen!" sagte der anfangs nicht wenig verdutzte Ladeninhaber und brachte Konrad eine Flasche Hennessy Three Stars. Der Alte trank und reichte sie dann den Kameraden. Es langte auch noch für Schausch Hamsini und die drei anderen Askari.

Zu später Stunde trommelte Konrad den Missionar Raum heraus. Der mitten aus dem besten Schlaf aufgestörte Mann erschrak des Todes, als er hörte, er solle seine Landsleute noch in der Nacht in den Urwald führen. Vergeblich berief er sich auf den Neutralitätseid, den er den Engländern hatte schwören müssen. Kein Sträuben half.

Konrads Tier überschlug sich ein paar Stunden später auf dem steilen Urwaldwege. Die Kameraden in seiner Nähe glaubten, er habe das Genick gebrochen. Behutsam zogen sie den Alten unter dem Maultier hervor. Er war an allen Gliedern zerschunden, hatte aber seltsamerweise weder Arm noch Fuß ernstlich verletzt.

Als der Weg nicht mehr verfehlt werden konnte, wurde der Missionar entlassen. Die Reiter schliefen, wo sie gerade hielten. Keiner sah sich nach dem anderen um. Alle waren zu Tode erschöpft.

* * *

Stimmen im Walde weckten die Schläfer. Es waren Wadschagga, die sich ahnungslos genähert hatten und sofort wieder verschwanden, als sie Weiße vor sich sahen.

Konrad erwachte mit Fieber. Schmid und Theodor klagten ebenfalls. Der Schiffszimmermann war von rasenden Zahnschmerzen gefoltert.

Man kletterte weiter den Berg hinauf und zog die Maultiere hinter sich her. Die Tiere waren erschöpft wie ihre Herren und schleppten sich mühsam hoch. Schwere Unbequemlichkeiten verursachte der Transport eines neuen Maultiers, das einem Jumben der Wadschagga gehörte und zwischen Mwika und Marangu aufgegriffen worden war.

Daß man überhaupt noch vorwärts kam, verdankte man nicht der eigenen Kraft, sondern der Umgebung. Der heimatliche Berg hatte sein schönstes Gewand angelegt und entbot den letzten Reitern der rechtmäßigen Herren des Landes seinen Willkommgruß. Die Sonne Deutsch-Osts entsandte ihre stärksten Strahlen, die schwersten Stunden des Aufstiegs durch die Wunder des Waldes zu versüßen. Die grauen Bärte der himmelhohen Stämme blitz-

ten im Morgentau. Zarte Lianen waren in schwindelnde Höhen emporgeklettert und hatten ihnen im Frühlicht den Brautkuß geboten. Duftiges Rankengewebe schwebte wie ein flimmernder Märchenschleier in den Lüften.

Die durch den hehren Baldachin gedrungenen Strahlen fielen wie ein goldener Regen auf den schwellenden Waldesteppich. Rostfarbene Farnsträucher gleißten wie glühendes Kupfer. Das Auge der müden Reiter füllte sich mit Licht. So sahen die Wälder der Heimat aus, in denen sie als Knaben gespielt. Als sie sich erstaunt umsahen, wollten sie ihren eigenen Augen nicht glauben. War es Wahrheit? War es ein Traum? Der grüne Waldesteppich um sie herum grüßte sie mit Heimatsblumen, die sie überall, nur hier nicht, erwartet hätten: er war über und über mit Veilchen besät ...

40. Bismarckhütte

25. März 1917

Wilde Verwünschungen hinter den nächsten Büschen ließen Konrad plötzlich aufhorchen, obwohl ihm das fiebernde Blut in den Adern kochte und der flimmernde Sonnenglast auf dem fast nackten, mit spärlichem Ginster bewachsenen Hang die Pupillen mit tausend glühenden Nadeln stach.

Seit einiger Zeit war man aus dem kühlen Schatten des Urwaldes herausgetreten und kletterte nun mit keuchenden Lungen eine steile Bergwand hoch. Vor dem flammenden Tagesgestirn war alle Poesie zerstoben. Eine Handvoll zu Tode erschöpfter Menschen erklomm mit der letzten Kraft der Verzweiflung die brennenden Felsen und zerrte die taumelnden Maultiere hinter sich her.

Jenseits der Büsche stieß der alte Reiter auf einen in Fieberdelirien rasenden Kameraden, der in Tobsuchtsanfällen sein den Gehorsam weigerndes Tier anbrüllte; dieses war am Ende seiner Kräfte und gegen alle Eindrücke unempfänglich. Sein Herr verlor den letzten Rest von Besinnung und ging eben dazu über, mit erhobenem Gewehrkolben dem Maultier den Schädel zu zertrümmern, als Konrad ihm in die Arme fiel.

„Ich schlage den Mistbock nieder!" schrie der Rasende im Paroxysmus der Wut.

„Sie werden das nicht tun, und es wird auch gehen!" erklärte der Alte ruhig.

„Gehen Sie aus dem Wege, oder es geschieht ein Unglück!" tobte der andere.

„Gar nichts geschieht!" sagte der Graubart kalt. Nur zu wohl begriff er, daß der Mann gar nicht mehr für das, was er redete oder tat, verantwortlich war, setzte aber, entschlossen, nicht nachzugeben, selbst wenn es zum Äußersten käme, ein so drohendes Gesicht auf, daß der Fiebernde die Waffe sinken ließ und von neuem nach dem Zügel griff. Der Alte unterstützte seinen Versuch, und das Tier gehorchte.

Unter wahnsinnigen Strapazen kletterten auch die letzten Reiter zu der

Schutzhütte empor, die am Saume des von links her wieder vorgedrungenen Urwaldes versteckt lag. Sie war in einer Höhe von 2800 Metern über dem Meeresspiegel errichtet worden.

* * *

In vollen Zügen genossen der alte Reiter und sein Sohn das erhabene Bild, das ihnen die Fernsicht von der Berghütte des Kilimandscharo her bot. Obwohl beiden die Glieder im Fieber schlotterten, trank ihr durstiges Auge die wunderbare Schönheit dieser afrikanischen Erde, um die so viel deutsches Herzblut verspritzt worden war.

„Dort unten liegt Taveta, der alte englische Grenzposten!" sagte Konrad. „Siehst du ihn dort in der verbrannten, öden Steppe? Genau so gottverlassen lag er an jenem 15. August 1914 da, als die erste Kugel des Krieges über mich dahinpfiff und meinem Hintermann in die Brust fuhr, statt mich zu fällen! Ich kann mir denken, mit welchen Augen der Brite aus der Wüste da drüben hierher in das Paradies blickte! Den Kilimandscharo hat er uns nie gegönnt! Nun sind wir die letzten Deutschen, die als freie Männer diesen Berg betreten, bereit, das Ringen um ihn zu erneuern, nachdem er uns ein Jahr geraubt war! Merkwürdig, daß für mich der Krieg an der Stelle endet, wo er vor fast drei Jahren seinen Anfang nahm!"

„Seltsam!" stimmte der Sohn bei. „Daß wir den Weg hierher uns noch einmal zu bahnen vermöchten, hätte ich nie gedacht!"

„Ich bin leider nur hergekommen, um meine Träume zerstieben zu sehen!" seufzte der Alte. „Wie Teja am Vesuv hoffte ich den letzten Kampf hier kämpfen zu können, den Rücken an den heimatlichen Berg gelehnt und durch ihn gedeckt. Nun sind wir ein Häuflein Kranker, und wenn der Feind kommt, sind wir verloren. Nur Strecker ist munter und zur Not noch Albert, der Palästinenser! Die beiden Schwaben allein sind kampffähig, sonst niemand mehr!"

„Deine Idee, dich hier auf dem Berge festzusetzen, war keine üble!" erklärte der Sohn. „Es freut mich, daß der Vizefeldwebel dich so wacker darin unterstützte! Vielleicht macht es sich wieder, Vater, dann können wir noch allerlei erreichen! Rede nicht von dem letzten Kampf der Goten und von dem sterbenden Teja! Denke an den wagemutigen Karthager auf der vom Feinde eroberten sizilischen Erde, an Hamilkar auf dem Berge Eryx! Die Römer bekamen ihn nie! Von dieser Höhe können wir nicht nur Moschi beunruhigen! Wohin wir wollen, steigen wir hinab, sogar nach Engare-Nairobi und Olmolog, wenn wir mögen! Fangen kann uns niemand hier!"

„Wenn wir gesund wären, nicht!" sagte der alte Reiter. „Welch ein Jammer, daß man nie früher daran dachte, in dieser natürlichen Bergfestung für solche Tage Depots anzulegen und eine Guerillaschar zurückzulassen, als Moschi und Aruscha fielen!"

* * *

Konrad und Theodor sowie der lange Tübinger konnten von all den herrlichen Dingen, die man aus dem Laden des Goanesen mitgebracht hatte, nichts genießen. Zähneklappernd lagen sie im Innern der Bismarckhütte auf dem Boden; auch der Schiffszimmermann und Mallin waren nicht auf der Höhe.

Feueralarm scheuchte sie vom Lager auf. Die große Grashütte, in der die Boys hantierten, stand plötzlich in Flammen. Die in der Luft umherwirbelnden Funken drohten nicht nur auf die übrigen Bandas, sondern auch auf das Steinhaus überzugreifen, in dem die Weißen lagerten.

„Das ist eine schöne Bescherung!" brummte der Alte. „Der Brand ist ein weit über den Berg hin loderndes Fanal und geradezu eine Einladung für die Engländer, uns hier zu besuchen!"

Es stellte sich heraus, daß das Feuer durch die Unvorsichtigkeit eines der Boys entstanden war. Sefu schob die Schuld auf den von Mkalama mit Konrad vom Parlamentärritt gekommenen Fremden. Feststellen ließ sich nichts mehr.

Die Gefahr für das Steinhaus konnte nach einiger Zeit als abgewendet gelten. Lustig flatterte vom Treppengeländer des Aufstiegs zur Bismarckhütte die schwarzweißrote Fahne, die man aus der Hose Jumas glücklich wieder zusammengeflickt hatte.

„Wir können hier in der Schutzhütte nicht lange bleiben!" erklärte der Alte. „Spätestens morgen ziehen wir weiter den Berg hinauf und suchen einen passenden Schlupfwinkel!"

„Morgen bin ich noch auf keinen Fall so weit!" meinte der Schiffszimmermann. „Das Hundeleben hält kein Teufel aus! Was soll die Hetze?"

Die anderen Kranken schlossen sich seiner Ansicht an. Hohlwangig und ausgemergelt umstanden sie den alten Reiter, ihre Glieder zuckten im Schüttelfrost, aus den stumpf gewordenen Augen flackerte mit einem Male ein unheimliches Licht.

Anders als sonst prallten heute die Ansichten aufeinander. Der Alte, der sich kaum auf den Beinen halten konnte, bestand trotzig auf seinem Willen. In dem Widerstreit der Meinungen hielt jeder einzelne alle anderen für

wahnsinnig und wähnte sich selbst allein im Vollbesitze der Vernunft. Längst schon war es dahin gekommen, daß ähnlich wie bei Schiffsbesatzungen in jahrelanger Abgeschlossenheit keiner den andern mehr sehen mochte ...

„Ich wollte, die Engländer kämen und machten mit einer gutgezielten Salve der ganzen Misere ein Ende!" rief endlich wutschnaubend der Graubart und warf sich wieder in eine Ecke der Stube. Theodor und der lange Tübinger folgten seinem Beispiel ...

Eine Stunde später fielen Schüsse aus dem Walde. Eben brach die Abenddämmerung herein.

„Die Engländer sind da!" schrie der kleine Schwabe von draußen.

Die Kranken erhoben sich und griffen nach den Gewehren. Der Alte stürzte ins Freie und gab den Askari den Befehl, die Maultiere aus einer der Grashütten zu holen und in den Urwald zu führen. Vom Feinde war nichts zu sehen.

Konrad war willens, das Steinhaus aufzugeben und in den Urwald zu gehen. Die Kranken sträubten sich dagegen. Da nur der Vizefeldwebel und der Palästinenser noch in Betracht kamen, so konnte der Plan nicht ausgeführt werden.

Nach den ersten Schüssen verstummte das Gewehrfeuer des Feindes. Die Nacht brach herein.

„Sie umgehen uns und laufen von allen Seiten Sturm auf das Haus!" sagte der Vizefeldwebel.

„Wir werden sie richtig empfangen!" meinte der Palästinenser.

„Auf alle Fälle sind sie schneller da, als wir dachten!" brummte Konrad. „Daß sie uns so bald auf den Fersen wären, hätte ich denn doch nicht geglaubt! Sie müssen einen gehörigen Eilmarsch gemacht und den Berg heraufgerast sein, sonst kann ich mir ihr so zeitiges Erscheinen nicht erklären!"

Plötzlich knallte eine Salve von links. Gleich darauf krachte es aus dem etwa fünfzig Meter vor der Schutzhütte gelegenen Schützengraben, den der Oberleutnant v. Ruckteschell 1914 hier oben angelegt hatte. Die Deutschen schossen aus den Fenstern und der Türe der Bismarckhütte. Draußen auf der Treppe wehte immer noch die schwarzweißrote Fahne. Leider brannten die Balken der Grashütte noch und warfen ihren Flackerschein auf das Steinhaus...

Nach Einbruch der Nacht lag der Feind so nahe, daß der Sturm jeden Augenblick erwartet werden mußte. Das Feuer des Brandes war wieder aufgelodert und beleuchtete die am Fenster und in der Türe erscheinenden Verteidiger, während der Angreifer im Schutz der Finsternis dalag. Die

Kugeln knallten gegen das Wellblechdach wie Kanonendonner, hatten aber bisher noch keinen getroffen.

Plötzlich trat Totenstille ein.

„Weiß der Teufel, was für einen höllischen Plan der Brite jetzt ausheckt!" sagte jemand.

„Im nächsten Moment werden sie mit dem Bajonett durch die Fenster und Türen springen!" meinte ein anderer.

„Widerstand hat keinen Zweck mehr! Noch fünf Minuten, und wir liegen hier alle mit eingeschlagenen Schädeln!"

„Wie denken Sie, Konrad?" fragte der Vizefeldwebel.

„Es bleibt uns wohl nichts anderes übrig!" sagte der Alte. Er blickte von einem zum andern und las überall die gleiche Antwort. Zur völligen Klärung rief er jeden einzelnen mit Namen und fragte ihn nach seiner Meinung. Es war nur eine Stimme.

„Teilen Sie es den Engländern mit!" gebot Konrad dem Vizefeldwebel. Dieser schritt an das Fenster.

„We surrender!" schrie er in die Nacht hinaus.

„All right!" antwortete eine Stimme von draußen.

* * *

„Der Captain schickt Ihnen einen Whisky!" sprach eine halbe Stunde später einer der Engländer. Er kam aus der Stube, in der Major Morison von Moschi und Captain Wickham von Taveta sich eingenistet hatten, während der andere Raum den Deutschen geblieben war. Die schwarzen und indischen Truppen lagerten außerhalb des Steinhauses. Es war eine kalte, regnerische Nacht.

Der Alte nahm den Whisky ohne Gewissensbisse.

„Einer von Ihnen muß ein verdammt guter Scharfschütze sein!" meinte der Captain am nächsten Tage. „Die Kugel streifte mich fast am Gesicht!"

Es wird Albert gewesen sein! dachte der Alte und folgte dem Captain, der sein Gewehr als Andenken behalten wollte. Einer der Soldaten bat ihn um die Sporen. Konrad hatte sie einst selbst einem Engländer abgenommen und gab sie daher willig wieder her.

„Sie sind schneller gekommen, als wir Sie erwarteten!" bemerkte er zu Major Morison, der ihm irgendeine Freundlichkeit gesagt hatte. „Ich bewundere die Energie, mit der Sie den Marsch von Moschi hierher gemacht und den Aufstieg bewältigt haben! Es war Ihr Glück, heute wären wir über alle Berge gewesen!"

Engländer und Inder sahen es den Deutschen an, was sie durchgemacht hatten, und überboten sich an kameradschaftlicher Hilfeleistung. Sie reichten den Kranken beim Abstieg den Arm und geleiteten sie wie persönliche Freunde den Berg hinab. Ab und zu, wenn man rastete, steckten sie Konrad Cadbury-Schokolade zu.

Major Sir Theodore Morison ehrte die Deutschen in ihrem Führer. Er gab dem alten Reiter sein eigenes Pferd und ging selbst zu Fuß nach Moschi.

* * *

„If I ever have the opportunity of speaking about that affair, I shall put it on record that you and your companions were very stout fellows and that all the Englishmen in that part of East Africa had great respect for you. You were all utterly broken down by privation and sickness and would have been amply justified in coming in to the nearest English post to surrender uyorselves, but you put up a gallant fight to the last and only surrendered to overwhelming numbers. I always wanted to know whether you enjoyed the dinner which the German women at Moshi provided for you. It was I think the first Christian meal you had had for nine months. It was I who wrote to the women to suggest that they should give you a feast."

Diese Worte ritterlicher Anerkennung schrieb der ehemalige britische Feind und Überwinder, Sir Theodore Morison, Oberstleutnant a. D., jetzt Principal of Armstrong College, Newcastle-upon-Tyne, University of Durham, am 16. September 1925 an Konrad. In deutscher Übersetzung lauten sie etwa wie folgt:

„Wenn ich je Gelegenheit habe, von der damaligen Affäre zu reden, so werde ich die Tatsache festnageln, daß Sie und Ihre Gefährten sehr mannhafte Leute waren und daß alle Engländer in jenem Teile Ostafrikas großen Respekt vor Ihnen hatten. Sie waren alle unter Entbehrung und Krankheit völlig zusammengebrochen und wären durchaus berechtigt gewesen, sich dem nächsten englischen Posten zu ergeben, aber Sie fochten einen ritterlichen Kampf bis zum Äußersten und ergaben sich erst überlegenen Kräften. Ich hätte immer gern gewußt, ob Ihnen das Essen Freude machte, daß die deutschen Frauen in Moschi Ihnen anrichteten. Es war wohl das erste regelrechte Mahl, das Sie seit neun Monaten gehabt hatten. Ich bin es gewesen, der den Frauen den Vorschlag gemacht hatte, Ihnen ein Fest zu bereiten."

41. Das Nachspiel

Die Gefangenen wurden nach Tanga gebracht. Bald darauf trafen hier auch die drei Kameraden ein, die krankheitshalber in der Zyklopenburg am Nyarasa zurückgeblieben waren. Achtzehn Tage nach dem Abmarsch der Patrouille hatten die Engländer von Muanza her mit einer Kompagnie von 150 Mann und einer Kanone einen Zug in die Serengeti unternommen und das alte, längst geräumte Lager erstürmt; es ging in Flammen auf. Aus dem neuen Lager, das der Feind trotz allen Suchens nicht gefunden hatte, schickten die Kranken, sobald der letzte Becher Hirse verzehrt war, Boten hinter dem britischen Führer her und baten ihn, sie abzuholen. Captain Roberts ließ sie bereitwilligst aus der Zyklopenburg abtransportieren, zog mit ihnen im Triumph in Muansa ein und sandte sie über den Großen See nach Nairobi. Über Moschi kamen sie nach Tanga.

Das Wiedersehen der Kameraden wurde wenige Tage später durch den Tod August Dehnickes getrübt. Konrad hielt dem alten Gardereiter die Gedächtnisrede und geleitete ihn dann im Verein mit dem ebenfalls in Gefangenschaft geratenen ehemaligen Kompagnieführer der Achten, Major v. Boemcken, zur letzten Ruhe.

Der schwerste Schlag traf Albert Blankertz, den braven Paläſtinenſer. Wie ein Blitz aus heitrem Himmel kam er. Am Großen Natronsee hatte ihm sein schwarzer Fundi erzählt, er habe kurz zuvor sein Söhnchen auf der Veranda der heimatlichen Pflanzung spielen gesehen. In Tanga erfuhr Albert jetzt durch Zufall, daß sein kleiner Junge schon viele Monate tot war; der treue Schwarze hatte es nicht übers Herz gebracht, seinem heimatlos durch die Wildnis schweifenden Herrn die Hiobspost vom Verlust seines einzigen Kindes zu melden.

Der alte Graubart freute sich auf das Wiedersehen mit seiner in Daressalam internierten Frau. Sie schrieb, sie komme mit dem nächsten Dampfer nach Tanga. Das Schiff traf zur festgesetzten Zeit ein, aber die sehnlichst Erwartete war nicht an Bord: im letzten Augenblick hatte eine Fleischvergiftung sie auf das Krankenlager geworfen. Ehe sie wieder reisefähig war,

befand sich der Alte mit seinem Sohne und allen übrigen Kriegsgefangenen auf dem Wege nach Ägypten, wohin die Engländer in der Folge sämtliche Ostafrikaner schleppten.

* * *

Über zweieinhalb Jahre schmachteten Konrad und fast zweitausend seiner Leidensgefährten hinter dem Stacheldraht am Nil.

Eines Tages traf hier auch sein ehemaliger Kompagniekamerad Pallaß ein, der in einem der Gefechte im Süden schwer zerschossen worden war.

„Na, Konrad, wie war denn die Patrouille mit dem Erkürassier?" fragte er sofort. „Es ist lange her, seit wir unter dem Wunderbaum von Kwa Handu voneinander Abschied nahmen! Sie kamen nie wieder!"

„O mein Gott!" seufzte der Alte. „Wäre ich doch bloß Ihrem Rate damals gefolgt! Es ist ein Lied vom Leid, das ich anheben muß, und es hat noch kein Ende!"

Und er erzählte dem ehemaligen Lokomotivführer von der Nordbahn die Geschichte der Serengetipatrouille.

„Daß der Referendar Ancker beim Sturm auf Malangali gefallen ist, wissen Sie!" sagte Pallaß dann.

„Ich weiß es!" nickte der Graubart. „Hoffmeister hat es mir erzählt, der den Krieg ja auch überlebt hat. Über Anckers Heldentod wußte er genau Bescheid. Es war ein ganz hoffnungsloser Sturm, zu dem man ihn befohlen hatte. Mit sehenden Augen ging er in das sichere Verderben; wer von uns hätte von dem braven Ostpreußen etwas anderes erwartet!"

„Es ist ewig schade um ihn!" klagte der Lokomotivführer. „Der Referendar war jedem der liebste Kamerad in der Kompagnie!"

* * *

Mitte November 1919 kehrten mit den übrigen ägyptischen Gefangenen auch Konrad und Theodor und ihre Kameraden von der Serengetipatrouille in die Heimat zurück.

Der Alte hatte bereits von Kairo aus ein kriegsgerichtliches Verfahren gegen sich aus Anlaß der Festnahme des ehemaligen Führers beantragt. Zu einem Prozeß kam es jedoch nicht. Am 25. April 1921 stellte der Oberreichsanwalt das Verfahren gegen ihn und die beteiligten Reiter der Achten ein. Damit hing es wohl auch zusammen, daß gegen den einst in Afrika festgenommenen Patrouillenführer nicht weiter vorgegangen werden konnte. In der Heimat hatte man diesen zum Oberleutnant befördert; man ließ ihm

das Eiserne Kreuz Erster Klasse, das ihm vom Kommandeur der Schutztruppe für seine Verdienste im Kolonialkriege verliehen worden war.

Strecker, der Vizefeldwebel und Offiziersaspirant, wurde Leutnant. Theodor, der jüngste Reiter, bekam das Eiserne Kreuz Erster Klasse, das Major v. Boemcken, der frühere Kompagnieführer der Achten Reiter, bereits 1916 für ihn beantragt hatte; außerdem wurde er zum Vizefeldwebel befördert.

Der alte Graubart mußte mit der Achtung, die ihm der Brite zollte, vorliebnehmen; der Kommandeur der Schutztruppe ließ sich nie überzeugen, daß er einst seine Gunst einem Unwürdigen geschenkt hatte. Die süßeste Genugtuung des alten Reiters war, daß er 1922 auf dem Tangafest der Afrikaner in Berlin nach der Festrede Lettow-Vorbecks die Antwortrede im Namen seiner Soldaten halten durfte; Major v. Brandis, der Vorsitzende des Ostafrikaner-Verbandes, hatte ihn dazu aufgefordert ...

Gelegentlich eines Vortrags, den General v. Lettow im Jahre 1923 in Stolp in Pommern hielt, fanden sich auch drei ehemalige Angehörige der Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika ein, unter ihnen Dr. Hoffmeister, der einstige Postenführer von Singidda, und Pallaß, der frühere Achte Reiter und jetzige Reservelokomotivführer in Lauenburg.

Nach dem Vortrage begrüßte Lettow seine alten Waffengefährten. Er sprach mit Dr. Hoffmeister und wandte sich auch an den Reservelokomotivführer.

„Ich kenne Sie, Pallaß!" sagte er. „Sie waren einer meiner zähsten Patrouillengänger!"

Dann stellte er das rechte Bein auf einen Stuhl, klopfte dem Reservelokomotivführer vertraulich auf die Schulter und fragte:

„Sagen Sie einmal, Pallaß, war es denn mit dem Oberleutnant v. ..., den Konrad in der Serengeti festnahm, wirklich so schlimm?"

Ende.

Druck und Einband von Hesse & Becker, Leipzig. 5.527

2
4

32
34
Östl. L. 36 v. Greenwich
38
40
Victoria See
BRITISCH-
OSTAFRIKA
DEUTSCH-
OSTAFRIKA
Muansa
Natron See
Kilimandscharo
Meru
Moschi
Aruscha
Rombo
Marangu
Niasato
Oldogomo
Olmoti
Engaruka
Olmologo
Serengeti Steppe
Ngorongoro
Oldeani
Dugundega's
Kiraganda
Ukuvira
Nyarasa See
Manjara S.
Ussukuma
Ussansu
Umbulu
Mkalama
Tatonga
Sekenke
Ufiome
Singidda
Gurui B.
Tabora
Turu
Kondoa-Irangi
Usambara
Tanga
PEMBA
ZANZIBAR
Pangani
Saranda
Kilimatinde
Dodoma
Daressalam
MAFIA
Ruaha
Rufiji
Nyassa See
INDISCHER OZEAN
Standquartier der Patrouille September-December 1916.
Zug zum Kilimandscharo Februar-März 1917.
Züge der Patrouille 1916.
Deutsch Ostafr.
Übersichts Karte von AFRIKA.
Maßstab 1:4500000
50 0 50 100 150 200 Kilometer

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 039509333